



DAS SCHIFF

BEIBLATT DER TYPOGRAPHISCHEN MITTEILUNGEN

SCHRIFTFLEITUNG: ERNST PRECZANG, BERLIN SW 61, DREIBUNDSTRASSE 9

NUMMER I

JANUAR 1927

Zum neuen Jahre!

Zwischen dem Alten,
Zwischen dem Neuen
Hier uns zu freuen,
Schenkt uns das Glück,
Und das Vergangne
Heißt mit Vertrauen
Vorwärts zu schauen,
Schauen zurück.

Stunden der Plage,
Leider, sie scheiden
Treue vom Leiden,
Liebe von Lust;
Bessere Tage
Sammeln uns wieder,
Heitere Lieder
Stärken die Brust.

Leiden und Freuden,
Jener verschwunden,
Sind die Verbundenen
Fröhlich gedenk.
O des Geschickes
Seltsamer Bindung!
Alte Verbindung,
Neues Geschenk!

Dankt es dem regen
Wogenden Glücke;
Dankt dem Geschicke
Männiglich Gut;
Freut euch des Wechsels
Heiterer Triebe,
Offener Liebe,
Heimlicher Blut!

Andere schauen
Deckende Falten
Über dem Alten
Traurig und scheu;
Aber uns leuchtet
Freundliche Treue;
Sehet, das Neue
Findet uns neu.

So wie im Tanze
Bald sich verschwindet,
Wieder sich findet,
Liebendes Paar;
So durch des Lebens
Wirrende Beugung
Führe die Neigung
Uns in das Jahr. Goethe

GEDANKEN ZUR GESCHICHTE DER WISSENSCHAFT UND DER KUNST

Die Arbeiterklasse ist berufen, den Fortschritt des Menschengeschlechts zu verwirklichen. Nur indem das Proletariat sich von der Ausbeutung befreit und die kapitalistische Wirtschaft in eine höhere Organisation der Arbeit hinüberleitet, wird die Menschheit einen Schritt weiter gelangen auf der Bahn der Gefittung und Vervollkommnung.

Zu dieser ihrer weltgeschichtlichen Aufgabe bedarf die Arbeiterschaft dringend des Wissens und der Bildung. Gerade die aber wird ihr verweigert; absichtlich wird der Volksschüler mit seinem Wissen in einem weiten Abstand zurückgehalten hinter dem sogenannten »höheren« Schüler, und nur wenigen Proletariern gelingt es mit einem gewaltigen Aufwande von Energie, sich in späteren Lebensjahren einen Teil desjenigen Wissens zu verschaffen, das dem Besitzenden in der Jugend geboten wird.

Unentbehrlich unter den Kenntnissen, die der Proletarier braucht, ist namentlich die *Geschichte*: wie alles in der Vergangenheit geworden ist, wie es sich bis zum heutigen Stande entwickelt hat, das muß man wissen, um es mit Verständnis weiterführen zu können. Nur der kann die Probleme der Gegenwart richtig beurteilen, der weiß, mit welchen Problemen die Menschen in der Vergangenheit gerungen haben, wieweit und mit welchen Mitteln ihnen die Lösung gelungen ist. Das dürfte unbestritten sein. Nicht ebenso selbstverständlich dagegen wird es vielen erscheinen, daß zur Geschichte ganz notwendig auch die Geschichte von Kunst und Wissenschaft gehört. Das liegt jedoch nur an der verkehrten Art, wie diese meist gelehrt und betrieben wird. Nimmt man z. B. ein Buch zur Hand, das Kunst- oder Literaturgeschichte behandelt — was findet man darin? In der Regel nichts weiter als eine Aufzählung und Beschreibung von hervorragenden Werken, nebst Daten über den Lebenslauf ihrer Schöpfer. Es ist wirklich nicht übertrieben, wenn kürzlich ein Spötter diese Art von kunstgeschichtlichen Werken »Bilderbücher für Erwachsene« genannt hat. Keineswegs verschließe ich mich der Erkenntnis, daß hierin in den letzten Jahrzehnten mancher Wandel eingetreten ist. Man begnügt sich nicht mehr mit der bloßen Aufzählung, man ist bemüht, den Zusammenhang, das Hervorwachsen des Späteren aus dem Älteren aufzuzeigen. Aber mit all dem

ist man doch nur erst zu einer Stilgeschichte, einer Geschichte der einzelnen Formgattungen gelangt, und das reicht noch nicht dorthin, wo mir das Wesen, die Seele einer Geschichte der Kunst und der Wissenschaft zu sitzen scheint.

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß das Geistesleben eines Volkes in all seinen verschiedenen Erscheinungsformen, also Kunst, Wissenschaft und Religion, in engem Zusammenhang steht mit den sozialen Zuständen der Zeit. Ich will mich an einem Beispiel zu erklären versuchen. Der letzte und ärmste Bauernknecht in Hinterpommern, der sein Leben lang kein Theater sieht, kein Buch liest, nie in eine große Stadt kommt, unterliegt dennoch den Einflüssen der Kunst und Wissenschaft seiner Zeit. Sein einförmiges Leben wäre anders gestaltet, würde anders verlaufen, wenn Kunst und Wissenschaft anders wären. Bei der Wissenschaft mit ihren Einwirkungen auf Technik usw. ist das ja ohne weiteres klar. Es genügt, an Eisenbahn, Post, Telegraphen zu erinnern, an die Vervollkommnung landwirtschaftlicher Werkzeuge, an die Möglichkeit der Verwertung landwirtschaftlicher Produkte usw. Das alles hinterläßt ohne Frage feine Spuren in der Lebensgestaltung des Bauernknechtes, auch wenn es ihm nicht zum Bewußtsein kommt. Er lebt anders als z. B. seine Großeltern, weil die Wissenschaft inzwischen eine andre geworden ist. Bei der Kunst sind diese Einwirkungen weniger sichtbar, aber sie sind gleichwohl ebenfalls vorhanden. Um nur eines zu erwähnen: die ganze Denk- und Anschauungsweise einer Zeit, die Ansichten über das, was schön und häßlich, was gut und böse ist, mit einem Wort: die sog. »öffentliche Meinung« wird lebhaft von der jeweils erreichten Entwicklungsstufe der Kunst beeinflusst. Und das setzt sich fort bis ins letzte Kreisblatt, bestimmt die allgemeine Stimmung und färbt ab selbst auf den Landbewohner, der nicht einmal das Kreisblatt liest. Doch die Wirkungen sind wechselseitig. Ihrerseits werden Kunst und Wissenschaft beeinflusst durch die sozialen Zustände der Zeit und die von ihnen bedingte Lebenshaltung der Volksgesamtheit. Niemand wird gerade auf diesen Gebieten die Bedeutung der Persönlichkeit und ihrer Leistung leugnen. Aber womit und worauf hin arbeitet die Persönlichkeit des Gelehrten und des Künstlers? Wiederum ist bei der Wissen-

schaft der Zusammenhang leicht ersichtlich. Stellt nicht z. B. dem Naturforscher die Technik, das Bedürfnis der Wirtschaft jeden Tag neue Aufgaben? Aber auch die Kunst kann sich auf die volle Höhe ihres Wirkens nur dann schwingen, wenn sie Probleme behandelt, die aus den drängenden Aufgaben des Tages herauswachsen und ohnehin Herzen und Köpfe der Allgemeinheit erfüllen. Gerade die Gegenwart erbringt hierfür unaufhörlich den Beweis.

Wenn die Dinge so liegen, wenn Kunst und Wissenschaft nicht gewissermaßen als »Dinge an sich« über dem sozialen Leben der Zeit schweben, losgelöst von ihm und sich selbst genügend, sondern wenn sie als Frucht und rückwirkende Triebkraft anzusprechen sind, dann ergibt sich daraus eine ganz andre Aufgabe für den, der ihre Geschichte schreiben will. Es genügt dann nicht die Aufzählung der Werke, die sie geschaffen haben, nebst biographischen Notizen über deren Urheber, es genügt auch nicht die logische und psychologische Ableitung jeder folgenden Generation von Künstlern und Wissenschaftlern aus der vorhergehenden, die Aufzählung und Charakterisierung der ver-

schiedenen »Schulen«, sondern Wissenschaft und Kunst müssen als Teil der Zivilisation ihrer Zeit begriffen, erkannt und an ihren richtigen Platz gestellt werden. Es muß erforscht und gezeigt werden, wie die jeweilige Gestaltung von Wissenschaft und Kunst aus den Bedürfnissen der Zeit — den materiellen so gut wie den geistigen — heraus erwachsen ist und wie sie auf die Bedürfnisse der Zeit zurückgewirkt haben; welche Aufgaben die Zeit ihnen stellte, und wie, mit welchen Mitteln, auf welche Art sie diesen Aufgaben gerecht zu werden versucht haben. Mit einem Wort: die Geschichte der Wissenschaft wie der Kunst muß als *ein Teil, und zwar als einer der wesentlichsten Teile der Sozialgeschichte überhaupt* behandelt und darf keineswegs von ihr abgetrennt werden, da eben das historische Werden von Wissenschaft und Kunst nur in unmittelbarem Zusammenhang mit der allgemeinen Sozialgeschichte richtig verstanden werden und ihrerseits Bausteine zum richtigen Verständnis der sozialen Entwicklung liefern kann. Selbstverständlich muß dabei auch die Persönlichkeit der Forscher und Künstler in dem ihr zukommenden Maße gewürdigt werden.

Julian Borchardt, Berlin-Lichterfelde

DIE FRAU ALS EIGENTUM

Die »Frauenbewegung« von heute hat andre Ziele als ähnliche Erscheinungen früherer Zeiten. Heute handelt es sich hauptsächlich um wirtschaftliche Unabhängigkeit vom Mann, wozu ein Beruf und eigenes Einkommen helfen soll; früher galt es, die Ehefesseln zu erleichtern, d. h. den Mann, der sich als Herr der Gattin betrachtete, in die Schranken einer gleichwertenden Freundschaft zurückzuweisen. Daß die Frau als Eigentum betrachtet wurde, zeigt uns z. B. die alte indische Sitte, gemäß der ein Mann seine Frau einem andern schenken konnte, und es gibt heute noch Naturvölker, bei denen der Mann seine Frau dem Vater »abkauft«, indem er eine gewisse Gabe (Rinder, Waffen, Geräte u. dgl. m.) darbringen muß, ehe er die Tochter aus der Hand ihres Vaters empfängt. Damit ist keineswegs immer eine schlechte Behandlung verbunden; im Gegenteil, bei vielen Naturvölkern spielt die Frau eine glücklichere Rolle als der Mann. Ja, es entwickelt sich ein gewisser Stolz darauf, möglichst hoch »im Preise zu stehen«. So fagen die Javanerinnen, die Europäerinnen taugten wohl nicht viel, da ihr Vater noch etwas daraufgäbe (Mitgift), wenn

er sie verheirate. Es ist auch nicht ohne weiteres einzusehen, warum man sich entrüsten soll über die Sitte des Brautkaufs; teilweise ist er sogar sozialfittlichen Zwecken dienstbar gewesen: in Babylon mußten reiche Männer, wenn sie heiraten wollten, Geld in den Stadtfäkel bezahlen; diese »Steuern« wurden dazu verwandt, armen Mädchen, deren Eltern keine Ausstattung kaufen konnten, die für den Haushalt nötigen Gegenstände zu schenken. So war dafür gesorgt, daß kein Mädchen die Ehe entbehren brauchte aus äußern Gründen. Das alles ist schließlich wohl besser als die Unsitte macher Europäer, eine Frau als Zugabe zur Mitgift zu betrachten.

Außerdem wäre es ein vollendeter Trugschluß zu glauben, der Brautkauf stelle ein barbarisches Überbleibsel aus alter Zeit dar, und der modernen Kultur sei es vorbehalten gewesen, die Frau auf eine höhere Stufe innerer Wertschätzung zu stellen. Denn einmal gibt es viele »wilde« Völker, bei denen das Mutterrecht herrscht; die Kinder erhalten den Namen der Mutter; erbberechtigt sind bei Kinderlosigkeit nicht die Ehemänner, sondern die Blutsverwandten der Frau usw.

Zum andern gibt es auch heute noch Beispiele, daß von hochstehenden Völkern die Frau als Besitz betrachtet wird. Sowohl in Europa als auch in asiatischen Naturländern finden wir solche Spuren.

So ist die Einrichtung des Harems auf eine derartige Auffassung zurückzuführen. Gewiß liebt der Orientale seine Frau heiß und aufrichtig; aber er räumte ihr bislang nicht das Recht ein, ein eigenes Leben zu führen. Deshalb schloß er sie ab, damit er sicher sei, daß niemand auf den Gedanken komme, ihm seinen Besitz zu rauben. Ähnliche Anschauungen finden wir im deutschen Mittelalter wieder; auch da hatten die Frauen ihre abgeforderte Kemeate, und nur tougen (verstohlen) durften sie fremde Männer anfehen. Die höfische Vorschrift befagt, daß die Frauen mit gefenktem Blick gehen müßten, mit der Hand den Mantel haltend. Zweifelsohne war diese Stellung vorgeschrieben, um zu verhindern, daß die Frau sich Briefe zu stecken ließ. Auch wo die Frauen zur öffentlichen Gesellschaft zugelassen waren, wurde darauf geachtet, daß sie ihre Augen nicht umhergehen ließen; vergleiche in Uhlands Gedicht »Des Sängers Fluch« die Worte: »Die Ritter schauten mutig drein, und in den Schoß die Schönen.«

In andrer Weise versuchten andre Völker, die Frau beim Ausgang ängstlich zu hüten. So geht die Perferin, die im Hause Knieröcke trägt, auf der Straße in langem, ganz geschlossenem Umschlagemantel. Die Türkin mußte bisher ihr Gesicht verschleiern. Da diese Sitte nicht nur eine äußere Mode ist, sondern ihre Wurzel in dem Bewußtsein des Mannes hat, daß die Frau — sein Eigentum — sich keinem andern zeigen darf, ist zu verstehen, auf welche Schwierigkeiten die Neuerung der türkischen Regierung stieß, die den Schleier beseitigt wissen wollte.

Noch strenger war es im alten Japan. Dort rasierten sich die verheirateten Frauen die Augenbrauen ab und färbten die Zähne mit einer Art Tinte schwarz, damit kein Fremder Gefallen an ihnen fand. In Ägypten waren die Frauen früher gezwungen, barfuß zu gehen, wenn sie das Haus verließen. Bei dem dortigen harten Boden, der von der Sonne ausgedörrt und spröde ist, war das eine sichere Vorbeugungsmaßregel: die Frau blieb schließlich lieber zu Hause, als daß sie mit schmerzenden Füßen spazierenging.

Am deutlichsten sehen wir in dieser Beziehung die Vorherrschaft des Mannes in Tibet. Bevor in diesem felsamen Lande eine Frau die Straße betreten darf, wird sie mit einer schwarzen,

klebrigen, firupartigen Masse eingepinfelt, damit ihr Gesicht häßlich erscheint.

Wo solche Mittel der Kultur wegen unmöglich sind, versuchen die Gatten wenigstens in etwas ihr Mißtrauen zu beruhigen. Bekanntlich betrachten die meisten Männer schönes Haar bei einer Frau als wirkungsvollen Schönheitsreiz. So berichtet Tacitus, daß die Frauen der alten Germanen, die ihr langes Haar lose herunterwallend trugen, den Römern eben dieses natürlichen Schmucks wegen in die Augen stachen, und die Römerinnen versuchten, um dadurch »konkurrenzfähig« zu bleiben, rotblondes Frauenhaar aus Deutschland zu kaufen. Der Mann, der seine Frau als Eigentum betrachtete, mußte also leicht auf den Gedanken kommen, daß er allein auch berechtigt war, sich an dem Anblick des Haares zu erfreuen, und er verlangte demgemäß, daß seine Gattin ihr Haar vor Fremden verbarg. So erklären sich die Haarbinden der russischen und polnischen Jüdinnen, so auch die Haube der deutschen Frauen, die ihnen am Tage der Hochzeit aufgesetzt wurde. (Daher die Redensart: unter die Haube kommen.) Auch der Gebrauch gehört hierzu, daß in manchen Gegenden die unverheirateten Mädchen Hängezöpfe tragen, das Haar aber aufstecken, wenn sie verheiratet sind. Letzten Endes ist ja überhaupt die Eifersucht, sofern sie nicht seelische, sondern äußerliche Gründe hat, ein Zeichen dafür, daß der Mann seine Frau als Eigentum betrachtet, weil er nämlich glaubt, daß die Frau nach der Eheschließung kein Recht mehr habe, andern Männern als ihm Liebe zu schenken. Dabei ist, wie gesagt, zu unterscheiden zwischen der ehrlichen Qual, die eine Untreue gegebenen Falles hervorruft, und einem anmaßenden Verbot, das der Frau einseitig selbst auch die harmloseste Freundschaft mit andern Männern verübelt, während der Gatte vielleicht sogar als gutes Herrenrecht für sich in Anspruch nimmt, seinerseits trotz des Ehestandes sich für andre Frauen zu erwärmen.

Zu Beginn der Neuzeit herrschten über diesen Punkt in Deutschland freiere Ansichten; so berichtet der Italiener Poggio, nachdem er das Badewesen geschildert hat, über die Zustände im fünfzehnten Jahrhundert: »Es ist merkwürdig zu sehen, in welcher Unschuld sie leben, mit welchem Vertrauen es die Männer sehen, daß ihre Frauen mit ganz fremden Männern, und zwar allein, verkehren; dadurch werden sie nicht erregt, sie staunen über nichts, meinen, daß alles in gutem, unverdorbenem Sinne geschehe. Daher findet der Name Eifersucht, der gewissermaßen alle

Ehemänner erdrückt, bei denen keine Stelle. Denn es ist keiner bei ihnen gefunden, der eifertig wäre.« In jener Zeit war man also zu der guten alten Sitte zurückgekehrt, die Tacitus im Jahre 100 n. Chr. beschreibt: Der ungezwungene

Dr. Gerhard Kahlo (Annen i. W.)

Verkehr der beiden Geschlechter, und zwar nicht nur in der Jugend, sondern auch nach der Heirat, führte gerade dazu, daß eheliche Treue als selbstverständlich galt. Könnten wir in dieser Beziehung nicht von unsern Vorfahren lernen? . . .

NATURBEOBACHTUNG UND PAPIERERFINDUNG

Der Papierverbrauch hatte schon im Laufe des 18. Jahrhunderts solchen Umfang angenommen, daß die Papierfabrikation aus Hadern weitfichtigen Männern die Frage nahelegte, ob man nicht andre Stoffe zum mindesten heranziehen müßte. Bekannt ist, daß der Erfinder des Thermometers mit der achtziggradigen Teilung, der Franzose Réaumur, schon die Heranziehung von Gras zur Papierfabrikation vorgeschlagen hatte. Dr. Schäffer aus Augsburg soll dann praktisch aus Holzfasern technisch brauchbares Papier gewonnen haben. Aber der Bedarf war doch noch nicht groß genug und das Interesse der berufsmäßigen Papiermacher noch zu gering für derartige Neuerungen, um diese Erfindungen in die Praxis umzusetzen.

Das Verdienst des Webermeisters Friedrich Gottlob Keller zu Hainichen i. Sa. bleibt es, das Holzpapier im Jahre 1844 erfunden zu haben. Keller muß einerseits ein scharfer Naturbeobachter, andererseits aber auch ein Mann mit weitem Blick für die Größe kommender Bedürfnisse gewesen sein. Der biedere Webermeister hatte nämlich beobachtet, daß Wespen die alten Schindeldächer besonders bevorzugen, wenn sie mit ihren Kiefern verwitterte Holzfasern abschaben. Keller verfolgte aber auch, was nun die Tierchen mit diesen Holzfasern machten, und er beobachtete, daß sie daraus eine Masse herstellten, die ihnen zum Nestbau diene. Der Webermeister kam also von der Holzbreimasse der Wespen auf die Idee, auf mechanischem Wege eine ähnliche Papiermasse, also einen Faserbrei herzustellen. Nachdem der Erfinder einmal zu seiner grundlegenden Ansicht der Holzpapier-Fabrikation gekommen war, ging er auch sehr folgerichtig vor, indem er Fichtenholz mit Hilfe eines nassen Schleiffsteins zerfaserte. Nach kurzer Zeit war Keller in der Lage, mit Hilfe einer kleinen Wasserkraft täglich etwa 200 kg Holzstoff zu bereiten. Hieraus wurde im eignen Betriebe Papier gewonnen. Natürlich war das Fabrikat noch nicht einwandfrei. Leider fehlten dem

Erfinder die Geldmittel, um mit der nötigen Ausdauer und den erforderlichen Einrichtungen das Erzeugnis genügend zu verbessern. 1846 wandte sich der Erfinder daher an den technischen Direktor der Papierfabrik von Fischer in Bautzen. Dieser, Heinrich Völter, erwarb glücklicherweise die Erfindung und bewahrte so eine wichtige Neuerung vor dem nicht ganz seltenen Schicksal, in Vergessenheit zu geraten. Nachdem Völter in seiner württembergischen Heimat mit seinem Bruder zusammen die Papierfabrik der Eltern in Heidenheim übernommen hatte, vervollkommnete er das Fabrikat so, daß er im Jahre 1854 sein Papier auf der Industrieausstellung der bayrischen Hauptstadt mit Erfolg zeigen konnte. Allerdings wurde es als »Holzzeug« vorgeführt. Auf der Pariser Weltausstellung dreizehn Jahre später arbeitete eine nach Völters Anleitung gebaute Holzschleiferei einer deutschen Maschinenfabrik. Es zeigte sich auch hier, daß die Idee des Erfinders Keller, Holz in der Längsrichtung durch sich drehende Schleiffsteine unter ständigem Zufluß zu zerfasern, praktisch richtig war.

Interessant ist die volkswirtschaftliche Beurteilung, die nunmehr das Holzpapier fand. Es wurde schon anerkannt, daß gerade die schnell zunehmende Verwertung des »Holzzeuges« damals bereits dem befürchteten weiteren Ansteigen der Lumpenpreise entgegen gewirkt hatte. Dabei wurde auch gleich die Überzeugung ausgesprochen, daß durch die weitere Ausnutzung der Erfindung des Holzpapiers der sonst unvermeidlichen Papierteuerung am besten praktisch entgegengetreten werden könne, und daß somit auch das Papier als »großer Hebel menschlicher Kultur« noch gar nicht abzusehende Wichtigkeit erlangen würde. Waren letzten Endes die Wespen die Lehrmeister für die Erfindung des Holzpapiers, so wurde dieses noch im Jahre 1873 insofern dankbar anerkannt, als auf der Weltausstellung in Wien über der Schau-stellung einer bedeutenden Papierfabrik symbolisch ein großes Wespennest aufgehängt war.

P. Max Grempe (Berlin-Friedenau)

„Leute vom Bau“

Typopsychologie von Karl Koch (Hamburg)

Der Prinzipal



Der Prokurist



Der Faktor



Der Reisende



WIE GAMBRINUS ZU SEINEM RECHTE KAM

Vor etwa 24 Jahren verließ ich meine Stellung in Hannover, um eine neue Kondition in einer westfälischen Provinzstadt anzutreten. Schon in den ersten Tagen gewahrte ich, daß in dieser Druckerei ein »strenges Bierverbot« herrschte, worüber sich die meisten Kollegen bitter beschwerten. Auch ich empfand diese Strenge als »lästig«. Ich war zwar kein übermäßiger Biertrinker, aber ich trank während der Vesperpause gern ein Glas, doch auch während dieser Zeit durfte kein Bier hereingebracht werden, so daß ich gewissermaßen dies Verbot als eine »persönliche Einschränkung« auffaßte. Die »Bewegung« unter den Kollegen wurde immer lebhafter; schließlich wurde der Beschluß gefaßt, eine »Kommission« zum Prinzipal zu entsenden, um dort unfre Bierwünsche zu äußern. Die Kommission bestand aus zwei länger im Geschäft tätigen Kollegen und mir, und ich wurde von den Mitarbeitern »schlauerweise« als Wortführer bestellt. Am andern Tag erschienen wir beim Prinzipal, und ich erledigte meinen Auftrag, indem ich ruhig und sachlich ausführte, er möge doch wenigstens den älteren Leuten gestatten, während der Vesperzeit ein Glas Bier zu trinken. Der Prinzipal nahm, wie nicht anders zu erwarten war, einen ablehnenden Standpunkt ein, sagte, der Biergenuß verurfache mangelhafte Leistungen, außerdem käme mit dem Bier auch Schnaps herein usw. Ich erwiderte kurz und bündig: »Die Maurer trinken ja a ihr Bier, wenn sie Brotzeit ham«, worauf er mir schlagfertig, meinen Dialekt nachahmend, zurückgab: »Der T. is a Bayer, der will halt fei Maß Bier ham.« Als ich jedoch einfah, daß alle guten Worte nichts nützten, machte ich die freimütige Bemerkung, die Kollegen würden dann während der halbstündigen Pause in der gegenüberliegenden Wirtschaft vespern, worauf er antwortete: »Dann wird die Tür zugeschlossen, und keiner kommt mehr herein!« Die Unterhaltung verlief also für uns resultatlos, doch hat dann jeder, der mal ein Bier trinken wollte, eine Flasche unter dem Rock oder Mantel mitgebracht.

Zu jener Zeit beherbergte unfre Druckerei noch eine alte abgerackerte Zweifarbenmaschine, die wegen ihrer Unzuverlässigkeit im Paffen und sonstigen »Altersschwächen« von allen Druckern stark verpönt war. Eine zweifarbige Arbeit auf dieser Maschine zu erledigen, daran wurde gar nicht gedacht, höchstens wurde im Notfall ein Plakat oder dergleichen darauf gedruckt. Dagegen verehrte sie der Prinzipal dauernd als »Überlieferung aus alter Zeit«. Nun lag plötzlich ein zweifarbiger Prospekt in großer Auflage zur raschen Lieferung vor, und da die übrigen Maschinen auch vollauf zu tun hatten, wünschte der Prinzipal die Erledigung auf dieser Maschine. Zu diesem Zwecke wandte er sich an mich, offenbar in der Meinung, daß ich als Neuling mit dem Vorurteil über diese Maschine noch nicht so behaftet sei wie die übrigen Drucker. Da ich aber von früheren Jahren her mit einem Mehrfarbendruck eine üble Erfahrung hinter mir hatte, so prägte ich den Gedanken in mir ein: Erst Prüfung der Maschine auf genauen Paffer, dann erst Ausführung des Auftrages. In der Verfassung, wie die Maschine eben dort stand, hob ich eine ausgedruckte Form mittlerer Größe ein, um so die Prüfung vorzunehmen. Zur besseren Kontrolle legte ich die Bogen zweimal genau an, wobei sich nun tatsächlich eine ganz gehörige Differenz herausstellte. Namentlich nach dem Druckende zu waren die Bogen nahezu um eine Cicero »verschlagen«. Die zweite Kontrolle war eine Prüfung der Maschine »in sich«, d. h. wie Druckfundament und -zylinder miteinander arbeiteten, was ich durch zweimaligen Leerlauf auf dem Druckzylinder feststellen konnte. Es war eine starke Dublierung wahrzunehmen, offenbar von dem wackligen Druckzylinder herrührend, wie man dies bei älteren Pressen so häufig beobachten kann. Auch das laute Gepolter bei der Druckabwicklung fiel mir auf; die Zylinderlager hatten »Luft«, dadurch fehlte die nötige Druckspannkraft, wie mir der übermäßig starke Aufzug bewies. So wußte ich nun, wo ich den Hebel anzusetzen hatte. Eine Einzelprüfung der Greifer ergab, daß manche gar nicht faßten, während andre durch starkes Umbiegen derart fest aufdrückten, daß ein Zurückschlagen der Bogen festzustellen war. Gleichmäßige Ausrichtung der Greifer, Einziehen eines Unterbandes, nicht zu eng oder zu weit voneinander placierte Marken (damit die Bogen einen richtigen Ruhepunkt hatten), deckende Marken, daß sich eben bequem ein Doppelbogen durchschieben ließ, und Einsetzen einer Baufche befeitigten das oben erwähnte »Verschlagen der Bogen« vollständig. Der Anlegestich, auf dem doch die Seitenmarke befestigt war, ließ sich infolge des Holzschwundes seitlich hin und her bewegen, was ich durch Einlegen einer Scheibe an den Befestigungsschrauben befeitigte. Mein zweites Augenmerk galt der richtigen Druckabwicklung, also daß der gedruckte Bogen mit der Form übereinstimmte, um wenigstens das starke Dublieren einzuschränken; denn durch den zu starken Aufzug entstand beim Druckvorgang ein Gewürge auf der

Form, das den befagten Übelstand begünstigte. Abschleifen der Druckzylinderlagerdeckel mittels groben Glaspapiers auf der Schließplatte, Verringerung des Aufzuges, entsprechendes Tieferstellen des Druckzylinders und Kürzung des Riemens führten eine wesentliche Besserung herbei. Vorbeugungshalber ließ ich vom Setzer die engen Raumverhältnisse in den Einfassungslinien und Zeilen um eine Viertelpetit erweitern, so daß etwaige kleine Paßdifferenzen nicht so sehr auffallen konnten. Diese vereinten Maßnahmen ermöglichten es also, daß der zweifarbige Prospekt auf dieser verruchten Maschine anstandslos gedruckt werden konnte, wozu eine einfache Maschine die doppelte Zeit gebraucht hätte.

Der Prinzipal war selbstverständlich über die unerwartete Leistung seiner »Lieblingsmaschine« hocherfreut und zeigte für die von mir getroffenen Maßnahmen großes Interesse. Nun geschah etwas ganz Unerwartetes: nach kurzer Zeit stellte er mir persönlich zwei Flaschen »Bayerisch« auf die Schließplatte, wobei er, hinweisend auf die Maschine, aber auch nicht minder auf das Bier den doppelseitigen Ausdruck tat: »In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.« Daneben aber stiegen seine damaligen Worte in mir auf: »Der T. is a Bayer und will sei Maß Bier ham.« Ein ganz hervorragender Diplomat, dachte ich. Allerdings, wenn eine solch umfangreiche Arbeit in so kurzer Zeit »nebenbei« erledigt wurde, das war schon »a Maß« wert. Meine Kollegen und auch ich schätzten die kleine Spende gerade nicht sehr hoch ein, aber die Tatsache, daß er sein eigenes Prinzip so jäh durchbrochen hatte, freute uns alle. Ein Kollege von der damaligen »Bierkommission« flüsterte mir ins Ohr: »Schmiede das Eisen, solange es noch warm ist, schmiede das Eisen, solange es noch glüht.« Ich verstand ihn sofort, und ich beschloß, in Zukunft ebenso »diplomatisch« wie der Meister zu sein.

Wenige Wochen später ereignete sich ein ähnlicher Fall. Es handelte sich um die periodische Ausführung einer Perforation auf der Schnellpresse, bei der Rabattmarken ähnlich wie Briefmarkenbogen perforiert werden mußten – mit den gebräuchlichen Stahllinien. Bei dieser Arbeit hatten die Drucker stets einen harten Karton als Marschbogen verwendet, der aber nicht verhinderte, daß die Stahllinien allmählich immer stärker einsetzten, so daß eine ungleichmäßige Perforation entstand, ja es blieben sogar bei dem schwachen Papier zuweilen einzelne Stücke der Bogen in den Linien hängen, so daß an ein flottes Laufen nicht zu denken war. Nun erhielt also ich den Auftrag, diese Perforation auszuführen. Da ich in einer früheren Stellung in einem speziellen Falle das scharfe Schneiden von Kartonbogen mittels feiner Stahllinien und Blechaufzug zu erledigen hatte, so beschloß ich, dies Verfahren auch bei dieser Perforation auszuprobieren. Zunächst veranlaßte ich die gleichmäßige Druckbelastung der gesamten Linienform durch Zurichtung nach Schattierung wie eben bei jeder andern Form auch. An Stelle des schon erwähnten Kartons besorgte ich mir in einem Fachgeschäft ein etwa achtelpetitstarkes Messingblech in reichlicher Größe der Form, das ich gleich vorn so umbiegen ließ, wie man einen Bogen für die Aufzugsvorrichtung zum Einklemmen umbiegt. Nach dem Druckende zu ließ ich an beiden äußeren Seiten und in der Mitte drei kleine Löcher einstanzen und mit Öfen versehen. Dieses Messingblech spannte ich wie jeden Bogen über die Zurichtung in der Aufzugsvorrichtung ein, während ich in den drei Öfen je einen starken Buchbinderdraht einzog, diese an der Drucktuchspannungsleiste umwickelte und so also das Messingblech ebenso stramm wie ein Drucktuch anspannte. Der Aufzug bzw. die Zurichtung war mithin nach unten nachgiebig und elastisch, nach oben aber »eisenhart«, so daß das Linienmaterial dennoch geschont wurde. Zu berücksichtigen war nur eine mäßige Gesamtdruckbelastung, so daß sich die Marken an den Perforierlinien eben gerade gut abtrennen ließen. Das Messingblech verhinderte das Einhaken der Linien in den Aufzug; eine gleichmäßige Perforation war damit gewährleistet. Um nun das lästige Hängenbleiben der Bogen in den Perforierlinien zu verhüten, ließ ich eine Auftragwalze bei gewaschenem Farbzylinder in Maschinenöl mitlaufen; das Öl besorgte gewissermaßen ein »Aufweichen« des Papiers an den gewellten Perforierlinien, so daß die Bogen glatt von der Form weggamen, und so konnte die Maschine auf flotten Gang laufen.

Der Prinzipal, dem die oben geschilderten Übelstände nicht unbekannt waren, war über die praktische Lösung meiner Aufgabe sehr erstaunt, und er wußte nun nicht, wie er mir gleich seine Anerkennung zollen sollte. Plötzlich überraschte ich ihn in ähnlicher Weise, wie er mich damals mit den zwei Flaschen Bier überraschte, indem ich ihn mit kurzen Worten um Aufhebung des Bierverbotes ersuchte. »Meinetwegen«, war seine entschlossene Antwort. Die Kollegen und übrigen Mitarbeiter waren über den »Riefenerfolg« hocherfreut, konnte doch nun jeder frei und ungeniert sein Glas Bier trinken. Daß dabei manchmal Tropfen des edlen Nasses hereinkamen, die noch über die Vesperpause hinausreichten, kann ich heute verraten. Am darauffolgenden Samstag lag übrigens in meiner Lohntasche ein Zettel folgenden Inhalts: »Ihr Lohn wurde mit dem heutigen Tage um zwei Mark erhöht.« *Atols Trützschel (Killingen)*

„Leute vom Bau“

Typopsychologie von Karl Koch (Hamburg)

Der Setzer



Der Drucker



Die Anlegerin



Der Bote



WALTER SCHEFFLER / EIN GEHÖRLOSER ARBEITERDICHTER

Ertaubte oder gar taub geborene Menschen mit »poetischer Ader« hat es mehrere gegeben. Aber keiner war eine künstlerische Individualität. Sofern ihr Geschaffenes nicht rein *inhaltlich* nachempfunden war, so war zum mindesten die *Form*, der sprachliche Ausdruck, etwas mühsam Angelerntes. Die Gedichte jener Unglücklichen wirken ähnlich auf uns wie das »Bündel schlechter Verse« des Alten Fritzen, der zwar Französisch als selbstgewählte Muttersprache sprach, aber nie in Frankreich selbst gewesen ist, und dessen französische Reimereien in ihrer Hölzernheit für uns meist ungenießbar sind.

Der erste Dichter, dem man seine Gehörlosigkeit – formal – durchaus nicht anmerkt (obwohl man sie – aus dem Inhalt – leise herausfühlen kann), ist Walter Scheffler. Man merkt sie ihm nicht an: denn selten, daß er sich, *unserem* Sprachempfinden nach, einmal im Klang eines Verses vergreift, weil er es eben anders hört. Und man merkt sie ihm *doch* an: denn wer heute noch Gedichte liest, und wer sie aufmerksam liest, wird bald inne, daß alle akustischen Aus- und Eindrücke bei ihm fehlen, und daß die Impressionen der *anderen* Sinnesorgane dafür eine um so größere Rolle spielen: Ein Sonnenuntergang, das Streicheln einer lieben Hand, der »Salzgeruch vom Meere«, alles das packt einen gehörlosen Menschen viel tiefer als einen, bei dem jeder stille, schöne Eindruck durch Lärm oder nichtsagende Worte verschluckt wird. Gerade weil Scheffler nur vier Sinne beisammen hat, *muß* er sich darauf konzentrieren, mit ihnen soviel wie möglich von der Umwelt wahrzunehmen, *muß* er sich möglichst passiv verhalten, um jeden Eindruck ganz auf sich wirken zu lassen, *muß* er Impressionist sein. Sein Leid ekstatisch

in die Welt hinauszufahren, dazu fehlt ihm der Anstoß von außen. Das Millionengeschrei der anderen nach Brot, nach Frieden, nach Schönheit kann er seit drei Jahrzehnten nicht mehr vernehmen. Für ihn sind alle Menschen still und zurückhaltend, darum ist er es auch. Im persönlichen Leben und in der Dichtung.

Sein Gehör verlor er im sechzehnten Lebensjahr, infolge einer schweren Erkältung mit wochenlangem hohem Fieber. In der ersten Zeit seiner Taubheit schien es so, als ob auch das andere wichtige Verständigungsmittel: die Sprache, ihm verlorengehen würde; sie drohte völlig zu verwildern. Durch Taubstummenunterricht wurde diese Gefahr beseitigt. Erst nach seiner Ertaubung begann es in ihm zu dichten. Er wurde Arbeiterdichter. Ein dichtender Buchbindergefelle und ein Poet, der seine Gedichtbände nicht nur selbst verlegte, sondern auch selbst einband und die originellen Bücher – sie waren lithographisch vervielfältigt durch einen begabten jungen Verwandten – dann für den minimalen Inflationspreis von 25 Goldpfennig an seine Leserschaft abgab. So ist er, dieser weltfremde, liebe Mensch. Nachdem er es ein paar Jahre so getrieben und auf diese Weise sich eine ständig wachsende Kennergemeinde geschaffen und seine Gesundheit durch Berufsarbeit, Dichten, geistige Weiterbildung, Einbinden und Verlegen seiner Werke ruiniert hat, sind seine Gedichte in einer Auswahl bei Karl Palm, Dresden, unter dem Titel »*Helle Wege*« erschienen. Unter den heute lebenden Arbeiterdichtern ist Scheffler mit seinen 45 Jahren einer der ältesten. Daß er nicht auch einer der populärsten ist, daran sind nicht seine Verse, daran ist im Grunde nur seine Gehörlosigkeit schuld. Wir geben nachstehend einige Proben seines Schaffens.

Ernst Ewald (Königsberg i. Pr.)

MAIABEND

*Willkommne Gnade weicher Dämmerstunden,
wenn über Dächern still das Blau verblüht,
ein fernes Turmkreuz noch im Spätlicht glüht,
verklungne Straßen träumen leer und müd –
als hätte alles felig heimgefunden . . .*

*Als wollt auf immer Tag in Traum zerfließen. –
Geheimnisvolle Hände weben sacht
aus Schmerz und Luft ein ruhig Nachtgenießen,
und dich durchklingt's wie einer Seele Grüßen,
die einst in Liebe treu um dich gewacht.*

DER PFAD

*Ob ich den Pfad noch finde,
den ich so lang nicht trat –
am Raine rankt die Winde,
und flimmernd wogt die Saat.*

*Die Augen träumend senken,
und mit gekehrtem Sinn
stillschreitend dein gedenken –
mir ist, so käm ich hin.*



STILL AM STRANDE

*Weither wallend kommt's gezogen,
silbern schäumt es auf den Strand,
weiche rätselhafte Bogen
schreibt es lallend in den Sand.*

*Immer wieder aufgezogen
dann vom nimmerfatten Sand –
immer wieder neue Wogen
webt die unsichtbare Hand.*

BEGEGNET

*Mir klingt ein Lied so bang im Ohr
und drückt mein Herz wie harter Ring:
wir trafen beide uns am Tor,
der eine kam, der andre ging.*

*Wir durften kaum beisammen stehn,
ein Winken nur, ein Wort im Scherz –
dann ließ ich dich vorübergehn,
wie dich auch halten mocht mein Herz.*

*Ich tauschte doch so gern mit dir
der tiefen Blicke süßes Wort.
Doch unerbittlich fiel die Tür –
der eine hier, der andre dort.*



DAS SCHIFF

BEIBLATT DER TYPOGRAPHISCHEN MITTEILUNGEN

SCHRIFTFÜHRUNG: ERNST PRECZANG, BERLIN SW 61, DREIBUNDSTRASSE 9

NUMMER 2

FEBRUAR 1927

WAS IST DAS LEBEN ?

An unferm Gymnafium beſteht folgender Brauch: Alle halbe Jahr wird in Oberfekunda und Prima ein gemeinfames Aufſatzthema ausgegeben. Nach vier Wochen wählen die Schüler aus ihrer Mitte drei Kameraden, die die Arbeiten ſichten und nach eigenem Ermefſen drei Stücke auswählen, die an einem der nächſten Tage in der Aula zum Vortrag gebracht werden. Eins von den dreien wird dann jedesmal nach Maßgabe der dafür abgegebenen Schülerſtimmen mit einem Preis ausgezeichnet. Das letzte Thema hatte gelautet: »Was iſt das Leben?«

Selten waren Lehrer- und Schülerſchaft ſo geſpannt auf das Vorleſen der drei Aufſätze wie dieſesmal. Feierliche Stille herrſchte in der Aula, als Wolfgang Rhaden das Podium betrat, ein Heft aufſchlug und nach einer Verbeugung vor der Lehrerſchaft begann:

»Leben! — Muß ich die Sterne fragen oder die Tiefen der Meere und die Urkräfte der Erde, um zu erfahren, was du biſt? Können ſie mir mehr ſagen als das tägliche Geſchehen, in das ich ſelbſt hineingeſtellt bin?

Sinnend ſtehe ich an einer Stätte emſigen Fleißes. Räder laufen auf langen Wellen; von jedem führt ein Treibriemen zu einem Arbeitsplatz, an dem eine Frau ſitzt, die mit flinken Händen Kaffeebohnen fortirt. Die Bohnen gleiten aus einem großen Behälter, der niemals leer wird, auf ein breites Band, das ſich unabläſſig vorwärtsſchiebt und der Frau die flach verſtreuten Kaffeebohnen zuträgt. Sie überſieht von dem endloſen Band nur immer einen kleinen Abſchnitt, gerade groß genug, daß ſie mit ſchnellem Blick die guten und ſchlechten Bohnen erſchaut und in demſelben Augenblick ſchon mit ihren gelenkigen Fingern die ſchlechten aus der Bahn geſchleudert hat. Auge und Hand ſind faſt zu einer Einheit

verwachſen. Erkenntnis und Tat! — Das iſt das Leben, das durch dieſe Frau ſpricht.

Ob ſie es ſelbſt weiß? Sie iſt gewohnt, für nichts Intereſſe zu haben als für das Band vor ihren Augen, auf dem die Kaffeebohnen rollen, denn von ihrer Aufmerkſamkeit hängt ihr Verdienſt ab. Vielleicht denkt ſie, das Leben iſt ſo kurz wie dieſe 20 Zentimeter, die ich von dem Band überſehe: Luſtig ſtürmen die Kaffeebohnen darauf einher — ein Huſch, und ſchon iſt es vorbei! ... Vielleicht denkt ſie recht, denn was iſt unſer Leben mehr als ein wenig Bewegung, von der wir nicht wiſſen, in welchem Maße ſie unſre eigene oder die eines verborgenen großen Motors war.

Kaffeebohnen, wo kommt ihr her — wo geht ihr hin? — Sie antworten nicht. Während ſie noch hüpfen, erkennen ſie plötzlich, daß ſich der Abgrund vor ihnen auftut. Ein leiſer Klageruf, und ſie ſind verſchwunden.

Iſt das Leben kurz? Iſt es nicht vielmehr Ewigkeit, wie dieſes endloſe und endlos rollende Band? Frau, biſt du nicht froh, daß du mehr ſiehſt, als die armen kurzſichtigen Kaffeebohnen ſehen können? — Ja, jetzt klafcht ſie vor Freude in die Hände.

Aber gleich darauf blicken ihre Augen wieder geſpannt auf das rollende Band, und ſie ſpricht: »Ich darf meine Hände nicht davon entfernen! O liebe Frau, das iſt das Beſte, was du mir für meine Daſeinspanne vom großen Leben gefagt haſt! Heilig iſt es und ebenſo machtvoll wie endlos. Und dennoch braucht es dich und mich, deine und meine Wächteraugen und willigen Hände.« Rhaden verbeugte ſich und trat ab. Braufender Beifall ſetzte ein.

Nach vier Wochen wurde in der Aula ein Bild aufgehängt: »Die Kaffeebrennerei«, und daneben unter Glas und Rahmen Rhadens Vortrag: »Was iſt das Leben?« W. Müller-Gordon (Berlin-Hermsdorf)

DAS KLASSISCHE DRAMA

Jene Periode, in der der Geist des 18. Jahrhunderts nach heißem Bemühen endlich seine Sehnsucht und hochfliegenden Gedanken in Erfüllung gehen sah durch die Schöpfung großer und alles überragender Kunstwerke — jenes Zeitalter heißt man das klassische. Innerhalb dieser Epoche gibt es sehr zahlreiche Strömungen und Entwicklungen, zunächst unklare, leidenschaftlich vertretene Gedanken, die der Ausdruck des vorangehenden »Sturm und Drangs« sind. Hinter dieser Zeit ragen die gewaltigen Gipfel Goethescher und Schillerscher Kunst auf. Neu gewonnene Erkenntnisse gingen durch die literarischen Bestrebungen älterer Dichter, wie Klopstock, Wieland, Lessing und Herder, und jeder von ihnen diente unter Wahrung seiner eigenen Individualität dem Gedanken von der Rückkehr zur Natur, der von dem Franzosen Rousseau ausgeht und im Anfang der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts eine gewaltige neue literarische Bewegung auslöste. Man lief Sturm gegen alle Unnatur, verurteilte alles verstandesmäßig erworbene Wissen, forderte dafür Achtung des Gefühls und der Empfindung, predigte agitatorisch die Beseitigung der Klassenunterschiede, die das naturgemäße Recht höhnten, und wagte es sogar, die Vorrechte des Eigentums und des Besitzes anzutasten. In Frankreich schritt man zur Revolution, zur befreienden Tat; in Deutschland verstummte man vor der Despotie der Fürsten und ballte den Rebellengeist in dichterische Ausrufe zur Humanität, in revolutionäre Dichtungen, durch die edle, freie, von aller Autorität entfesselte Menschen wandelten: Faust, Prometheus, Götz, Moor. Der Dichter jener Zeit entthronte den Verstand, den gewaltigen Herrscher in der Zeit des Rationalismus, bekannte sich zu seinem Herzen als dem teuersten Besitz des Menschen und öffnete es weit dem Jammer und der Freude der Menschheit, um in solchen Glutten geläutert als ein wahrer Mensch aufzustehen.

Zu den Dichtern dieser Richtung gehörte vor allem der Freiheitsdichter *Christian Daniel Schubarth*, ein Schwabe, der wegen revolutionärer Lieder (Fürstengruft, Kaplied) vom württembergischen Herzog zehn Jahre auf der Festung Hohenasperg eingekerkert wurde. — Dichter, denen die engen Schranken der Lyrik es unmöglich machten, ihre Empfindungen in Handlungen umzusetzen, griffen zum Drama und hatten damit die einzige Form gefunden, das wahre Leben,

die drängende Tat, zu verkörpern. Zu diesen Dichtern gehörte *Reinhold Lenz* mit seinem Drama »Die Kindermörderin«. Er hat einen frühen Untergang gefunden. Mit einem Drama »Sturm und Drang« hatte *Maximilian von Klinger* der ganzen Richtung erst den Namen gegeben; ein späteres Stück von ihm waren »Die Zwillinge«, das in einer Preisbewerbung über *Leisewitz' »Julius von Tarent«* siegreich hervorging. Shakespearescheinbare Regellostigkeit ließ diese Dichter alle Rücksichtnahme auf Kunstregeln vergeffen, während ihnen inhaltlich Stillung des zügellosesten Tatendurstes sowie verzehrende Sentimentalität darzustellen wert erschien. Den vollkommensten und lehrreichsten Ausdruck fand diese literarische Bewegung in den gewaltigen Jugenddichtungen der großen Vollender der dramatischen Kunst *Friedrich Schiller* und *Wolfgang von Goethe*.

Goethes »Götz von Berlichingen« ist das beste Beispiel für die gefundenen Strömungen im »Sturm und Drang«; denn diese Gestalt verkörpert in sich alle männlichen Ideale, das der Treue, der Wahrheit, des Mutes, körperlicher und sittlicher Kraft. Robust und unverfälscht erhebt sich dieser Naturmensch vor der blassen, zimperlichen, verweichlichten Welt des Scheines, Luges und Truges. Zugleich klingen auch Töne aus diesem Werk auf, die jedes Arbeiterherz in Schwingung versetzen müssen; denn das Werk ist ganz durchtränkt von den revolutionären Anschauungen der Zeit. Das gab auch diesem Drama seine epochale Bedeutung, ganz besonders in den Tagen selbstherrlicher Fürstengewalt. Aus der Schrankenlosigkeit der Götzdichtung flüchtete sich Goethe jedoch bald in ein kunstreich aufgebautes Bühnendrama »Clavigo«, in dem eigene Erlebnisse mit einer fremden Anekdote verknüpft sind. Und immer tiefer vollzieht sich in dem Dichter die große Wandlung: der Mensch wird zum Aristokraten, der völlig entfremdet der Welt der Stürmer und Dränger den Rücken kehrt. Goethe, der Minister, sieht die wahre Freude nicht mehr in Freiheit und persönlicher Willkür, sondern allein in strenger Pflichterfüllung, in der Befreiung von Leidenschaft und Begierden, in der tatfreudigen Hingabe an den Mitmenschen. Er sieht nicht mehr Armut und Niedrigkeit für den wahren Adel der Menschheit an; Ruhe und Stille, vornehme Lebensweise, überlegene Behandlung der Menschen sind ihm jetzt hochzuschätzende Vorteile des Aristokraten,

der er selbst geworden. So wird auch des Dichters Ideal die Schönheit der Antike. In »Taffo« feiert die große Zeit der italienischen Renaissance ihre Wiederauferstehung, und in der aus echt griechischem Charakter geborenen »Iphigenie« offenbart er edle Einfachheit, stille Größe, Wahrheitsliebe und Selbstentäußerung, wahre Menschlichkeit, die er in antiken Gestalten idealisiert sah. Doch Schönheit und Kunst sind nicht die höchsten Ziele, denen der Mensch zustreben muß, allein die Arbeit und die opferfreudige Tat für andere ist des Menschen Glück. Diese ist der Weisheit letzter Schluß in dem Lebenswerk »Faust«, jenes Menschen, der nach unzähligen Verlockungen und Verführungen Mephistos durch seinen Charakter doch siegt. Denn jedes Menschen Glück ruht in ihm selbst. Nicht Künste, Religionen, sondern nur der stahlharte Wille und die entschlossene Tatkraft sichern dem Menschen sein Glück. Diese großen und einfachen Gedanken leuchten einer zum Befreiungskampf entschlossenen Arbeiterchaft auch heute voran, sofern sie siegen will.

Mehr noch als Goethe vermag aber Schiller, der schon durch sein schweres Lebensschickal dem Proletariat nähersteht, der Arbeiterchaft als zielweisender Dichter zu gelten. Das bezeugt am meisten Schillers Jugenddrama »Die Räuber«, das mit hinreißender Macht, im gewaltigen Schwung vorführt, wie ein einzelner, Karl Moor, gegen die verfäulsten Gesellschaftsverhältnisse seiner Zeit anrennt, um der geschändeten Natur und den Bedrückten zu ihrem Recht zu verhelfen. Trotz aller psychologischen Schwächen und Unwahrscheinlichkeiten wird dieses Stück wegen seiner Kampfbegeisterung und der Glut seiner Anklagen noch heute auf eine sozial tiefgeschichtete Menschenklasse seine Wirkung nicht verfehlen. Auch Schillers »Fiesko« ist ein Befreier aus Tyrannenjoch, der trotz seines Abstieges ins Verbrechertum wegen seiner Freiheitsliebe unsere Herzen erobert. Schiller, der in der Schaubühne eine moralische Anstalt sah, schuf darauf ein ganz von sozialer Tendenz erfülltes Drama »Kabale und Liebe«, in dem sittliche Verkommenheit mit flammenden Worten gegeißelt wird. Die Untertanen, die Sklaven und Spielball der Launen und Lüfte von Tyrannen sind, treten in erschütternder Lebenswahrheit vor uns, bis in die kleinsten Züge ihres Wesens scharf beobachtet. Stehen die »Räuber« und »Kabale und Liebe« der Zeit noch ganz verneinend gegenüber,

so spricht der Dichter in »Don Carlos« zum ersten Male die großen Gedanken eines künftigen Staates aus: Freiheit und Menschtum vereinigt sind das Ideal der Zukunft.

Noch einen großen Dramatiker, der aus der Romantik hervorging, brachte die Zeit hervor: Heinrich von Kleist, der dem besten Lustspiel deutscher Literatur »Der zerbrochene Krug« eine Tragödie »Penthesilea« folgen ließ und in der »Hermanns Schlacht« und im »Prinzen von Homburg« Probleme der Zeit in schönem Idealismus, voll gewaltiger Sprachkraft und in unerfütterlichem Glauben an die Zukunft gestaltete. Die Bedeutung der auf Goethe, Schiller und Kleist folgenden Dramatiker ist nur noch eine epigonale. Wir denken dabei vornehmlich an Grillparzer und Uhland. Wie ein Riese unter Zwergen ragt dann noch einmal eine Dichtergestalt auf, einer, der klassische Luft, Ewigkeitshauch und Unsterblichkeit atmete: Friedrich Hebbel.

Hebbel, der sich Goethes Auffassung, daß die Kunst Selbstzweck sein müsse, zu eigen gemacht hatte, gibt die ergreifendste Tragödie in seinem von Elend erfüllten Lebensschickal.

In seinen Dramen gerät das Individuum durch einen einzelnen Charakterzug seines Wesens in schärfsten Konflikt mit den allgemeinen Sittengesetzen der Menschheit. An solchem Widerspruch zerbricht »Judith«, als sie im Augenblick der Vereinigung beider Geschlechter den Mann erobern will, aber von plötzlich erwachter Sinnlichkeit gepackt wird. Durch Nichtachtung religiöser Ansichten muß in »Gyges und sein Ring« Kandaules zugrunde gehen. So auch bereitet sich »Maria Magdalena« ihr Schickal, als sie sich dem ungeliebten Manne hingibt. Die sittliche Forderung der Natur, die sie übertreten hat, fordert die Sühne.

Wir sehen, daß die Menschen Hebbels (auch »Agnes Bernauer«) niemals eines wahren Verbrechens beschuldigt werden können, daß ihr Untergang vielmehr begründet ist durch irgendeine Verletzung der bestehenden Weltordnung. Deswegen forderte Hebbel wie alle Dichter des klassischen Dramas für den Künstler, daß seine Probleme stets nur große und gewaltige sein müßten, Handlungen, die mächtige historische Gestalten und überragende Menschen hervorbrachten. Im Drama der Gegenwart ist dieser Satz fast in sein Gegenteil umgesetzt worden, wie man später aus einer Betrachtung über das moderne Drama ersehen wird.

Johannes Schönherr (Leipzig)

WIE DIE PFLANZEN IHRE FARBEN MISCHEN

I.

Wohl nirgends tritt eine so verschwenderische Farbenpracht, ein so ideal schönes Zusammenpassen der einzelnen Farbtöne in die Erscheinung wie in der Pflanzenwelt. Wie trefflich ist uns die Natur ein Lehrmeister in der Zusammenfassung der Farbtöne, in ihrer harmonischen Nuancierung! Die Farbe hauptsächlich bringt Leben in das Landschaftsbild, die Farbe ist es, welche vor allem die Eigenart eines Gartenheims, eines Parkes, ja einer ganzen Gegend wirkungsvoll zum Ausdruck bringt, und uns ist es gegeben, diese Eigenart durch sinngemäßes Zusammenbringen der Farben nach unserem Belieben hervorzurufen. Die Macht der Farbe liegt in ihren Eigenschaften. In der richtigen Ausnutzung dieser Eigenschaften ruht ein großes Kunstverständnis, das wahrlich nicht von heute auf morgen zu erlernen ist. Ein unschön zusammengestellter Strauß wirkt beleidigend auf das Auge, mag er auch aus edelstem Material hergestellt sein, aber ebenso abstoßend wirkt ein Farbendruck, dem der richtige Ton, die rechte Stimmung fehlt. Das Bild wirkt stumpf. Nie darf die Frische im Bildwerk verlorengehen, und die Natürlichkeit muß gewahrt bleiben. In ihrer Schlichtheit sind uns Blumen die besten Lehrmeister.

So wie bewährte Meister des Impressionismus: Louis Eyfen: »Der Wiefengrund«, Wilhelm Tuber: »Frauenchiemsee«, »Siegfriedsquelle im Odenwald« u. a. m., es so prächtig verstanden haben, der Natur ihr Gepränge abzulauschen, so muß auch der Kunstdrucker sich in die rechte Farbenfreudigkeit hineindenken und dies beim Mischen der Farben in vollendeter Form zeigen. Um diese vollendete Form erreichen zu können, hat der Fachmann allen Anlaß, sich mit der Farbenlehre vertraut zu machen, um »sehen« zu können, ich meine hiermit, nicht übermodern zu werden, z. B. blaue Himmel grün darzustellen oder dunkelgrünliche Wasserflächen himmelblau aufzutragen, nein, dies nicht, sondern wir müssen verstehen lernen, wie die Farben zueinander zu setzen sind, um den gleichen Eindruck zu erwecken, den wir geschaut haben, oder der uns geistig vorschwebt. Wer über guten Geschmack verfügt, der wird beim Umgang mit den Farben schon gefühlsmäßig, ohne jede Belehrung, das Richtige treffen, beziehungsweise erkennen, wo der Fehler liegt. Eine sehr gute Anleitung gibt die Farbenlehre aber dennoch. Ohne Frage ergibt z. B. reines Gelb neben reinem

Blau eine gute Farbenharmonie. Der Eindruck, den diese Farben hervorrufen, wird aber je nach dem Sättigungsgrad der Farben außerordentlich verschieden sein. Die zarten Tönungen wirken anheimelnd, während die dunklen Töne einen düsteren, um nicht zu sagen unangenehmen Eindruck erwecken. Nicht nur die Farbe allein ist's, die beachtet sein will, auch ihre Abstufung ist von größter Wichtigkeit; gerade hierin sind uns die Pflanzen mit ihren verschiedenen Farbzusammenstellungen leuchtende Vorbilder.

Zu jeder Jahreszeit zeigt die Natur ein anderes Antlitz, dessen Farbtöne aber stets wirkungsvoll einander angepaßt sind. Betrachten wir zunächst das Winterbild. Ein Beispiel für launige Farbwirkungen bieten uns hier die Silberblaufichten. Kontraste von entzückender Farbenwirkung, von feltener Schönheit bei naher Betrachtung gibt das stahlfarbene Silberblau ihrer Nadeln; besonders auf dunklem Hintergrund treten diese Leuchtfarben wirkungsvoll in Erscheinung.

Eine andere Koniferenart, die Omorikasichte, die in den rauhen Bergwäldern Bosniens beheimatet ist, trägt auf der Unterseite der Nadeln feine weiße Streifen. Bei leisem Windzug leuchten diese Farben hell auf und erwecken den Anschein, als wenn das Sonnenlicht von tausend und aber tausend feinen Spiegeln zurückgeworfen werde.

Welche Schönheit bietet der deutsche Hochwald zur Winterszeit! Braune bis sepiafarbene Zapfen beleben das dunkle Grün der Nadeln und stehen in schönem Kontrast zu dem borkebedeckten Stamm. Hin und wieder erhöht ein leuchtender Birken- oder Buchenstamm den Eindruck des Bildes. Und hat die Natur gar ihr blendendes Schneekleid angelegt, so bringt uns das dunkle Tannengrün mit den blauweiß glitzernden Eiskristallen ein Bild des tiefsten Friedens. Schönheiten des verschneiten Waldes — ein uner-schöpfliches Thema!

In Parks und öffentlichen Anlagen erfreut der immergrüne Liguster mit feinem stumpfdunkelgrünen Laub unser Auge. Wie neckisch lugt da und dort aus seinem Geäst die schwarzblaue Beere! Feinnadliger Wacholder hat sich ebenfalls mit Früchtchen geschmückt, die besonders zur Winterszeit wirkungsvoll in Erscheinung treten. An anderer Stelle prunkt der Christdorn mit feinem glänzenden Laube und den rot gefärbten Beeren. Nicht den Mistelzweig zu

vergeffen, deffen weiße Früchte zu den gelblich-grünen Blättern prächtig harmonieren.

Wie gut find die dunklen Buxus- und Rhododendronblätter zueinander abgestimmt!

Eigenartig wirken die Platanen im Winter. Die kahlen Zweige find mit vielen braunen kugeligen Früchten behangen, die mit dem Weiß der Rinde wirkungsvoll kontrastieren. Reizenden Winter schmuck geben die kriechenden Cotoneasterarten, Gehölze, die in unfern Anlagen vielseitig Verwendung finden. Der Strauch streckt sich dicht am Boden hin und ist neben den kleinen, dunkelglänzenden Blättern über und über mit korallenroten Früchtchen besetzt. — Hainbuchen verstehen sich mit dem rötlichbraun gefärbten trocknen Laub im Winter prächtig zu schmücken und bringen eine gute Abwechslung in das Landschaftsbild.

Auch das Geäst unserer Blütensträucher ist bei weitem nicht eintönig graugrün, nein, weißlich graubefilzte Zweige stehen neben grünroten,

hier ein grüner Kerrienzweig, dort tiefschwarze Erlen, dann die bekannten gelbgrünen Weiden, graubraune Hasel, lebhafter gefärbtes Pappelgeäst, alle Nuancierungen find vertreten; aber nie findet man im Winterbild leuchtende Buntfarben, die ja auch gar nicht zur ganzen Stimmung passen würden. — Der Rafen hat sich auch der allgemeinen Färbung angepaßt und zeigt ein stumpferes Grün als zur Sommerszeit.

So bietet das Winterbild der Natur einen harmonischen Ausgleich abgetönter Färbungen, wie sie prächtiger kein Künstler schaffen kann, und gibt uns schon bei flüchtiger Betrachtung ein Ahnen, wie im Haushalte der Pflanzenwelt alles, selbst die kleinsten Nebenfächlichkeiten wohl erwogen und von des Schöpfers Geist über alles Maß erhaben organisiert find.

Kurt Thomae, Diplom-Gartenbauinspektor (Berlin)

(Diesem Aufsatz werden drei weitere folgen, die — im Frühling, Sommer und Herbst — auf das jeweilige Landschaftsbild der Natur Bezug nehmen.)

AUF HELLENISCHER ERDE

Der Apostel Paulus war nach Attika gekommen, um vor dem Volke Athens das Evangelium zu predigen. Er war heimatlos und verarmt. Der Aposteldienst für seinen Meister hatte ihn gealtert, das Ungeziefer ihn auf seinen asiatischen Wanderungen zerfressen. Die Meeresfahrt auf dem leichten und billigen Boote hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Nun raftete er endlich auf dem Berge oberhalb der griechischen Hauptstadt, durstig, von dem weißen, beißenden Kalkstaub der asiatischen Straßen bedeckt. Kaum daß ihm etwas Piniengebüsch Schatten gewährte. Aber seine Mattigkeit war so ungeheuer, daß er des zehrenden Hungers und der kratzenden Trockenheit in der Kehle ganz vergaß. Er hatte sich eben erst zur Erde geworfen, als ihn schon die Zermürbung der Sinne und der schwere Harzduft der mittäglichen Atmosphäre betäubten. Er entschlummerte fogleich. Kein Traum, der ihn in die Vergangenheit zurückriß, kein Traum, der die Zukunft vor ihm enthüllte. Als er erwachte, war es schon Mitternacht geworden, und der Vollmond stand mächtig und unbefreiblich geisternd am schwarzblauen Himmel. Da wurde er so furchtsam, daß es ihn trotz der milden und erfrischenden Brise schmerzlich durchfröstelte. Er haßte diese reiche, geschäftige, wollüstige Stadt, in der er kaum einen Freund wußte, willens, ihm bei der Bekehrung der Seelen für das Evangelium zu helfen. Er zitterte und verzitterte, als er nachdachte und berechnete, wie viele Seelen er wohl erobern werde. Wenige Stunden noch, und er mußte zu den Athenern von dem Martyrium und dem Tode und der Wunderauferstehung seines Herrn sprechen und dann hinabsteigen zu dem Markte, um jedem einzelnen noch einmal besonders in das Gewissen zu bohren: den saftigen Fleischern, den habgierigen Wechflern, den geschwätzigen Schmuckarbeitern, die Gold und Edelsteine mit falscher Wage verkauften. Er schloß die Augen, um ganz tief in die todes-

traurige Unruhe seiner Erinnerungen und seiner Furcht hinabzulaufen. Als er die Augen wieder aufschlug, um nicht schwindelnd hinzustürzen, lag die Akropolis, überschüttet vom Vollmond, herrlich geisternd, prächtig prunkend im Marmorglanze: die königlichen Propyläen, das zierliche Erechtheion, das hoheitsvolle Parthenon, alles schimmernd in Weihe, Labnis der heidnischsten Bevölkerung. Überall die Heiterkeit der Götzengöttin, deren Dienst diese wimmelnde, ausschweifende Stadt betrieb, aus der es jetzt flötete und sang. Ja, es flogen Lieder der Zärtlichkeit und der Ausgelassenheit zu den Ohren des Apostels. Diese Stadt bekehren — diese Stadt — wie sie losreißen von den herrlichen Steinen, die ihm ein Greuel waren! Wie ihnen predigen, daß Athene, die jungfräuliche, die Lichtzünderin, die Lichtzeugin, die Meeresglanztochter, nur ein scheußlicher Greuel sei? Und er haßte diese heiligen Steine im Vollmond. Er wollte, seine Fäuste wären stark genug, um sie aus dem Boden zu sprengen, damit alles Staub werde und nur bestehen bleibe der Ruf und der Ruhm von ihm, um deffentwillen er gekommen war und gewandert war und nun litt und nun am nächsten Morgen Spott und Verachtung auf sich nehmen würde. Ach, wenn doch nur sein Wort am nächsten Morgen nach dieser gespenstlichen Mondnacht — — —

Der Apostel Paulus hat die heidnisch heiligen Steine der Akropolis nicht mit seinem Wort zerschmettert, doch Jahrhunderte später Schießpulver, das von einem seiner Getreuen genial erfunden und aufbewahrt wurde im Parthenon, das moslemische Krieger, Jünger und Wehrleute eines neuen Welterlösers in die Schächte unter den heiligen Steinen hineingefenkt hatten. Kommt nun heute der Vollmond, wandert, der Augenentzückung voll, jemand in einer Hochfommernacht unter diesen heiligen Steinen umher, dann wachsen, zusammen mit dem Märchenlichte,

alle Epochen, alle Prachtjahrhunderte und alle demütigenden Zeitspannen aus den Marmorblöcken hervor. Griechentum und lateinisches Zäfarentum, frühchristliche Primitivität und Innigkeit, venezianische Konquistadorenwut und türkische Wollust, alles hat hier gekämpft, sich angefiedelt, nacheinander und durcheinander geherrscht. Im Erechtheion, wo Athenes Priesterinnen einstmals die Opferfackeln abbrannten, tanzten zum klirrenden Tamburin später die Haremsdamen des Türkenpaschas, der die stets umfrittene Riesenburg und Tempelwelt regierte nach seinem Belieben und nach seiner Sinnenwillkür.

Nirgends auf der Erde ist Geschichte, die Jahrtausende der Vergangenheit umfaßt, etwas so Plastisches und Gegenwärtiges wie auf der Akropolis, wenn in jedem Monatswechsel die Jahrhunderte und ihr Leben neu aus dem heiligen Gestein hervorgezaubert werden. Es heißt, die Frau werde gefünder und schöner nach den Gezeiten ihrer körperlichen Niederlagen. So geschieht es auch mit dem festlichen Berg.

Wenige sind nicht zu faul, um heute diese Vollmond- und Steinwanderung anzutreten. Sie gehen behutend und immer ein wenig zusammengekrochen und verkrümmt. Dann selbst, wenn sie nur zufällig kommen und die Stimmen dessen nicht hören, was gewesen ist, und neugierig nach den Automobilen und Lichtreklamen auspähen, die aus der Stadttiefe zur Berghöhe hinauftoben, wird ihr Schritt gemessener. Es gelingt ihnen nicht, die Jahrhunderte unaufmerksam zu überschreiten. Ja, zwei Liebende, die hier Einsamkeit suchten, lassen plötzlich die Hände los. Die Herzen sprechen nicht laut auf der Akropolis, die geweihten Steine reden viel lauter.

Die Burg, deren Wände und Frieße und Säulen in der Vollmondmitternacht blendend weiß sind, wird von veilchenfarbener Dämmerung eingehüllt, sobald der sehr schnell das Licht verschlingende Horizont des Orients die Sonne hinunterzieht. Dann wird die Burg eine Weile lang ganz düster, zeitweise ganz schwarz; Formen sind nicht mehr sichtbar, und etwas Unförmiges wirft irgendwelchen unkontrollierbaren Schatten. So ergeben im Süden Zypressen, die zahlreich beieinanderstehen, aus der dämmerigen Ferne den Eindruck von schwebenden und schwimmenden Architekturen. Keine Gestalt befestigt sich. Es sieht aus, als wenn alles Zusammenhängende schwankt und zerrinnt. So verflutet und verflüchtigt das Sichtbare über den heiligen Steinen, ehe es Nacht wird. Vorher ist der Himmel für Minuten dunkelrot. Ein Rot, das auf einem hellgrünen Wolkensee schwimmt. Wie merkwürdig, dieses zarte, frühlingsmäßige, in der Firmamenthöhe kaum begreifbare Grün, das sonst nur bei den jüngsten Frühlingsproffen wahrnehmbar ist. Das ganze Spektrum entfaltet sich, damit kein Korn und kein Staub der geweihten Steine verborgen bleibe. Die Weltgeschichte verammelt ihre seltensten Menschen, damit die Steine in den Jahrhunderten ihre Seele niemals einbüßen. . . Und heute noch wird unermüdlich gegraben, gefehnt und gefichtet, gefichtet und von frischem aufgerichtet, damit die heiligen Steine nicht nur die Vollmondnachtphantastik erzeugen, sondern weiter und weiter die Wirklichkeit von einstmals verraten, die nichts anderes ist als Vorglanz, Beispiel und Bestätigung dessen, was uns heute anzieht und Leben genannt wird. Am Fuße der Akropolis liegt heute noch der Platz, auf dem sich vor zweieinhalb Jahrtausenden das gesamte bürgerliche Leben der griechischen Hauptstadt abspielte, die sogenannte Agora. Aber es ist nicht mehr ein Prunkplatz, besät mit den kostbarsten Monumenten der Kunst,

mit Heiligtümern, mit phantastischen Säulenbauten, mit Statuen, die aus der Werkflatt des Bildhauers blendend hervorgegangen sind. Es ist eine Gegend mit kleinen, unscheinbaren, manchmal schon in Ruinen zerfallenen, armen und zugleich märchenhaft bunten Häusern. Es ist heute noch der Platz, auf dem der Fisch- und Gemüsemarkt durcheinanderwimmelt, und die Trödler und die Schuster haben dort ihre Buden aufgeschlagen, und manchmal kommt mit feinem Wanderkarren der Mönch des Athosberges vorbei, um billige Holzschnitzereien und billige Heiligenmalereien zu verkaufen. Dieser haufierende Mönch, der die frommen und abergläubischen Männer und Frauen des Volkes anzieht, ist noch immer gekleidet, wie vor fünfhundert Jahren die Mönche des Landes angetan waren. Die lange schwarze Kutte umwallt ihn. Er trägt auf dem Haupte die hohe, zylinderartige Kappe, und lüftet er sie manchmal, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen, dann wird offenbar, daß er die Haare im dicken Zopfballen auf dem Kopfe trägt. Er ist außerordentlich geschickt geworden, um diesen Mönchszopf über den beiden Zeigefingern aufzurollen, wie eine auf Putz und Anmut sehende Frau, die vor dem Spiegel steht.

In der Nähe dieses volkschwimmenden Stadtgebietes liegt auch das alte Gefängnis, und die politischen Gefangenen und die Diebe und die Mörder pressen nicht selten das nach der Freiheit sehnsüchtige Gesicht gegen die Eisengitter, und es kann geschehen, daß trotz der soldatischen Posten irgendein Zuruf aufgenommen, weitergetragen und in der Gefängniszelle erwogen wird. Das kleine Volk ist arbeitend, bedürfnislos, freundlich und ungeheuer beweglich. Es lebt mit der Sonne, es lebt mit den Jahreszeiten. Wer die alte historische Tracht der Hirten sehen will, muß hierher kommen. Dann erblickt er die würdigen und gravitätischen Männer, die in Schnabelschuhen und pliffiertem Leinenrock und kleinen roten Käppchen und mit mächtigem, hängendem Schnauzbart einhergehen und fachverständlich bei den Schlichtern haltmachen, die ihre mageren Waren mit Goldfitter und farbigem Papier zu behängen pflegen. Jetzt haben kürzlich unternehmungslustige Amerikaner, denen die Dollarmillionen leicht in der Tasche sitzen, einen großartigen Plan entworfen. Sie wollen dieses ganze wimmelnde Volksquartier demolieren und weit in die Erde hineingraben, um die alte strahlende Agora, die vor zweieinhalb Jahrtausenden ihren Pomp und ihre Pracht zeigte, an den Tag zu bringen. Die begeisterten Altertumsforscher versprechen sich, daß sie unzählige noch unbekannt Monumente der Erde entreißen werden, Kleinkunst und grandiose klassische Marmorpracht. Aus den Schriften der spätgriechischen Chronisten und römischer Reifeschriststeller wissen wir, wie reich, wie blendend und großartig dieser Volksplatz von Athen gewesen ist. Alle diese alten, ehrwürdigen Steine sollen nun wieder zum Tageslicht gelangen. Gewiß, unermeßliche Schätze wurden hier schon von Zufallsforschern im Laufe der Jahrhunderte hervorgeholt. So ergiebig war dieser Boden schon in der Zeit der Renaissance, daß die venezianischen und genuesischen Seefahrer und Kaufleute nicht etwa in die Carraraberge ihrer Heimat hinauswanderten, um für ihre Paläste, Kirchen und Regierungsgebäude das herrliche Material zu brechen. Es lohnte sich, aus dem hellenischen Boden diese Bausteine, mächtige Fundamente und Ruinen der Architektur und Skulptur, zu entnehmen und sie auf mehrstöckigen Galeeren von Griechenland nach Italien hinzurudern. Die Zeit war billig, die Sträflinge und Kriegsgefangenen, die ihre Muskelkraft hergeben mußten, um diese Pracht nach Italien zu

schaffen, kosteten ebenfowenig. Heute wird es nicht mehr möglich sein, die kolossalen Fundstücke aus Griechenland fortzuschaffen. Der souveräne Staat verbietet solche Ausfuhr. Der Ertrag der amerikanischen Ausgrabungen muß im Nationalmuseum von Athen untergebracht werden. Keinem Engländer wird es mehr gelingen, wie vor hundert Jahren dem britischen Lord Elgin, den Griechen ihre Schätze zu entführen. Lord Elgin trug den Griechen damals die Frieße des Parthenons fort, um sie im Nationalmuseum von London aufzustellen, und er hinterließ den Hellenen als einziges Entgelt eine Stadtuhr, die den Bürgern die Stunden anzeigte, und die heute auch schon zerfallen ist. Die Amerikaner, die die alte Agora ausgraben wollen, müssen Tausenden von athenischen Bürgern, die so aus ihren bescheidenen Häusern fortgeschickt werden, neue Wohnungen schaffen, und sie wollen es mit großartiger Freigebigkeit tun. Sie werden dem Boden die kostbaren Schätze der Vergangenheit entlocken, sie werden aber gleichzeitig ihre Dollarmillionen dazu verwenden, um aus diesem verwinkelten und verworrenen, nicht immer sauberen Stadtquartier eine helle, sonnige Menscheniedlung zu machen. An der Stelle der alten Agora soll nämlich ein moderner Volkspark entstehen, und ringsherum will man die neuen Bürgerwohnungen bauen. So ist in Hellas märchenhaft dafür gesorgt, daß die alte Erde dem jungen Volke wiederum neue Lebensnahrung gibt.

Dies junge Volk, das erst vor hundert Jahren seine nationale Unabhängigkeit mit viel Blut und Tod und Heldentum erkämpfte, ist unverwundlich, obwohl es in pietätvollem Kulte der Größe seiner Vergangenheit huldigt. Es gibt in Griechenland hypermoderne Bilderstürmer, die keine Freude an der Pflege dieser Traditionen haben und ihre Mitbürger davon überzeugen möchten, daß sie unrecht tun, ihre Gedanken und ihre Sinne immer wieder in die Welt des Gewesenen zu senden. Sie meinen, daß die Archäologen für Griechenland weniger wichtig seien als die modernen Nationalökonomien und Ingenieure. Sie werden aber nicht so eifrig gehört, wie es ihnen lieb wäre. Dieses Volk, das durchaus nicht verschont blieb von inneren Kämpfen und sogar daran krankt, daß es ewig Politik

machen, ewig umstürzen und Umwälzungen organisieren muß, ist doch von einem sehr deutlichen, stets wieder hervorbrechenden Zuge zum Patriarchalischen befeelt. Durchwandert man heute die Säle des griechischen Nationalmuseums in Athen, dann macht man bewundernd halt vor jenen Grabdenkmälern, die vor zweitausend Jahren das Gedächtnis der großen und vornehmen Männer des Landes aufbewahren sollten. Die Künstler des gemeißelten Steines pflegten den Verstorbenen so darzustellen, daß er in Leibesgröße auf einem Stuhle sitzt, und ringsherum stehen die Leidtragenden, die den Verlust eines lieben Familienangehörigen, der ein Dichter oder ein vortrefflicher Staatsmann oder ein herrlicher Ringer und Läufer im Stadion gewesen war, beklagen. Man erkennt deutlich die Trauerspuren auf den Gesichtern der Leidtragenden, die schwermütig die Köpfe senken und mit ihrem Innern beklagen, daß ihnen ein so teures Wesen entrieffen wurde. Dann wandert das Auge des Betrachtenden von diesen Gesichtern der Trauer zu dem Gesicht des Toten, dessen Antlitz zu sehen ist. Und man erstaunt, man erschrickt beinahe, der vortreffliche, heute nicht einmal dem Namen nach bekannte Meister hat den Zügen des Toten, der sich all diesen trauernden Familienkult gefallen läßt, eine eigentümliche Ironie eingegraben. Dem Überlebenden ist zum Weinen zumute, und man glaubt zu sehen, daß der Verstorbene sie leicht und geheim lächelnd ein wenig verpötte. Es ist, als wollte er sagen: Diese Mühe des Herzens lohnt nicht. Ihr meint, ihr meine lieben Verwandten, Grund zu der Furcht zu haben, daß das Jenseits eine schlechtere Welt sei. Nein, ihr könnt beruhigt sein, ich habe schon in den wenigen Stunden, die seit meinem Vercheiden dahingegangen sind, erfahren, daß ich nichts verloren habe, als ich von dieser Welt auswanderte. Der Meister des Meißels, der diese verflochte Ironie Kunstwirklichkeit werden ließ, muß ein sehr kluger, philosophischer Mann gewesen sein, nicht ängstlich im Aberglauben, daß wir Menschen nach unserem Tode gequält werden, er muß vermeint haben, daß uns nach unserem Tode durchaus Freudiges und Beglückendes erwartet. *Dr. Max Hochdorf (Berlin)*

(Der Schluß des Aufsatzes folgt im nächsten Heft.)

D I E E R L E I C H T E R U N G

Endlich war das Wetter abgeflaut. Die Sonne strahlte, als der englische Dampfer »City of Cologne« mit dem Matrosen Pitt und mit einer Ladung Fleischextrakt aus Amerika in Bremerhaven einlief. Seemann Pitt schaute verwundert über die Reeling; denn seine Heimat, die er zum letzten Male vor vielen Jahren verlassen hatte, blühte. Kaum hatten sie ihren Dampfer am Pier festgemacht, da eilte er mit einer Pütz voll heißem Wasser über das Deck; vorm Niedergang zum Matrosenlogis stellte er sie ab, entkleidete sich bis auf die steife Hose, öffnete den Lampenschrank, zerrte aus ihm eine Handvoll Putzwolle und nahm die Petroleumkanne. Dann begann er mit der Vorbereitung zum Schwafchen. Und bald ging er sauber und erfrischt das Fallreep hinunter an Land. Vorm Schiff blieb er noch einmal stehen, zündete seine kurze Piep an, schob seine Hände in die Hosentaschen und schlenderte vergnügt aus dem Hafen, nach seiner Vaterstadt. Viele Landsleute kamen ihm entgegen. Als er sie sprechen hörte, zog er die Hände aus den Taschen und grinste; denn ihm war's, als müsse er jedem in seiner Freude des Wiedersehens die Hände schütteln.

Aber sie enttäuschten ihn: stumm und ihn nicht beachtend gingen sie an ihm vorbei. Und je mehr er an die Stadt herankam, desto verdrossener wurde seine Miene.

Schließlich blieb er traurig stehen; denn was ihm nur beim Einschlafen passieren konnte, hatte ihn bei lichtem Tag überrascht: seine kurze Piep war erloschen. Seemann Pitt zündete sie wieder an und ging weiter. Mit keinem Blick würdigte er mehr seine Landsleute.

Und immer mehr näherten sich ihm die Häuser. Vor einem Lattenzaun bannte ihn endlich die erste Freude; sein lederbraunes Gesicht glitzerte in Begeisterung; denn viel mehr als Spinat mit Ei reizte ihn da der Löwenzahn im Gras. »Jeffes, 'ne Pießblomm!« rief er und sprang gierig hinzu, und pflückte sie, und hielt sie lange in der Hand... Nachdem er sie ordentlich betrachtet hatte, steckte er die Blume, die ihm schon lange nicht mehr begegnet war, ins Knopfloch. Und freudig betrat er nun das Pflaster der Stadt.

Nun staunte er: die mürrischen Landsleute richteten herzlich lächelnd ihre Gesichter nach ihm. Seemann Pitt sparte nicht mit dem Ausdruck seiner Freude über ihre Freund-

lichkeit; er nickte grüßend, unermüdet. Und dachte nicht mehr an seine Blume im Knopfloch... Und da – auf einmal – klopfte er die Piep aus und fleckte sie schnell in die Rocktasche: denn ein Mädchen kam ihm entgegen, in blau-weiß kariertem Kleid und mit nackten Armen; es trug einen Säugling. Es näherte sich ihm lächelnd und streifte ihn: »Na, Seemann, auch Witwer?« Seemann Pitt staunte verlegen: »Witwer?« Aber endlich begriff er; atemlos vor Wonne flotterte er: »Soll ich... willst du mich... mitnehmen?«

Sie antwortete schelmisch: »Aber...«

Er nickte brav. Seine Landsmännin hakte unter und führte ihn tiefer in seine Vaterstadt. Sie drückte seinen Arm, daß der Säugling schrie. Er aber tröstete ihn liebevoll: »Bist, bist!«

Da kam eine Konditorei. Freudig erschreckt löste er sich vom Arm des Mädchens und verschwand im Laden, zog hastig seine Börse, gab einen Fünzigmarkschein hin und befahl: »Von dem nicht zu wenig... Und von diesem... Und davon auch... Und das da, schmeckt das auch gut?« Die Verkäuferin antwortete: »Davon kostet das Viertelpfund zwei Mark!« Und er verlangte drei Pfund. Und sagte: »Und noch den Kuchen da! Und die Torte flauen Sie mir auch noch druff...« Er überlegte: »So, nun wird's reichen!«

Zwei Verkäuferinnen packten das Gekaufte ein; er half. Und nahm dann sein Riefenpaket unter den Arm und verließ freudestrahlend das Geschäft.

Und da empfing ihn seine Landsmännin tadelnd: »Mann!« rief sie: »Nimm lieber das Kind; du zerdrückst ja die Sachen!« Mit der einen Hand reichte er ihr das Paket, und mit der anderen ergriff er den Säugling. Und sie gingen nun weiter in der Unterhaltung über: Kaffeetrinken und Liebe...

Albert Daudistel (Berlin)

Plötzlich aber schaute das Mädchen nach einem Hauschild, auf dem die Worte standen: Wäscherei im Hofe links! Sie sagte zu ihm: »Du, ich will gucken, ob meine Wäsche fertig ist!«

Er nickte: »Aber eil' dich!« Sie hufchte in die Toreinfahrt. Und er patrouillierte mit dem Säugling. Die Passanten staunten. Er grinste und tätschelte mit seiner »zierlichen« Hand das Anvertraute, daß es anfangen zu schreien. Und da ward er väterlich und sagte: »Hal' doch dien Mul, Popper!« Ja, er betätschelte den Säugling noch liebevoller. Der aber schrie, daß ihm der Kopf bläulich answoll. Seemann Pitt flöhnte und peilte schließlich aus Ungeduld nach der Hofeinfahrt. Eine Stunde war um. Da knurrte er: »So eine Quatschbabe...« Nach einer weiteren halben Stunde begann er zu schwitzen. Und ging schließlich zur Wäscherei und fragte, ob das Fräulein mit dem großen, weißen Paket noch da sei. Die Wäscherinnen lachten. Und schon wollte er sich entfernen; aber da klopfte ihm freundlich ein Waschmädchen auf die Schulter und erklärte ihm, daß vor ungefähr zwei Stunden »ein Fräulein in blau-weiß kariertem Kleid, das ein großes, weißes Paket trug« über den Hof nach der Parallelstraße geeilt sei... Seemann Pitt staunte. Und ratlos beschaute er den Säugling. Der schlief. Seemann Pitt verließ die Wäscherei und murrte: »Andere Städtchen... andere Mädchen...« Und ging mit seiner Bürde die Straße hinunter, bis zur Ecke, wo die Tramhalte war. Da lief er behende vor einem knatternden Lastauto über den Fahrdamm, nach einem Schutzmann, und schrie: »Policeman hold the kid, hold the kid!« Er drückte dem Schutzmann den Säugling an die Brust und stürmte los, auf eine fahrende Straßenbahn, und lachte, winkte und rief erleichtert: »Jetzt halt du das Kind!«

L I T E R A R I S C H E N O T I Z E N

Der rührige Arbeiterjugend-Verlag in Berlin (SW 61, Belle-Alliance-Platz 8), der es sich u. a. zur Aufgabe gemacht hat, Miniaturausgaben der deutschen Arbeiterdichter, das heißt charakteristische Kostproben aus ihren Werken herauszubringen, legt wieder drei neue Bändchen vor, und zwar von Alfred Thieme (»Hammer und Herz«), Hermann Claudius (»Lieder der Unruh«) und Ernst Preczang (»Röte dich, junger Tag«). Jeder, der einen Überblick gewinnen will über das sich immer weiter ausdehnende Feld der Arbeiterdichtung, sollte sich die Bändchen zulegen, die nun schon über das erste Dutzend hinaus sind. Das kartonierete Exemplar kostet 50 Pf., in Halbleinen 90 Pf., in Halbleder 2 M. – Ein Sprechchorwerk von Alfred Thieme (»Um die Erde«), im gleichen Verlag erschienen, wird neben andern Werken dieser Art ebenfalls Interesse erwecken. Hier bahnt sich eine neue, aus der Arbeiterschaft entstandene Massenkunst an. – Schließlich sei noch die ebenfalls im Arbeiterjugend-Verlag herausgekommene Erzählung »Die Mühle zum Toten Mann« von Max Barthel erwähnt, die packende Szenen aus dem großen Krieg gibt, gesehen mit den Augen dieses Dichters, der immer seine Weltbürgerseele mitsprechen läßt.

Die Urania-Verlags-Gesellschaft in Jena fandte uns die »Urania«, Monatshefte für Naturerkenntnis und Gesellschaftslehre, und die vierteljährlich erscheinenden Buchbeigaben. In den Heften wird eine erstaunliche Fülle von Wissensstoff aus den verschiedensten Gebieten dargereicht, zum Teil mit höchst interessanten Illustrationen versehen. Zwei Beiblätter »Soziales Wandern« und »Der Leib« be-

handeln Spezialgebiete. Die beiden letzten Buchbeigaben haben zu Verfassern Prof. M. H. Baeye (»Wie erkennen wir die Welt?«) und Prof. Jul. Schaxel (»Das Geschlecht«). Wer eindringen will in die vielgestaltige Welt der Forschung, wer sich vervollkommen und zugleich sicher sein will, keine reaktionär abgestimmte »Wissenschaft« vorgefetzt zu bekommen, der abonniere auf die »Urania«. (Vierteljährlich drei Hefte. Ausgabe A mit broschierter Buchbeigabe 1,60 M., Ausgabe B mit gebundenem Buch 2,25 M.)

Almanach für die Leser des »Sächsischen Volksblattes« nebst Kalendarium, Zwickau i. Sachsen. Enthält u. a. interessante Antworten bekannterer Persönlichkeiten auf die Frage: »Wie kamen Sie zum Sozialismus?«

Vom Verlag der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der Tschechoslowakischen Republik gingen folgende Werke ein: 1. Karl Renner, Das nationale und das ökonomische Problem der Tschechoslowakei (eine Broschüre von 20 Seiten, die klar in die angegebenen Fragen einführt). – 2. Theodor Dan, Sowjet-Rußland wie es wirklich ist (130 Seiten). – 3. Josef Hofbauer, Im roten Wien. Eine Studienreise deutscher Arbeiter aus der Tschechoslowakei. (79 Seiten, reich illustriert, vorzüglich geeignet, das sozialistische Wien mit seiner sozialen Fürsorge, seiner unvergleichlichen Wohnungs- und Schulpolitik usw. kennenzulernen!). – 4. Franz Grundmann, Aus'n alem Testamente, wie's Schleiferfess d'rzählt. (62 Seiten, illustriert, höchst amüsante Dialektgeschichten, von denen wir gelegentlich eine zum Abdruck bringen werden.)



DAS SCHIFF

BEIBLATT DER TYPOGRAPHISCHEN MITTEILUNGEN

SCHRIFTFÜHRUNG: ERNST PRECZANG, BERLIN SW 61, DREIBUNDSTRASSE 9

NUMMER 3

MÄRZ 1927

DER AUFBAU DES SEELISCHEN

ANFÄNGE DER PSYCHOLOGIE

Wenn wir den Leser im folgenden in die Anfangsgründe der Psychologie oder Seelenkunde einführen wollen, so schalten wir von vornherein die Beantwortung der unwissenschaftlichen Fragen aus, was denn eigentlich *die Seele* sei, ob sie sterblich oder unsterblich, stofflich oder unstofflich, ein vergängliches Einzelding oder ein Teil der allumfassenden, unvergänglichen »Weltseele« sei, und dergleichen mehr. Wir wollen bescheidener, aber auch sicherer sein und nur die seelischen Vorgänge, *das Seelische* in seinem Aufbau kennenlernen. Der Tote hat keine Seele (griechisch: *psyche*, lateinisch: *anima*), weil er keinen Atem, kein Leben mehr hat. Seele ist also zunächst = Leben, das ist Tätigkeit. Aber das genügt uns nicht. Belebt ist alles in der Natur, in gewissem Sinne sogar das sogenannte Unorganische: Wasser, Feuer, Luft und Erde. Deshalb belebt auch der Naturmensch alles um sich in der Natur: er meint, daß die Quelle, der Baum, der Fels, wie er selbst, eine Seele in sich habe. Und doch reden *wir* nur bildlich, uneigentlich von Pflanzenseelen. Deutlicher werden uns schon die Seelen der Tiere, namentlich der höheren. Aber was uns hier allein interessiert, ist das Seelische am oder im Menschen. Als »seelisch« bezeichnen wir nun dasjenige an uns und anderen, was sich nicht mit unsern Sinnen (Gehör, Gesicht, Geruch, Geschmack und Tastfinn) wahrnehmen läßt und uns doch durch unsere innere Erfahrung ebenso gewiß ist wie die Außenwelt, mit einem Wort: das *Innerliche* in uns. Dies Innenleben wollen wir nun von seinen ersten Regungen im Neugeborenen bis zu seinen höchsten Entwicklungen im vollreifen Menschen in seinen Grundzügen zu belauschen versuchen.

Schon in den einfachsten Vorgängen unsers Seelenlebens treten drei verschiedene Richtungen hervor, die man etwa als *Fühlen*, *Begehren* und *Vorstellen* zu unterscheiden sich gewöhnt hat.

I. Gewiß verbinden sich alle drei fortwährend miteinander, gehen sie, namentlich auf ihren niederen Stufen, häufig ineinander über; keine Vorstellung ist ganz ohne Gefühl, kein Begehren ganz ohne Vorstellung möglich. Allein für die wissenschaftliche Erkenntnis müssen wir sie genau voneinander sondern.

Als der einfachste und früheste seelische Zustand erscheint uns das *Fühlen*, weil es am ehesten ohne unmittelbare Einwirkung eines bestimmten äußeren Gegenstandes denkbar ist. Das allgemeinste Gefühl ist wohl das Lebensgefühl schlechtweg, das sich beim kleinen Kinde (wie schon beim Tiere) natürlich zuerst nur in der Sondergestalt von Hunger, Schmerz- oder Lustgefühlen äußert und sich dann schon bald in ein Begehren verwandelt. Aus diesen einfachsten Lebensgefühlen entwickeln sich sodann die gleichfalls bereits früh auftretenden Gefühle von Kraft und Mattigkeit, Leichtsein und Bedrücktheit, Freude und Angst usw. Jedes Gefühl ist mit einer gewissen Lust oder Unlust verbunden, deren Grad sehr verschieden sein kann, von der höchsten Erhebung bis hinab zu einer Stufe, die dem Nullpunkt nahe kommt oder ihn erreicht. Sehr bald verschmilzt sich das Fühlen mit dem *Begehren*. Das neugeborene Kind verlangt schon in den ersten Tagen nach der Mutter Brust. Anfangs als *Instinkt*, unbewußt und unwillkürlich, tritt die Begierde allmählich immer bewußter und willkürlicher auf, verwandelt sich z. B. das instinkthafte Saugen, Beißen, Kauen und Lecken des kleinen Kindes in ein Greifen und in Bewegungen auf ein bestimmtes Ziel. Der ursprünglichste Trieb ist derjenige der Selbsterhaltung, der sich zuerst als Trieb nach Nahrung äußert. Auch der Trieb ist aufs engste mit den Gefühlen der Lust und Unlust verknüpft, ja sein Wesen besteht darin, daß er auf Erlangung oder Erhöhung von Lust, auf Aufhebung oder Abwehr

von Unheil gerichtet ist. Fast immer kommt das Begehren, wie schon die eben gebrauchten Beispiele zeigten, in irgendeiner Art von Bewegung zum Ausdruck. Anfangs in unwillkürlichen oder ganz mechanischen sogenannten »Reflexbewegungen«, die wir auch späterhin in Hunderten von täglichen Fällen neben den bewußten beibehalten, dann in beabsichtigten, bei denen die – zunächst nur dunkel bewußte – Nachahmung eine bedeutende Rolle spielt. Wie bei den Vorstellungen wird auch hier die bewußte Tätigkeit durch Übung und Gewohnheit vielfach wieder zur unbewußten, automatisch vollzogenen. Wer einmal gehen, schwimmen, reiten, schreiben gelernt hat, übt es schließlich ganz automatisch aus. Wie das anfangs durchaus tierische Begehren sich zum bewußten *Wollen* steigert, werden wir nachher sehen. Zunächst müssen wir unsere Aufmerksamkeit der dritten Urrichtung des Seelischen, dem *Vorstellen*, zuwenden.

Die Vorstellung vollzieht sich nicht so einfach wie das Begehren oder gar das Fühlen. Schon das Wort zeigt an, daß etwas *vor* uns *gestellt* werden soll, das unserer Seele gewissermaßen gegenübersteht, und das wir deshalb den *Gegenstand* (lateinisch das »Objekt«) nennen. Wir empfinden seine Einwirkung auf *uns* (die Person oder das »Subjekt«) durch die *Sinne*, von denen man seit alter Zeit die fünf oben genannten annimmt. Auf unsere Sinnesorgane, deren ausgebildetstes das Auge, deren allgemeinstes die Haut ist, üben nun die »Gegenstände«, wie wir vorläufig für das wahrgenommene unbestimmte X sagen wollen, einen Reiz aus, der von den Nervenenden aufgenommen und durch die Nerven zu ihrem Vereinigungspunkt im Gehirn geleitet wird. Dort wird eine Empfindung geweckt, die sich zur *Wahrnehmung* des betreffenden Gegenstandes verdichtet, soweit wir für den Reiz einen besondern Sinn besitzen; sonst entstehen bloße Luft- oder Unlustgefühle. Ein Schlag ins Auge wird z. B. von *diesem* nur als Lichterscheinung empfunden, und der elektrische Strom kommt für uns, die wir keinen besondern »elektrischen« Sinn haben, nur als Licht, Wärme, Kitzel oder Schmerz zum Bewußtsein (Lehre von den spezifischen Sinnesorganen). So ist denn die Wahrnehmung eines Dinges, die uns so außerordentlich einfach erscheint, weil sie jedem von uns hundertmal am Tage begegnet, in Wirklichkeit ein ziemlich verwickelter Vorgang. Nehmen wir an, der wahrgenommene Gegenstand sei eine rote Rose, so hat unser Auge das Gehirn nur von dem Dasein eines so gestalteten, rot ge-

färbten Dinges unterrichtet, die Nase feinen Duft eingefogen, der Tastsinn vielleicht uns noch von der Größe und Sanftheit feiner Blätter oder der Schärfe feiner Dornen in Kenntnis gesetzt. Damit haben wir jedoch bei weitem noch kein einheitliches Bild eines fest bestimmten Gegenstandes gewonnen. Zu dem durch die Sinnesempfindungen entstandenen »Mannigfaltigen der Anschauung«, wie der große Kant es nennt, muß erst die verbindende Macht des *Verstandes* hinzukommen, damit wir das »Ding« eben verstehen lernen. Bereits früh findet auch beim Menschen ein unwillkürliches Hinwenden nach dem Reize statt (*Aufmerksamkeit*). Man hat beobachtet, daß ein Kind schon an seinem zweiten Lebensstage seinen dem Fenster abgewandten Kopf wiederholt dem Fenster, das ist dem Lichte, zuwandte, und daß vom dreiundzwanzigsten Lebensstage an seine Augen auch ohne Bewegung des Kopfes dem Lichte, später der Gestalt der Eltern folgten. Während des in unendlichem Wechsel einander folgenden Zufließens verschiedener Empfindungen wiederholen sich natürlich auch die gleichen oder doch ganz ähnliche. Diese werden durch die *Erinnerung* als die früher schon dagewesenen wiedererkannt und verschmelzen mit ihnen zu einem nun schon deutlicher erkannten Wahrnehmungsbilde, das wir dann später mit andern vergleichen. So hebt sich allmählich aus dem Mannigfaltigen der Wahrnehmung des rötlichen, wohlriechenden, zartblättrigen Dinges die *Vorstellung* der Rose heraus. Und wie die verschiedenen Wahrnehmungen zu der sie alle in sich begreifenden Vorstellung, das ist dem *Begriffe*, zusammengefaßt werden, so verknüpfen sich die Einzelvorstellungen allmählich zu ganzen Vorstellungsreihen (Verbindung oder *Affoziation* der Vorstellungen), die mit ähnlichen, endlich auch andersartigen Vorstellungen verglichen und in ein Verhältnis zueinander gesetzt werden. Wir fangen an zu *denken*, die uns umgebende Welt zu »begreifen« und zu »verstehen«, die Rose z. B. als zu dem Geschlechte der Blumen gehörig aufzufassen. Und zwar verlegen wir infolge einer eigentümlichen, nicht weiter erklärbaren Einrichtung (Organisation) unseres im Rückenmark und Gehirn befindlichen Zentralnervensystems die Ursache unserer Empfindungen, den »Gegenstand«, in einen *Raum* außerhalb oder auch, z. B. bei Schmerzempfindungen, innerhalb unseres eigenen Körpers; kurz, wir empfinden räumlich, stellen uns die Dinge als ein Nebeneinander vor. Und indem wir uns bewußt werden, daß die gleiche Vorstellung bereits früher

einmal da war, oder daß eine andersartige der jetzigen Vorstellung vorausging, bekommen wir die erste Vorstellung von einem Nacheinander, das ist der *Zeit*. Wir denken räumlich-zeitlich. Je lebhafter die schon dagewesenen Vorstellungen waren, und je häufiger sie sich wiederholten, desto stärker prägen sie sich dem *Gedächtnis* ein. Deshalb erinnern wir uns z. B. im Alter der Kindheit, Schul- und Jugendzeit und aus dem späteren Leben desjenigen, was uns interessiert, besser als des übrigen. Vieles setzt sich sogar durch die beständige Wiederholung des nämlichen so im Gedächtnis fest, daß es zur unbewußt festgehaltenen Gewohnheit, *Fertigkeit* wird, wie z. B. das Sprechen, Zählen, Lesen und Singen. Ja, unser gesamtes Denken beruht schließlich auf dem allmählich angeammelten ungeheuren Schatz solcher in unserm Gedächtnis ruhenden und aus ihm wieder hervorzuholenden Vor-

stellungen. Nur einen verschwindend kleinen Teil der dort aufgespeicherten Vorstellungen, und ebenso natürlich Triebe und Gefühle, gestattet die »Enge« unsers Bewußtseins, wie der Psychologe sagt, gleichzeitig über dessen »Schwelle« zu treten. Daneben gibt es eine reiche Fülle von Stufen, von demjenigen an, was nie wieder in unser Bewußtsein gelangt, bis zu dem, was ganz nahe an dessen Schwelle lagert und jeden Augenblick darin aufzutauchen vermag. Eine bedeutende Rolle spielt daher das sogenannte »Unbewußte« in unserm Leben, so daß es ein moderner Philosoph (Eduard von Hartmann) sogar zur Grundlage seiner Philosophie erhoben hat.

In einem späteren Abschnitt wollen wir sehen, wie sich das Fühlen, Begehren und Denken im Leben des heranwachsenden und erwachsenen Menschen weiter entwickelt.

Professor Karl Vorländer (Münster i. W.)

»WOHLMEINENDER UNTERRICHT...«

AUS EINEM MANUSKRIFT VOM JAHRE 1717 / MITGETEILT VON DR. ARNO KAPP (LEIPZIG)

Im Jahre 1702 kaufte der aus Braunschweig gebürtige Schriftschneider und Schriftgießer Johann Caspar Müller in Leipzig Johann Georgens Druckerei. Müller war Fachmann von Ruf. Er hinterließ bei seinem Tode im Jahre 1717 seiner Witwe Maria Sophia, die bereits zwei Jahre später den Freund ihres Mannes, Bernh. Christoph Breitkopf, heiratete, ein Manuskript, betitelt:

»Wohlmeinender Unterricht bey Unterweisung eines Setzer- und Drucker-Knabens.«

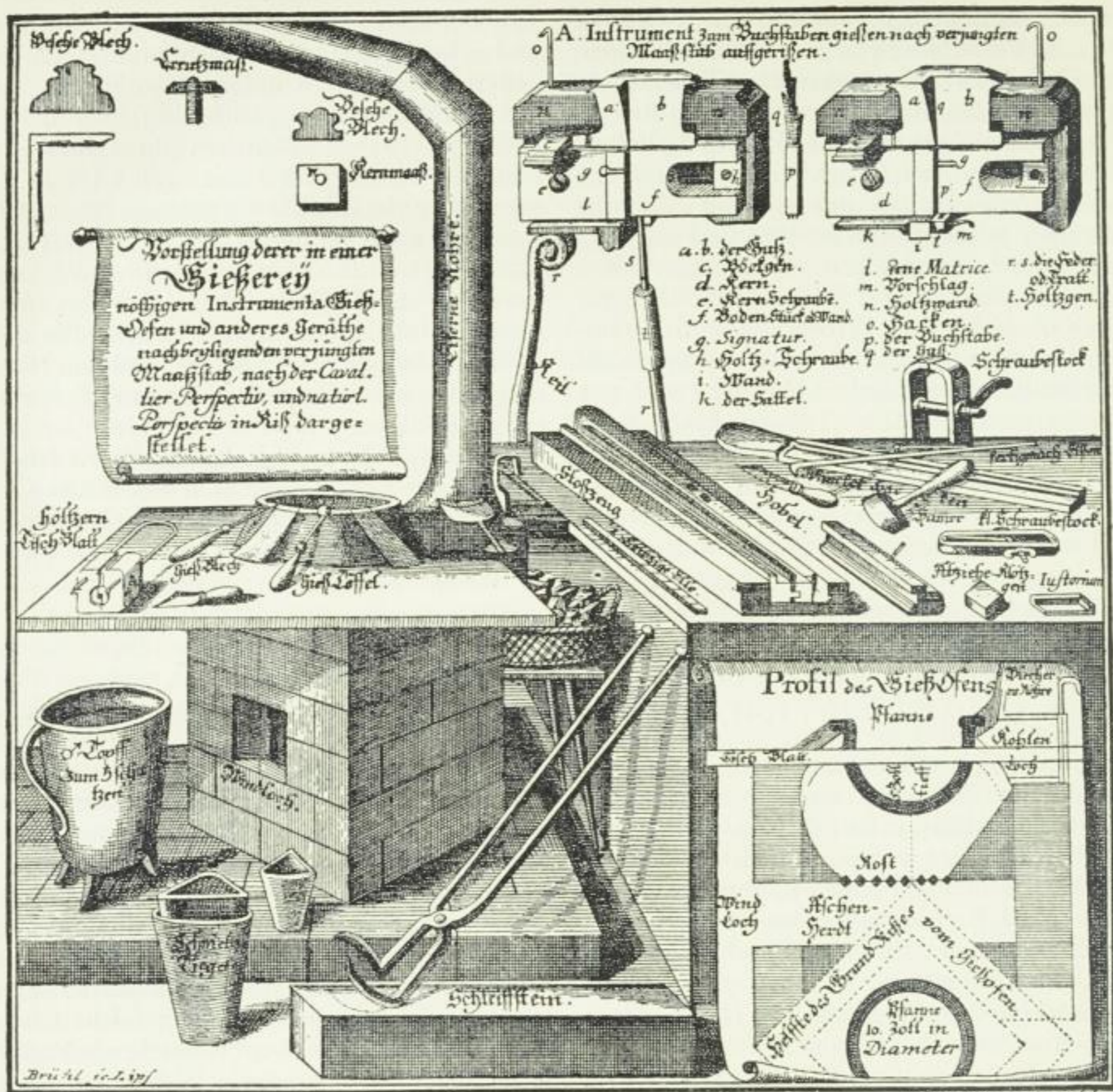
In erster Linie fesselt die Fülle des Gebotenen. Wir erhalten hier authentische Mitteilungen über das Ablegen, Korrigieren, Formen schließen, Revidieren, Ausrechnen, Bereiten von Firnis, Schriftgießen usw.

Um unsere Leser genauer mit dem Manuskript bekannt zu machen, lassen wir einiges aus seinem Inhalte folgen, und zwar einen Bericht darüber, »Wie ein Setzer- und Drucker-Knabe zu unterrichten sei«, und einen »Bericht vom Schriftgießen«. (Die Rechtschreibung ist der heutigen Zeit entsprechend geändert, der Stil aber ist unverändert gelassen.)

»Es ist höchstnötig, wo anders dem Verfasser und Verleger an einem akkuraten Werk gelegen ist, daß ein rein geschriebenes und mit Fleiß revidiertes Manuskript in die Druckerei geliefert werde. Da nun dies eine Sache, die zwar zu wünschen, selten aber zu hoffen ist, so erfordert

die Notwendigkeit, daß man zum Setzen solche Knaben annehme, welche in der Schule bereits ein gutes Fundament zur Latinität (lateinischer Sprache) gelehrt haben, ihre Orthographie wohl verstehen, auch im Griechischen zur Not einen Akzent zu setzen wissen. Von den übrigen Sprachen, als Hebräisch, Syrisch und anderen mehr, kann man ihnen schon während der Lehrjahre so viel beibringen, daß sie solche setzen lernen. Ist ein Knabe obenbeschriebener Maßen beschaffen, wird es um soviel leichter sein, einen hurtigen und fertigen Setzer aus ihm zu machen, zumal, wenn er in seiner Aufführung nicht verwaht wird.

Ist er *nicht* also beschaffen, so ist er ein rares Exemplar, wenn man was Rechtes aus ihm macht. Anfangs muß man den Knaben nicht leicht in ein Werk stellen, wo viele Schriften untereinander vorkommen, weil er solche noch nicht unterscheiden, mithin zum größten Schaden des Herrn die Schriften vermengen kann. Es ist auch besser, daß man ihm gleich anfangs ein geschriebenes, als ein gedrucktes Exemplar zum Setzen gebe; denn da wird er gleich anfangs zur Aufmerksamkeit angefrischt, in der Rechtschreibung geübt und kann nicht leichtlich auf andere Gedanken kommen. Der Kasten, woran er arbeitet, muß ihm seinen Ellenbogen gleich gesetzt werden.



Wenn aus einem Drucker- oder Setzerknaben etwas Rechtes werden soll, so muß man darauf sehen, daß der Knabe von etwas starken Gliedmaßen, gesund und nicht gebrechlich sei. Denn Setzen und Drucken kommt nicht allein auf die Geschicklichkeit des Verstandes, sondern hauptsächlich auf die Stärke des Leibes mit an, weil sowohl das »Auftragen« als »Ziehen« Kräfte erfordert, wo anders ein guter Bogen gedruckt werden soll.

Es muß demnach anfangs sein Anführergeßpan (Spannemann) sein Geduld haben, wenn er einen solchen Knaben an die Presse bekommt, und ihm vorerst zeigen, wie er die Ballen fassen, die Farbe darauf reiben und auf der Form sich einen ordentlichen Gang anzugewöhnen beflissen sein soll. «Soweit also der »Wohlmeinende Unterricht«, dessen Anweisungen auch heute vielfach noch beachtenswert sind. Anders steht es mit dem folgenden Kapitel.

Bericht von dem Schriftgießen

»Schriftgießen ist zwar eine besondere Kunst, welche aber heutzutage von der Buchdruckerkunst unzertrennlich ist. Der Ursprung derselben muß beinahe ebenso alt als das Buchdrucken selbst sein. Obgleich nun anfänglich die Littern

nur in Holz geschnitten waren, kann doch das nicht lange gedauert haben. Denn wenn man auch annehmen würde, daß schon Gutenberg erstlich seine Littern aus Holz verfertigt hat, welche durchlöchert und dann vermittelt eines

Drahtes reihenweise aneinandergelängt wurden, so ist doch bekannt, daß diese Art zu drucken gar bald geändert wurde, weil sie nicht nur sehr mühsam, sondern auch sehr unvollkommen war. Die Erfindung des Schriftgießens wird Johann Faust zugeschrieben, der seiner Profession nach ein Goldschmied gewesen sein soll. Ob Faust oder ein anderer der erste Schriftgießer gewesen, soll nicht untersucht werden. Mein Vorhaben ist, was es mit dem Schriftgießen für eine Bewandnis hat, oder auf was für eine Art Littern gegossen wurden.

Vor allen Dingen werden die Littern aus weichgemachtem Stahl vermittelt der Pauzen, Grabstichel und rein subtilen Feilen verfertigt. Ist dies geschehen, dann werden sie gehärtet und jeder Stempel in ein besonderes Stück Kupfer gefenket, welches dann als eine *Mater* und — wenn alle zu einer vollständigen Schrift gehörigen Figuren beisammen sind — *Matrizen* genannt werden. Hat der Schriftgießer diese Figuren zusammen, so verfertigt er ein *Instrument* aus Messing, deren er so viele macht, als er Matrizen hat.

Dieses Instrument (siehe Abbildung) besteht aus vielen Stücken, welche durch 15 eiserne Schrauben aufs genaueste zusammengefügt werden, jedoch so, daß, so oft ein Buchstabe oder Wort gegossen werden, alsdann die zwei Teile voneinander aufgeschlagen und augenblicklich wiederum fest zusammengeschlossen werden können. Die Teile dieses Instrumentes sind: Die Güsse (*a, b*), die Bodenstücke (*f*), die Wände (*i*), die Kerne (*d*) usw. Diese Stücke sind alle von Messing, darüber aber ist eine Schale von Holz, weil das Messing gar bald zu heiß wird und sich in der Hand nicht lange halten läßt. Dazu gehört noch ein eiserner Haken, womit der gegossene Buchstabe aus dem Instrument herausgenommen wird. Dieses Instrument gibt also dem Buchstaben den Leib und formt ihn dergestalt, daß ein jeder Buchstabe versucht, mit seinem eigenen Charakter und

allen übrigen eine vollkommene Proportion zu haben, damit solche vom Setzer ohne Schwierigkeit zusammengefügt werden können. In der Matrize (*l*) aber, die unten an das Instrument angebunden ist, bekommt der Buchstabe seinen eigentlichen Charakter und Bedeutung. Die Kerne (*d*) an diesem Instrument sind beweglich und lassen sich ein- und auswärts treiben, sie geben auch den Littern eine gewisse Höhe. Eine jede Buchdruckerei kann sich nämlich eine besondere Höhe erkiesen, wodurch man zu verhindern sucht, daß die Schriften nicht leicht in einer anderen Buchdruckerei zu verwenden sind. Die großen Schriften, z. B. Kanon, Missal usw., werden nicht in Stahl, sondern in Messing geschnitten.

Es muß aber ein jeder gegossene Buchstabe verschiedene Male durch die Hand des Gießers gehen und wohl befehen werden, ehe die ganze Schrift an den Buchdrucker geliefert werden kann.

Die Materie, Massa oder der Zeug, woraus die Schriften gegossen werden, wird aus Eisen von Hufnägeln, Blei und Spießglas, wozu noch Zinn und Kupfer kommen, zusammengeschmolzen, welches eine ungesunde und gefährliche Arbeit ist.

Von jedem gegossenen Buchstaben muß zuvörderst der Guß abgebrochen und selbiger dann auf beiden Seiten geschliffen, dann in der Menge aufgesetzt, gehobelt, befehen und eingepackt werden.

Die Werkzeuge, die ein Schriftgießer braucht, sind folgende (siehe Abbildung):

Das Instrument, der Gießlöffel, die Gießpfanne, das Winkelmaß, Justorium, Abziehklötzchen, Befehblech, Kreuzmaß, Schraubstock, Handkloben, allerhand Feilen, verschiedene Hämmer, Amboß, Gießblech, Schmelztiegel, eiserne Töpfe, Bestoßzeug, Fertigmacheisen, Winkelhaken, Hobel, Schleiffstein, Feuerzange und Kernmaß.«



WILHELM PLOG / HARTE HÄNDE

<i>Hoher Schlote Trauerfahnen</i>	<i>Wenn ich deine zarten Hände</i>
<i>Wehen um mein Land;</i>	<i>Fasse, liebes Kind,</i>
<i>Rußgeschwärzte Mauern ragen,</i>	<i>Zieht sich dein Gesicht zum Weinen,</i>
<i>Räder rollen, Stenzen schlagen,</i>	<i>Weil dir Hände lieblos scheinen,</i>
<i>Hart und rauh ist meine Hand.</i>	<i>Die so hart wie meine sind.</i>

AUF HELLENISCHER ERDE

(SCHLUSS)

Wer ein Volk kennenlernen will und durch fremde Länder reißt, darf nicht nur die Museen und fashionablen Hotels und Tanzbars und eleganten Klubs besuchen, Einrichtungen und Vereinigungen, an denen es im heutigen Athen auch nicht fehlt. Der Weltenwanderer, der ein Volk kennenlernen will, muß in die Fabriken und Werkstätten ebenso geduldig gehen wie in die Krankenhäuser und Findelhäuser und Volksschulen und Gefängnisse, und er muß schließlich einige Stunden verweilen, um zu erforschen, nach welchen Gewohnheiten und Bräuchen sich das lebende Volk mit dem Tode befreundet. Die Griechen tun es auf eine besondere Art:

Ist jemand gestorben, ohne daß Angehörige ihm die Augen zudrückten, oder daß Freunde ihn kannten, dann wird der Tote zur Schau gestellt, ganz wie im westlichen Europa auch. Doch der Mann des Ostens ist weniger neugierig als der westliche. Er würde sich nicht die Mühe geben, erst in ein sorgsam geschlossenes Haus zu treten, um der Pflicht seiner Erinnerung nachzukommen. Der Tote muß dem Lebendigen dort begegnen, wo dem Lebendigen alles begegnet, mitten in seiner Haft auf der Straße, zwischen den Barbieren, zwischen den Knoblauchhändlern, zwischen den Geldwechslern und Schuflern. Und so werden die Leichen einfach in ein Schaufenster geräumt, mitten zwischen alle diese Gewerbe, mitten zwischen alle diese Gewölbe, wo der unbekannte Tote so lange warten muß, bis jemand etwas über ihn ausfragen kann. Nun sollte man glauben, es würde dieses Fenster mit besonderer Neugier umlagert. Nein, zur Nachtzeit schwärmen und singen die Zecher ganz ungerührt an dieser Totenschau vorbei. Höchstens daß ein Angeheiterter einmal aus der Menge bricht und seine Nase an die Scheiben drückt und schadenfroh und selbstzufrieden zu dem Totenkopfe niederblickt, der sich ernst und kalt und bleich und gleichgültig alles das gefallen läßt.

Wird dann der Tote zur letzten Ruhe gefahren, was immer sehr schnell, im Galopp beinahe, geschieht, weil der Kutcher keine Zeit zum langen Befinnen und keine Luft hat, sich auf seinem Bock von der Sonne zerschmelzen zu lassen, dann liegt die Leiche niemals in einem vernieteten Sarg. Sie liegt immer nur in einer schmalen offenen Mulde. Sie ist nicht angetan mit einem feierlichen Hemd, dem Gewand der Engel, nein, die Leiche ist gekleidet in ihr bürgerliches Sonntagsgewand. Und es berührt erschreckend, wenn die Dame, die doch ihr Festkleid zum Tanze trug, oder um die Huldigung des Gatten und der Freunde zu empfangen, nun wächfern, schnell schmal geworden und von der Verwefung schon getroffen, inmitten ihrer pliffierten Seide und unter ihrem schönsten Schleier ruht.

Wenn man ihr den Schleier überhaupt gönnt! Denn meist wollen sich die Leidtragenden an einem unverhüllten Gesicht ergötzen. Ja, es ist eine Art freudiger Ergötzung, das Geleiten eines Toten nach dem Athener Gräberfeld. Es geschieht nicht in übermäßiger Niedergeschlagenheit. Immer und immer wieder bleibt es verwunderlich, daß die Menschen hier mit dem Tode so vertraulich und herzlich umgehen. Sie sehen dem Tode geradeaus ins Gesicht. Dann, wenn die Totengräber, die sich in nichts, weder in der Miene noch in irgendwelcher Tracht von irgendeinem schwitzenden Limonadenverkäufer oder Stiefelputzer unterscheiden, den Spaten schon einsetzen, dann erst wirft sich ein Wehklagender zur Erde, um aufzuheulen. Er tut es

wie auf Verabredung, als habe man ihm das Stichwort gegeben. Und nun ist die Form der Tröstung höchst sonderbar, dieses Packen, dieses Schütteln, dieses Kneten und Reiben der Wehklagenden, die sich nicht wollen beruhigen lassen. Es entsteht ein förmlicher Kampf zwischen den Tröstenden und den Trauernden.

Ein Kampf, der erst geendet wird, wenn die Spenden des Weines und des Brotes zu verteilen sind. Dieser Gast- und Frömmigkeitspflicht unterzieht sich der Jüngste aus der Trauergemeinde. Der Knabe hat eine Flasche geharzten Weines, ein Glas und eine Tüte Zwieback mitgebracht. Diesen Wein, der nicht vom besten ist, diesen Zwieback, der nicht vom frischesten ist, läßt er von Freunden und Verwandten verkosten, und er lädt auch die Fremden ein, die gerade hinzukommen. Er späht zur Nachbarschaft hinaus, und wird er eines Menschen in der Nähe gewahr, flugs stürzt er zu ihm mit dem einen Glase, das allein allen Friedhofsgästen zur Atzung dient. Viele Lippen, die an diesem Glase genippt haben, können viele Gebete und Wünsche sagen für den Verschiedenen. So wirken zahlreich verteilter Wein und freigebig angebotenes Brot, daß sich die Himmelspforte bald öffne für den Gewesenen. Und es gefällt sich zu diesem praktischen Glauben die Andacht vor dem Unbekannten. Der Knabe, der die Weinflasche trägt und den harten Kuchen, spielt den Vermittler zwischen den Erdmensch und den Himmelsmächten. Das Blut des Erlösers und sein Leib.

Doch es werde nicht vom Dogma geredet, sondern nur von der trockenen und strengen Wirklichkeit, die auf diesem athenischen Friedhof regiert. Nicht daß den frommen Pastoren, die mit ihren feierlich gekräuselten Patriarchenbärten, den kugelig gewulsteten Haarhöpfen und den piffig blinzelnden Augen die Kirchhofspforte bewachen, vorzuwerfen wäre, sie warteten geschäftig, eher mit offenen Händen als mit offenen Herzen, auf die Leidtragenden und die Leichen. Diese geistlichen Männer an der Kirchhofspforte müssen sich nämlich rechtschaffen plagen, ehe ihnen das Erdreich, der sehr magere Ersatz des Himmelreiches, einen bescheidenen Ertrag und Lebensunterhalt abwirft. Jeder, der am Grabe eines lieben Verstorbenen eine Messe lesen will, braucht diese Priester, doch er bezahlt sie mit billiger Münze nur. Und ein Priester der niedrigen Grade ist in Griechenland ein schwer belasteter Familienvater mit Weib und vielen Kindern. Es ist rührend, zu sehen, wie solch Priester seinem Jüngsten auf dem Trödelmarkt ein Wollhemde kauft und vor aller Augen anprobiert, wie er mit der Markttafche vom Schlächter zum Bäcker und vom Melonenhändler zum Käsehändler läuft, um sparsam für seinen Hausstand einzuhandeln. Wie ein Magier ist solch geistlicher Herr oft anzusehen, wenn auch seine Existenz ziemlich armselig ist. Es ist nicht nur rührend, sondern sogar erschütternd, zu sehen, wenn der gleiche besorgte Hemden-einkäufer einen Schnupftuchzipfel zu einem Spitzlein auszipft, mit dem dann sehr sachverständig und milde die Nase und die Ohren des jüngsten Sohnes durchforscht werden. So schämt sich der Priester nicht, ein geduldiger Bergarbeiter in den staubanfammelnden Gesichtschächten seines Sohnes zu sein. Getrieben von ähnlicher Sorge, scheut er sich auch nicht, mit Blick und fleißiger Mimik den Kirchhofsbefuchern darzutun, daß er bestimmt ist, gegen bescheidenes Entgelt für die Seele des Entschlafenen zu beten.

Mag der Tote auch gar nicht mehr unter der Erde schlummern. Denn es herrscht auf diesem Friedhof ein eigentümlicher Brauch, den wir Menschen mit westlichen Nerven kaum begreifen. Wir entsetzen uns, wenn wir diesem Friedhofsbrauche zum erstenmal begegnen, und können nicht verstehen, wie Verwalter der Totenheiligkeit es so eilig haben können, den Frieden der besiegten Gebeine zu stören. Der Tote, für dessen Ruhestatt nicht ein besonderer Ehrenplatz auf alle Ewigkeit geschenkt oder erkauft wurde, darf nämlich nur drei Jahre unter der Erde bleiben. Während dieser Zeit haben die Maden und Fliegen das Werk ihrer gespenstlichen Säuberung vollendet. An den Menschengebeinen ist kein Säftlein, nichts Verwesbares und Vergängliches mehr geblieben. Kahl und kalt und den Jahrtausenden noch gewachsen, liegt das Skelett in der Grube, aber man läßt es dort nicht länger als die vorgeschriebenen drei Jahre. Dann gräbt man es aus, und in einer schmalen Kiste wird zusammengeschüttet, was einstmal die Wohnung einer unsterblichen Seele gewesen ist. Aus der schauerlichen Tiefe wird das Gebein zum schönen Tageslicht wieder emporgeschaufelt, doch die neue Wohnung der Knochen ist keineswegs prunkvoll oder kostbar. Eine einfache Kiste, nicht einmal ordentlich genagelt, muß ausreichen. Diese Kisten werden alle aufeinander gespeichert, als wenn Waren in einem Krämerladen aufzubewahren seien. Findet man keine Knochenkiste, die aus neuen Brettern besteht, so begnügt man sich schon mit einer schmutzigen, deren Stempel und Signatur noch erzählen, daß es sich um eine ehemalige portugiesische Sardinenbüchsenkiste oder um einen Kannenverschlag von der Standard-Oil-Company des Herrn Rockefeller handelt. Neben das ehemalige Schiffsdeckzeichen ist nun mit groben Buchstaben der Name des

heutigen Kistenbewohners aufgepinfelt. Wollte der Leidtragende ihm besonders wohl, so klebte er noch eine Photographie des Entschlafenen auf die Holzwand. Aber auch eine billige, engelgeschmückte Ansichtskarte, erstanden auf der Trödlerstraße, muß häufig zum Schmucke erhalten. Nun werden die Kisten nicht etwa verborgen. Sie stehen in mächtigen Stapeln am Weg. Nicht alle sind ordentlich verschlossen. Durch den breiten Holzspalt oder den schlecht passenden Deckel dringen die Knochen hervor. Hätte ein Dieb des Graufigen Luft, er könnte ungestört eine ganze Tracht heimtragen.

Gleich am Anfang des Friedhofes steht eine Art Schuppen. In die Hauptwand ist eine Gedenktafel eingefügt, die besagt, daß hier im Jahre 1840 im tragischen Knospenalter von erst drei Monaten Graf Alexander Johann Baptist Clemens Gabriel Max Waldkirch, Sohn des königlich bayerischen Kammerherrn Clemens von Waldkirch und seiner Gemahlin Mathilde, beerdigt wurde. Im Schuppen, der wohl einst die Grabkapelle des Knäbleins war, ist von dem Gedächtnis an den deutschen Jüngling keine Spur mehr zu finden. Doch alles ist angefüllt mit kleinen Säcken, unter deren dünnem Gewebe sich sehr deutlich abzeichnet, was sie bergen: auch hier Menschenknochen, für die der Erdboden keinen Platz mehr bietet. Zerbröckelt, zerbrochen, zerknackt und zerkracht schnell und ohne Scheu hundertes Gebein. Was das Bündel eines Mannes ausmacht, ist nicht umfangreicher als das Bündel einer Matrone. Sittliche Größe und körperliches Maß, nichts mehr bestand, alles wurde gleichgemacht von den gleichen, gar nicht unfrommen Menschen, die da glauben, daß des Menschen Seele unsterblich ist und eine Auferstehung kommen wird am jüngsten Tage. *Dr. Max Hochdorf (Berlin)*

DAS SCHICKSAL EINES PROMETHIDEN

An einem stürmischen Oktobertag des Jahres 1819 trat ein Mann von etwa fünfzig Jahren aus einem Hause in der Schwarzspaniergasse in Wien und wandte seine Schritte dem Schottentor zu. Er trug einen weiten dunklen Mantel, derbe Schuhe und auf dem mächtigen Haupte einen niedrigen zerbeulten Zylinderhut. Sein breites, derbknochiges Gesicht war von düsterer Melancholie und einer trotzigigen Herbheit, die menschen scheue Verschlossenheit oder tiefen seelischen Kummer, vielleicht beides, ahnen ließ. In der Rechten hielt er einen wuchtigen Knotenstock, und obgleich er ziemlich rasch dahinschritt, war sein Gang etwas unsicher und schwerfällig wie bei einem, der nach langem Krankenlager zum erstenmal wieder ins Freie kommt.

Als er durchs Schottentor nach dem freien Glacis gekommen war, drang der Nordwest ungestüm auf ihn ein, er mußte den Hut festhalten und sich den tobenden Winden entgegenstemmen, so daß er nur mühsam vorwärtsskam. Zuweilen blieb er stehen, wie um dem gewaltigen Konzert der Lüfte zu lauschen, und tat dann einen tiefen, atemringenden Seufzer. An solchen Tagen pflegte er seine Spaziergänge weiter als sonst auszudehnen, denn er liebte das Pfeifen und Heulen des Sturmwindes, der wie mächtige Orgeltöne ihn umbrauste. Heute besonders hatte der Klanggewaltige alle Register gezogen, rüttelte wild an den Zweigen der Bäume und trieb die welkenden Blätter in Wirbeln vor sich her. Zerfetzte Rauchfahnen und schwanweiße Wolken jagten am Himmel wie ein Heer aufgeschreckter flüchtender Träume.

Wieder blieb der Mann stehen, um Atem zu schöpfen und zu horchen. Aber die gewaltige Symphonie berührte sein Ohr wie ganz feines, fernes, verwehtes Läuten, wohl gehört, doch kaum gehört. Kopfschüttelnd schritt er die Währinger Straße entlang, während sein Blick über die niedrigen Häuschen der Vorstadt Allergrund hinweg sich den Bergen des Wiener Waldes zuwandte. Bald hatte der Einsame Döbling erreicht, wo er auf freier Höhe sein Lieblingsplätzchen wußte. Auf der Bank unter einer mächtigen gilbenden Linde ließ er sich nieder und schaute träumenden Auges hinüber nach den Tälern und Hügeln Grinzings und Sieverings mit ihren Rebhängen, wo die Winzer eifrig mit der Weinlese beschäftigt waren. Ringsum lagen die fruchtenschweren Gärten im Abenddämmer, und aus fernen Heurigenchen klangen lustige Weisen. Den Einsamen aber lockten sie umsonst, er sah unverwandt in herbstklare Fernen.

Der Sturm war allmählich müde geworden, nachdem er den Himmel blankgefegt und die dünnen Blätter von den Bäumen gezerrt hatte, um sie dem Spiele seiner sanfteren Geschwister zu überlassen. Die Berge schienen ganz nahegerückt, und auf den blaubraunen Höhen des Kahlengebirges und des Leopoldsberges ruhte das warme Gold der scheidenden Sonne, während an ihrem Fuße das Silberband der Donau aufblitzte.

Lange saß der Mann, ganz in seine träumerischen Gedanken eingesponnen, bis die Nacht aus den Tälern emporkroch und die weißen Nebel durch die Gärten woben. In

den Gassen der Vorstädte leuchteten die kümmerlichen Petroleumlampen wie Glühwürmchen in blaudunklen Nächten, als sich der Einsame auf den Heimweg machte. Und da er so in Gedanken dahinschritt, die Hände auf dem Rücken und das Auge noch immer in Fernen irrend, stieg in ihm mit einem Male die Erinnerung auf an die Zeit, da er in Karlsbad weilte und an der Seite des großen Dichters sich auf der Kurpromenade erging. So lebhaft entfann er sich dieses gemeinsamen Spaziergangs, daß er unwillkürlich nach einem Gefährten sich umfah. Aber die Straße war menschenleer.

Damals, es mochten wohl sieben Jahre her sein, war er mit dem genialen Manne einem sächsischen Großherzog mit Gemahlin begegnet, und der große Poet und gewiegte Hofmann war ehrerbietig zur Seite getreten, um den fürstlichen Spaziergängern seine untertänigste Reverenz zu erweisen. Er selbst aber war seinen Weg weitergegangen, ohne von den Fürstlichkeiten sonderlich Notiz zu nehmen und den Hut in der Weise ehrfürchtiger Untertanen zu lüften. Der berühmte Dichter hatte dann versucht, ihm seinen Bürgerstolz zu verweisen, indem er der Ansicht Ausdruck gab, der Fürst wäre der gottbegnadete Herrscher seines Volkes, und ihm gebühre die Ehrfurcht jedes, auch ausgezeichneten Bürgers. Darauf hatte er, der Herbe und Stolze, erwidert, daß das Gottesgnadentum dem Dichter und Künstler nach seiner Meinung um so mehr zukäme, als das Genie der sichtbarste Ausdruck einer göttlichen Gabe und Gnade sei und ein Fürst nicht zuletzt auch von der Gunst des Volkes getragen werden müsse, wie denn auch die französische Revolution diese seine Ansicht bestätigen könne. Und es gäbe Fürsten, die sich nur deshalb auf ihr Gottesgnadentum beriefen, weil sie die Herzen ihrer Untertanen nicht zu gewinnen vermöchten. Seine unabänderliche und durch die Geschichte bekräftigte Meinung sei, daß jedes Volk das zweifellose Recht habe, seinen Fürsten, wenn er gegen die geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze verstoße, zur Rechenschaft zu ziehen. Er hatte dabei an etliche römische Kaiser, wie Nero und Caligula, erinnert, die ihre Machtvollkommenheit, die man heute »Gottesgnadentum« zu nennen beliebt, dazu mißbraucht hätten, ihren schändlichen Leidenschaften zu frönen. Darauf hatte der große Dichter geschwiegen, jeder war eigenen Ansichten nachgegangen. Diese Gedanken, von denen er nicht hätte sagen können, woher sie gekommen und wodurch jene Erinnerung wachgerufen worden war, erstanden jetzt vor ihm wie eine stumme Mahnung zur Wahrheit gegen sich selbst und gegen die Mächtigen der Erde. Das Schicksal des großen Korfen, des Usurpators, vor dem so viele »Gottbegnadete« sich gedemütigt hatten, von dessen Gnade so viele Fürsten abhängig waren, als er noch unbefiegt war, dieses Schicksal des Vermessenen, gegen den sich die Völker erhoben hatten, ohne nach dem Willen ihrer »angestammten« Herrscher zu fragen, erschien ihm nun als eine gerechte, aber harte Sühne, während alle die geborenen Fürsten dank ihren Völkern einer ebenso verdienten Strafe entgangen waren.

Unter dem Eindruck solcher Meditationen ward ihm jene Epifode Erlebnis, und nachdenklich kam er nach Hause. Es war aber schon tiefe Nacht, und der Diener war bereits in Sorge um seinen Herrn, der noch nie so lange zum Nachtmahl hatte auf sich warten lassen. Als das Mahl beendet war, das ihm heute nicht wie sonst mundete, setzte sich der Einsame ans Klavier, um zu phantasierem. Aber die Töne, die sein Ohr seit langem schon nur gedämpft und wie aus weiten Fernen vernommen hatte, jetzt verhallten sie ungehört.

Da ergriff ihn eine namenlose Angst, daß er nun völlig taub geworden sein könnte, eine Angst vor sich selbst. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne, und seine Finger zitterten, als er in verzweifelnder Ahnung auf die Tasten hämmerte. Sein Ohr aber blieb verschlossen, die Ahnung trog ihn nicht. Wie sehr er auch in schmerzlicher Erregung immer wieder auf das Klavier einhieb, es blieb still um ihn her, totenstill. Nun ward es ihm schreckliche Gewißheit: Er war vollständig taub geworden. Er, der einer Welt den Klang himmlischer Sphären gegeben, der Prometheus, der die Funken göttlicher Harmonie den Unsterblichen entrieffen, der den Menschen unfagbare Schönheit und Tiefe, Hoffnung und Trost, Liebe und Wehmut, Schmerz und Mitleid, Feuer und Trotz, Frieden und Erhabenheit in Tönen geschenkt hatte, er sollte fürderhin vergebens danach schmachten! Umsonst hatte er gehofft, daß sich seine Schwerhörigkeit, gegen die jede ärztliche Kunst ohnmächtig geblieben war, eines Tages spontan bessern würde, umsonst war der Schrei seiner Seele, das Gebet seines Herzens, sein Traum während vieler schlaflosen Nächte; nichts war ihm geblieben von all den Klängen, die er in rastloser Gedankenarbeit seinem Geiste und seiner Phantasie abgerungen. Aus dem Füllhorn seiner göttlichen Kunst hatte er unermesslichen Reichtum ausgeschüttet, um nun selbst als Bettler zu darben.

Da schrie es auf in ihm vor unendlichem Schmerz; er sank auf sein Lager, und die Kissen wurden naß von Tränen. Dann, als sein Auge versiegt war, überkam ihn neuer Trotz. Seine Phantasie begann zu arbeiten, und ein Meer von unhörbaren Tönen umrauschte ihn.

Als der Diener am Morgen kam, um ihn zu wecken, fand er ihn in tiefem Schlummer. Das Haar hing ihm wirr um die Schläfen, unter den geschlossenen Lidern lagen blaudunkle Schatten, und um den Mund mit trotzig zusammengepreßten Lippen hatte der harte Griffel des Schicksals tiefe Falten gezeichnet.

Der treue Diener erschrak, als er in dies wohlbekanntes und doch während einer Nacht so sehr verändertes Antlitz blickte, auf dem die ganze Qual einer großen Seele ausgeprägt war, und er wagte nicht, seinen Herrn zu wecken, auch dann nicht, als der Postillon in den ersten Vormittagsstunden einen versiegelten Brief gebracht hatte, der die Aufschrift trug: »An den Musicus Ludwig van Beethoven.« Der Brief aber war aus Weimar geschrieben.

Hans Th. Ziegler (Berlin)

DIE NEUEN WERKE DER BÜCHERGILDE GUTENBERG

erscheinen in diesen Tagen. An erster Stelle steht wieder ein Werk des Mexikaners B. Traven, der uns in seinem Roman »Der Schatz der Sierra Madre« ein packendes Bild des Goldgräberlebens gibt. Dem Bedürfnis nach populärwissenschaftlicher Literatur kommt das zweite Werk entgegen: »Zeugung und Zeugungsregelung« von Dr. med. Meyenberg. Hier wird das wichtige Gebiet des Geschlechtslebens mit gründlicher Sachkenntnis dargestellt.



DAS SCHIFF

BEIBLATT DER TYPOGRAPHISCHEN MITTEILUNGEN

SCHRIFTFLEITUNG: ERNST PRECZANG, BERLIN SW 61, DREIBUNDSTRASSE 9

NUMMER 4

APRIL 1927

DER AUFBAU DES SEELISCHEN

DAS WOLLEN

II.

Im ersten Abschnitt haben wir gesehen, wie alles Seelische sich auf drei Grundrichtungen: das *Fühlen*, *Begehren* und *Vorstellen* (Denken) zurückführen läßt, und haben die erste Entwicklung dieser drei Urbestandteile im heranwachsenden Menschen belaufcht. Wir wollen jetzt der Weiterentwicklung der einzelnen nachgehen. Beginnen wir mit dem *Begehren*. Der Trieb oder die Begierde geht beim Menschen zunächst, wie beim Tiere, rein instinktmäßig von dem Streben nach seiner Befriedigung aus und bleibt zum Teil in dieser Form auch ferner bestehen: Man denke nur an die Gewalt des Geschlechtstriebes, an die Begierde nach Ruhm, Geld, Macht usw. Je mehr das Vorstellungslieben sich ausbildet, desto mehr schält sich aus dieser Welt der Triebe der Gedanke an bestimmte Ziele heraus, deren Erlangung Lust gewähren würde. Bleibt es beim bloßen Denken daran, ohne daß der Trieb zur Handlung übergeht, so sprechen wir vom *Wünschen*. Der Wunsch verhärtet sich, wenn festgehalten, zur Absicht, weiter zum festen Vorsatz oder zum Entschluß. So entwickelt sich das noch anfangs ganz vom Gefühle oder der Leidenschaft beherrschte Begehren zu dem von klarer Überlegung diktierten, feiner selbst bewußten *Wollen*, das in steigendem Maße zur Herrschaft über das eigene Fühlen, Vorstellen und Begehren, die man dann Selbstbeherrschung nennt, wie zur Beeinflussung anderer zu gelangen vermag.

Auch auf seinen höheren Stufen bleibt der Wille natürlich im engsten Zusammenhange mit dem Gedanken- und Gefühlsleben. Auch der feiner selbst bewußte, entwickelte Mensch läßt sich nicht immer bloß von vernünftiger Überlegung und Lebenserfahrung, sondern oft genug von Gefühlen leiten. Häufig wird ein lange und sorgfältig erwogener Vorsatz durch einen in plötz-

licher Erregung gefaßten Entschluß umgestürzt. Andererseits kann ein fester Wille (Charakter) eine mächtige Rückwirkung auf unser Denken und Fühlen üben. Ein mutiger Entschluß vercheucht unter Umständen die bis dahin vorhandene Unklarheit des Erkennens oder das Schwanken des bloßen Gefühls. Kant hat ein Schriftchen geschrieben über »Die Macht des Gemüts, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein«, das einen wichtigen Beitrag zur Selbstmedizin darstellt.

Naturgemäß sind in unfrem Innern fast stets verschiedene Willensstrebungen vorhanden. Aber ein natürliches Gefühl treibt uns in allem unfrem Fühlen, Denken und Wollen zu möglicher *Einheit*, die allein uns innere Befriedigung gewährt, während wir ohne sie Unfriede, Unlust empfinden. Darum wird mindestens der kluge und tatkräftige Mensch sich gern ein bestimmtes Ziel setzen, das er mit allen Mitteln zu erreichen bestrebt ist. Nun wird er aber bei rücksichtsloser Verfolgung der eigenen Zwecke, etwa dem Erwerb eines großen Vermögens, notwendigerweise mit dem Willen anderer, vielleicht ebenso energischer Menschen zusammenstoßen, die dem gleichen Ziele nachgehen wie er. Er wird sich dann unter Umständen zu einer Änderung seiner Mittel und Wege, jedenfalls zu einer *Rücksichtnahme* auf seine Mitmenschen gezwungen sehen. Ohne solche Rücksichtnahme der Menschen untereinander würde ein »Krieg aller gegen alle«, wie der englische Philosoph Thomas Hobbes (1588 bis 1679) einmal gesagt hat, entstehen, der noch heute im Wirtschaftsleben oft genug zum Ausdruck kommt (Marx). Ja, wenn jedes derartige Rücksichtnehmen auf andere aufhörte, so wäre ein geordnetes Zusammenleben oder gar vernünftiges Zusammenwirken von Menschen zu gemeinsamer Tätigkeit, wie es selbst der Anarchismus verlangen muß, undenkbar. Was der

einzelne anfangs vielleicht nur widerwillig vollzieht, lernt er allmählich nicht bloß als notwendig, sondern als nützlich, ja heilsam für sich, dann auch für die anderen anzusehen. Er lernt es, über den engen Gesichtspunkt des eigenen Nutzens hinauszublicken, ja, das Wohl des Nächsten, seiner Familie, des Staates im Zweifelsfalle sogar voranzustellen, weil er jetzt weiß, daß ein solches Verfahren mittelbar auch ihm selbst am meisten nützt. Kurz, er ist vom »egoistischen« (eigennütigen) zum »altruistischen« (auch den anderen achtenden) Willen fortgeschritten. Er hat dann einen wichtigen Schritt getan, indem er die Notwendigkeit einer *Ordnung der Zwecke*, und zwar einer Unterordnung niederer unter höhere, eingesehen hat, die ihn schließlich zur Setzung oberster und allgemeiner Zwecke, ja zur Frage eines letzten End- oder Selbstzwecks führt. Sein Willen ist ein gutes oder *ethisches* (sittliches, moralisches) geworden. Wie ein wissenschaftlicher Satz dadurch *wahr* wird, daß er sich widerspruchlos in den einheitlichen Zusammenhang aller Erkenntnisse einreihen läßt, so bezeichnen wir als *gut* diejenige Handlung oder dasjenige Willen, das wir ohne Widerspruch einer einheitlichen Ordnung der Zwecke einfügen können (F. Staudinger). Und wie das Erkennen seine höchste Vollendung in den Gesetzen der Logik und den Methoden der Wissenschaft erhält, so erreicht das Willen seine höchste Stufe in den Forderungen der *Ethik* als der Lehre vom Sollen, deren Verfolgung uns dann weiter zu den Gebieten des Staates und der Wirtschaft, des Rechtes und der Erziehung führen würde. Im Unterschiede von dem durch ein übermächtiges Gefühl geleiteten Triebe hat der Wille in der Regel zwischen verschiedenen Möglichkeiten die Wahl zu treffen, daher das Gefühl von der *Freiheit* des Willens, die dem naiven Menschen selbstverständlich erscheint und doch seit Jahrtausenden von Denkern und Dichtern, von Philosophen und Theologen ebensooft geleugnet wie verteidigt worden ist. Der natürlich empfindende Mensch wird uns sagen: Ich kann meinen Arm jetzt nach Belieben ausstrecken oder nicht, ich kann in dem oder jenem Augenblicke reden oder schweigen und so fort. Und doch wird er das schon nicht vermögen, falls sein Arm gelähmt oder niedergehalten wird, seine Fähigkeit zu reden etwa durch völlige Erschöpfung, einen plötzlichen Schrecken oder dergleichen verhindert ist. Doch sehen wir von solchen Zufälligkeiten ab. Vergewärtigen wir uns die Tatsache, daß die Möglichkeit solcher »Freiheit«,

eigentlich Willkür, die Ausnahmslosigkeit des Gesetzes von Ursache und Wirkung (Kausalitätsgesetzes) zunichte macht, das uns doch allein alles Weltgeschehen begreifen läßt. Kann aber die durchgängige Geltung dieses Gesetzes an irgendwelcher Stelle durch Willkür oder Wunder unterbrochen werden, dann ist es mit der Gesetzmäßigkeit des Naturlaufs und damit überhaupt aller *Naturwissenschaft* zu Ende. Ebenso für den Religiösen mit der »Allmacht« Gottes. Die notwendige Vorausbestimmung (lateinisch: Prädestination) aller Geschehnisse in Natur und Menschenwelt ist daher nicht bloß von vielen Philosophen, sondern auch von berühmten Theologen, wie dem Apostel Paulus, dem Kirchenvater Augustin, dem Reformator Calvin, im Interesse eben der göttlichen Allmacht behauptet, auch von Dichtern, wie Lessing in seinem Ausspruch: »Das Wort Zufall ist Gotteslästerung«, anerkannt worden.

Aber fällt dann nicht jede Verantwortlichkeit des Menschen vor sich selbst und anderen, z. B. des Verbrechers vor dem Gericht, zusammen? Hat nicht derselbe Lessing das Wort gesprochen: »Kein Mensch muß müssen?« Bleibt, wenn die menschliche Willensfreiheit fortfällt, überhaupt noch ein Maßstab für gut und schlecht? Gibt es noch ein Recht für den Richter oder Erzieher, zu strafen oder auch nur zu mahnen, wenn doch alles im voraus unabänderlich bestimmt ist? Und trotzdem: Wie lassen sich solche ethischen Forderungen, die wir nicht aufgeben wollen, wie der Gedanke von Schuld und Sühne, von Begeisterung, Pflichttreue und viele andere, mit der Naturnotwendigkeit, an der wir im Interesse strenger Wissenschaft doch festhalten müssen, vereinigen?

Dies Problem gehört in der Tat zu den schwierigsten der Philosophie, und nicht ohne Grund hat der größte deutsche Philosoph, Immanuel Kant (1724–1804), behauptet, daß an seiner Auflösung »Jahrtausende vergeblich gearbeitet haben«. Mit dem nachfolgenden Lösungsversuche glaube auch ich keine unfehlbare Wahrheit zu verkünden, bin aber der Meinung, daß der nämliche Kant uns auf den richtigen Weg gebracht hat mit folgender Überlegung:

Sobald wir irgendeine menschliche Handlung *erklären* wollen, sind wir zweifellos an das keine Ausnahme duldende Gesetz der Naturnotwendigkeit oder, was das selbe heißt, von Ursache und Wirkung gebunden; denn erklären heißt: »etwas von einem anderen ableiten«. Um ein Beispiel zu nehmen: Wenn ich Dienstag, am

14. Dezember 1926, nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr, in der Vorlesung vor meinen Zuhörern den Arm ausstreckte, so war dies keineswegs die aus freier Willkür hervorgehende Handlung, als die sie erschien, sondern nach Ort und Zeit durch mein Vorhaben, meinen Studenten und Studentinnen eben diesen Satz augenfällig zu beweisen, unweigerlich bestimmt. Daß sich die Verkettung der Vorstellungen, die zu meiner Handlung führte, in meinem Innern vollzog, wodurch die Zuhörer und ich selbst das *Gefühl* einer »freien« Handlung bekamen, macht hierbei keinen Unterschied; denn auch ein Uhrwerk verrichtet, einmal aufgezogen, seine Bewegungen automatisch (von selbst). Wollen wir dagegen eine Handlung oder auch nur ein Wollen *beurteilen* oder *werten*, so sehen wir von dessen urfächlichen oder *Zeitbedingungen* völlig ab und betrachten es lediglich nach *Vernunftgründen*, das heißt wir prüfen, ob es dem ethischen Standpunkt der Zweckordnung (siehe oben) entspricht. Und indem wir dies tun, sind wir in der Tat *frei*,

nämlich in unserem sittlichen, durch die Kausalität der Natur nicht im voraus entschiedenen, frei wertenden Urteil, das freilich, sobald wir nur sein zeitliches Geschehen ins Auge fassen, wieder in die unzerreißbare Kette der Naturursachen zurücktritt, unter denen es nur eine unter vielen ist. Denn das »Gute« oder »Böse« spielt jetzt — einerlei, wie es im einzelnen entstanden sein mag, und was es für Ziele verfolgt — seine Rolle wie jedes andere Motiv, als einer der Beweggründe des Wollenden oder Handelnden. Auf diese Weise gehört der *Wille* auf der einen Seite zu den ursprünglichsten und niedersten, auf der anderen zu den zusammengefügtesten, feinsten und höchsten Äußerungen unseres Ichs. Und es ist durchaus zu begreifen, daß er, wenn auch in ganz verschiedener Bedeutung und Gestalt, von den bedeutendsten Weltweisen, wie Kant, Fichte, Schopenhauer und Nietzsche, zur Grundlage ihrer Ethik, ja, wie bei den drei letzten, zum Teil sogar ihrer ganzen Philosophie gemacht worden ist. *Professor Dr. Karl Vorländer (Münster i. W.)*

WIE DIE PFLANZEN IHRE FARBEN MISCHEN

II.

Gibt das Winterbild in der Natur einen Anhalt, wie abgetönte Farben zueinander zu stellen sind, so ist der Frühling mit seiner neuschaffenden, aufbauenden Tätigkeit ein Beispiel in der Zusammenstellung farbenfroher Tönungen.

In Wald und Feld sprießt liches, frisches Grün aus allen Knospen, die Sonne hat noch ungehindert Zutritt zum Waldboden und lockt hier die ersten Frühjahrsblumen in bunter Farbenpracht hervor. Hier das reine Blau eines Leberblümchens, dort das schneeige Weiß einer Anemone, deren große Blüte von einem Kranz mattgrüner Blätter umgeben ist; dort sprießt die duftig-rosa Blüte eines Seidelbaums, und am Waldesrain hängen die schweren Haselkätzchen, die ihre gelbgrünen Staubgefäße weithin leuchten lassen. Zarte, leicht abgetönte Farben, wohin das Auge blickt, doch nein, eine Lichtung, zu der die Sonne freien Zutritt hat, läßt andre Bilder aufkommen. Hier sind schon fattere Tönungen zu finden. Es wetteifert an solcher Stelle das Schneeglöckchen durch leuchtendes Weiß mit dem Goldkrönchen (*Gagea pratensis*), dessen sternförmiger Blumenkelch im Sonnenlicht wie pures Gold erscheint. Auch Märzbecher, jene großen weißen Glocken, deren Zipfel grün betupft sind, stehen dem reinen Gelb des Hahnen-

fußes stimmungsvoll zur Seite. Das Grün der Blätter ist kräftiger, kurz: die Wirkung der Kontraste tritt an solcher Stelle schon mehr in den Vordergrund. In großen Farbenflecken zeigen sich die ockergelben Schlüsselblumen (*Primula officinalis*), und am Wegrande begegnet uns, meist auch in großen Siedlungen vereint, das herrliche blaue Veilchen. Zwei Farben, die zwar in direkter Zusammenstellung gegeneinander an Wert verlieren, durch das Dazwischentreten von Grün aber ein harmonisches Ganzes bilden. Eine andre recht wohlgefällige Stimmung wird durch das Zusammenwirken von blauen Immergrünblüten mit weißen Anemonen und hochgelben Waldprimeln (*Primula elatior*) erzielt. Auch hier spielt das Grün der Blätter wieder die vermittelnde, ausgleichende Rolle.

Am Wiesenrand herrscht farbenfrohe Blütenpracht. Die glänzendgelbe Sumpfdotterblume, das Gänseblümchen mit feinem Strahlenkranz weißer oder auch rosa gefärbter Blumenkronblätter, das blaue Vergißmeinnicht, die fettgelbe Narzisse oder die violettblaue Iris wirken zum herrlichen Gleichklang zusammen. Weiden im vollen Schmuck der Palmkätzchen dürfen wir nicht übersehen, ebensowenig die braunroten Erlenkätzchen, denn sie gehören unstreitig zur

Frühjahrslandschaft. Wer je einmal Gelegenheit hatte, den Frühling in der Alpenwelt zu erleben, erinnert sich mit Entzücken der wunderfamen Farbensönheit, welche die Frühjahrsönne auf die im jungen Grün prangenden Wiesen zaubert. Kaum ist der Schnee entschwunden, sproßt und sprießt der Boden unzählige Blüten hervor. Weite Flächen sind mit blendend weißen Narzissen bedeckt, dazwischen tauchen große blaue, gelbe und rosafarbene Flecke von Gebirgsenzian, Akelei, Primeln und vielen andern Blumen auf und bilden einen Gegenfatz zu den dunklen Tannenwäldern, die sich weit am Berge emporziehen, und über denen die Berggipfel in der erhabenen Pracht ihres Schneemantels gleißen. Ein andres Bild aus den Vorbergen: Verwegen entfalten auf einer Waldwiese üppige Christrosen ihre großen weißen Blüten neben kräftigen Büfchen des rötlichen Seidelbaftes, und ein dichter Teppich von flammend roten Eriken überzieht den Boden weithin. An unwegfamen Stellen sind ganze Felswände mit den wunderbaren Alpenrosen, die in zartroter bis blaßvioletter Farbe aufleuchten, überzogen. Die Maffe, die diese unendlich hohen Felsen mit einem Farbenton überzieht, ist es, die uns in ehrfurchtsvollem Staunen festhält.

Dicht an der Grenze des ewigen Schnees entfaltet sich wie zum Trotz ein Pflanzenstreifen buntester Blumenpracht: Alpenveilchen, Bärenklau, kurz: alle arktischen Pflanzen sind zum farbenfrohen Kranz vereint.

Auch die Tropen haben ihren Frühling. Vor allem sind es die Gebiete Japan und Tibet, die uns eine Zahl herrlicher Frühjahrsblüher beschert haben. Bei den Blumenkindern Japans ist es vor allem das Farbenfpiel, das so überrascht. Nuancierungen von Weiß zum Gelb, von Gelb zum Rosa, das in pfirsichfarbenes Rot übergeht, kehren häufig wieder, auch Tönungen von Weiß zum Grün und reines Weiß wechseln einander ab. Dabei eine Blütenfülle, daß sich die dünnen Zweige unter der Last der Blumen tief zur Erde neigen. Nur wenige mögen ermessen, wieviel Mühe und Arbeit es gekostet hat, diese Pflanzen des sonnigen Südens an unser rauhes Klima zu gewöhnen. Wie manche Hoffnung ist zu chanden geworden, um das zu erreichen, was wir heute Frühlingsschmuck unfrer Gärten nennen!

Gelb, blau, weiß, wie aus Wachs gefertigt, prangen die Krokus, blühen Hyazinthen und Tulpen in unfern Gärten. Schneeballblüten in ihrer einzigartigen Schönheit, rein gelbe Forsythien, purpurrote Blüten der japanischen Quitte, all

diese geben unfern Parken die Frühlingsszenerie. Goldregen und Blutjohannisbeeren vervollständigen das Bild. Und dann der Flieder! Farbenfspiele vom reinsten Weiß über Blau zum dunkelsten Purpurviolett sind vertreten und wetteifern miteinander in ihrer Pracht. Frühjahrsfiräen zeigen sich über und über mit weißen Blüten bedeckt und erwecken den Anschein, als liege dichter Schnee auf den Sträuchern.

Rhododendron und Azaleen! Während man bei ersteren bedeckte oder purpurne Tönungen vorfindet, zeichnen sich letztere durch direkt schreiende Farben aus. Ein Azaleenbeet entsprechender Größe flimmert geradezu bei greller Sonne. Hier sind reine Spektralfarben mit einer Wichtigtuerei zur Schau gebracht, der sich kein Auge entziehen kann. In der Zusammenstellung dieser Farben ist äußerste Vorsicht am Platze, weil sie leicht unharmonisch wirken. Es wäre boshaft, hier manche Villengärten als abschreckendes Beispiel anführen zu wollen! — Wie anders dagegen wirkt das fette Blau der Wistarien, jener traubenblütigen Schlinggewächse, die so manche Häuser eindrucksvoll zieren! Am besten macht sich dies Blau auf zart gelblichem Anstrich, während es auf weißgetünchten Wänden leicht kalt wirkt. Tulpenbäume, Magnolien möchte ich noch erwähnen, denn sie sind treffliche Lehrmeister in der Darstellung der Farbenübergänge. Die großen prangenden Blüten sind ja allgemein bekannt, weniger bekannt dürfte der ganz allmähliche, gleichmäßige Farbenübergang von Rot zum Weiß im Blütenblatt sein. Eine Pflanze, die ob ihrer Schönheit dem Wechsel der Mode stets siegreich standgehalten hat, ist die Pfingstrose, auch Bauernrose genannt. Hier findet man besonders bei neuen Züchtungen gute Farbtonungen: Weiß, Gelb, Rot, Rosa, auch Blutrot und alle Übergänge genannter Farben meisterhaft zusammengebracht. Auch die Obstbäume erfreuen uns mit ihren Blütenfarben. Sei es das reine Weiß einer Birne oder Kirsche, das zarte Rosa eines Pfirsichs oder das duftige Weiß-Rot einer Apfelblüte, es muß zugegeben werden, daß jede Blüte ein Kunstwerk ersten Ranges darstellt. Mit Stiefmütterchen und Taufendfchönchen bekleiden wir die Blumenbeete. Gibt es wohl etwas Schöneres als den feidenartigen Glanz, die fatten Farben dieser Frühlingsskinder? Sehr schöne Färbungen lachen uns vom jungen Laub unfrer Ziergehölze entgegen. Bronzefarbene Triebe wechseln mit blutroten, helles Gelb steht lichtem Grün hier gegenüber; Leuchtfarben entwickeln sich hier, wie die Natur sie sonst wenig bietet.

So zeigt die Blütenfarbe der Frühjahrsblumen eine verschwenderische Pracht bunter Tönungen, die durch ihre Zartheit, durch ihr Zusammenwirken mit dem jungen Grün der Blätter eine eigenartige Stimmung auf das Gemüt ausüben. Solange Menschen auf Erden wandeln, hat auch nie der Frühlingszauber seinen Reiz verfehlt.

Dipl.-Gartenbauinspektor Kurt Thomae (Berlin)

Germanentum personifizierte den Frühling in der Lichtgestalt Baldur, der nur Liebes und Gutes der Menschheit bringt. Die frohen Frühlingsfarben finden wir in vielen Kunstwerken alter und neuer Meister verherrlicht, und immer werden diese Farben Frohsinn und Luft zum frischen Schaffen im Menschen hervorrufen.

F A S S I K A

Fassika heißt auf Amäriqna Ostern. Die Abessinier feiern dieses Fest nach ihrem Kalender und nach der besonderen Art ihres Christentums. Der Zeit nach entspricht es annähernd den europäischen Ostern, heuer (1924) stimmte es zufällig mit diesen auf den Tag überein.

Dem Feste geht in Abessinien eine sechswöchige Fastenzeit voraus, die den Genuß von Fleisch, Milch, Butter und Eiern verbietet und vom Volke sehr streng eingehalten wird. Dann gibt es ein paar nächtliche Gottesdienste in den runden Kirchen, deren Kuppeln mit Straußeneiern geschmückt sind, und dann folgt ein Zechen, das sich heute unter allen Ländern der Welt wohl nur Abessinien leisten kann. Ströme, wirkliche Ströme von Honigwein und von abessinischer Bier fließen, Zehntausende und aber Zehntausende von Rindern werden geschlachtet, ganze Herden von Ziegen und Schafen wandern fast übergangslos aus dem Leben in abessinische Magen. In der Hauptstadt werden alle Geschäfte und der Markt für eine Woche gesperrt, Gefang, das Spiel von Leiern und Rohrflöten ertönt, da und dort wird von Betrunknen Unfug getrieben, und manchmal mischt sich in den Festelärm laute Totenklage: dann hat sich ein Feiernder – man kann es schwer anders benennen – buchstäblich totgefressen.

Ich habe das Fest einmal in Addis-Abeba miterlebt, die bunten Züge zur Kirche gesehen, die unter farbigen Seidenschirmen reitenden Priester, die Kirchenglocken gehört, die um Mitternacht zu tönen begannen. Ich habe den schweren Blutgeruch geatmet, der über der ganzen Stadt lag, die altpönnische Graufamkeit gesehen, mit der die Tiere hingeschlachtet und während des Schlachtens zu Tode gequält werden, stand dabei, wie die Männer ihre Lieblingspeife, warmes, noch zuckendes Fleisch aßen.

Ich wollte dieses Jahr der Stadt für die Tage des Festes den Rücken kehren und die Ostern bloß mit der Erde allein feiern.

So wurden einige Diener mit Reittieren, Zelten und ein paar Habseligkeiten vorausgeschickt, und ich folgte ihnen zwei Tage später mit der äthiopischen Eisenbahn eine halbe Tagereise weit bis Modjo, das ein paar hundert Meter tiefer als Addis-Abeba liegt und demzufolge heißer ist, aber eine dichtere Luft hat, die sich angenehmer atmen läßt als das Vakuum, das über dem Hochlande liegt.

Ich komme bei ganz großer Wüstenhitze auf dem Bahnhofe von Modjo an. Die Diener, die gefattelten Pferde, die Kamele, die das Zelt und das Gepäck tragen, sind wohl auf, die Konserven, die Waffen in Ordnung, die Feldflaschen gefüllt.

Ein eingeborener Führer wird angeworben, und dann zieht die Karawane quer über das Bahngleis in die Steppe, die sich weithin dehnt, in weiter Ferne von langgezogenen

Gebirgsketten umschlossen. Die Sonne brennt heiß auf den Sand, die Luft zittert. Ganz von selbst kommt der Zug in die rechte Ordnung: die Kamele voran, dann im Gänsemarsch dahinter die Pferde und Maultiere.

Man ist ein paar Stunden geritten, und nichts hat sich geändert als der Schatten unter dem Pferde, der jetzt – ein lang gezogener Weiser – sagt, daß ich südwärts geritten bin. Die Hitze läßt nach, der Himmel strahlt in wundervollen Farben, eine Wegstunde weit vor mir stehen, zu langer Kette gereiht, große Bäume, die den Wasserlauf anzeigen, an dem ich lagern will. Das Bild der Landschaft wandelt sich: an den dürren Sträuchern glänzt es hier und dort grün, das Steppengras ist weniger verdorrt, die Bäume werden zahlreicher, und die Luft hallt wider vom Rufe der Vögel. Ein paar mächtige Feigenbäume stehen wuchtig im Land, Baumriesen, unter deren mächtiger, weitverzweigter Krone Herden lagern, ganze Eingeborenenstämme ihren Markt abhalten. Und wieder Gazellen, Hasen und in Mengen Perlhühner. Spechte schlagen, der Kuckuck ruft. Unter der unbefreiblichen Pracht eines Tropenfonnenuntergangs über der Steppe tragen uns unfre Tiere unter Bäumen dahin bis ans Ufer des Modjoflusses, den wir im späten Dämmer durchfurten. Bald lagern am jenfeitigen Ufer die Kamele, und die entfaltenen Pferde und Maultiere trinken im Fluß und weiden dann auf der frischgrünen Steppe. Die Zelte werden aufgerichtet und große Lagerfeuer entzündet, damit die Hyänen nachts nicht zu nahe herankommen.

Es ist schön, im Auto zu reifen, aus dem Speisewagen der Schweizer Bundesbahnen durch die großen Fenster auf die vorüberziehenden Berge mit dem Spielwerk von Häusern, Eisenbahnen, Städten zu sehen. Aber dies ist doch immer wieder nur eine Reise durch unfre Zivilisation, ein behagliches Auskosten des Gefühles, »wie wir's zuletzt so herrlich weit gebracht«. Hier aber, die ungeheure Steppe, auf der kein Mensch zu sehen ist, der ohne Laut dahinziehende Fluß, der fahle Himmel mit den blaß leuchtenden Sternen, aus denen sich bald das strahlende Kreuz des Südens hebt, die Jahrhunderte alten Baumriesen, die hoch flackernden roten Lagerfeuer, in deren Widerschein die Kamele, die Pferde, die Maultiere, die schwarzen Diener lagern, die Urmenschenart, in der man sich an diesem Feuer ein Stück selbsterlegten Wildes röstet, dazu der nahe Vogelruf und das Sirenenheulen der Hyänen – wie ganz ist man da zur Natur heimgekehrt, wie welten- und wie zeitenfern den Gespenstern einer Überkultur, die unser Geschlecht peinigen! Und wie schmeckt nach einem vielstündigen Ritt durch Wüstenhitze das Abendbrot, wie schläft sich's auf dem Boden des Zeltes, wenn der letzte wache Blick durch die Plachentür die roten Feuer sieht,

die lagernden Tiere, diesen schmalen Ausschnitt von Baumriesen, glasklarer, schwarzer Luft, leuchtenden Sternen, weltentferntem Firmament!

Nach Mitternacht weckte mich ein Schüttern des Zeltes: die grafinden Tiere hatten an die Seile gestoßen. Ich hörte in der Nähe ein paar Hyänen, nahm mein Gewehr und machte einen weiten Gang über die Steppe.

Am Morgen wurde gepackt.

Der neue Ritt geht durch die gleiche Landschaft. Nur an ein paar großen Galladörfern kommen wir vorbei, mit der typischen, niedrigen Einfassung aus handgeformtem Lehm, mit den runden Strohdächern und den niedlichen, hohen, von Lehm umkleideten und mit einem kegelförmigen Dach bedeckten Körben, die – rund um die Häuser stehend – die Nahrung für Mensch und Tier, das Getreide, enthalten.

Dann ragen über den Sträuchern und Bäumen hohe, in den Himmel weisende Zeiger auf, und bald reiten wir durch einen kleinen Wald mächtiger Euphorbien, die ihre hundertarmigen, senkrechten Leuchter zur Höhe recken. Kleine Vögel besuchen, Lianen umschlingen sie. Hohe Büsche mit viel Zentimeter langen Dornen verstellen jeden Weg, man muß beim Reiten alle Vorsicht üben, sich oft wagrecht aufs Pferd neigen, um ihnen auszuweichen. Die Kamele aber, an solche Natur wunderbar angepaßt, reiben sich im Vorübergehen mit Vergnügen an den stacheligen Ungeheuern und fressen die dornigen Zweige zum Gabelfrühstück.

Die Ebene neigt sich schwach, der Boden ist rundum mit glänzenden schwarzen Steinen besät, ein glitzernder Streifen liegt vor uns, und bald sind wir am Ufer des Hararobi, das heißt des Flußpferdsees. Er ist groß, rundlich, von steinigen Ufern umgeben, ein tiefer Kratersee in der Landschaft Koka. Im Hintergrunde steht ein mächtig hoher Berg, der Sukala, ein Krater in der charakteristischen Kegelform.

Die Zelte werden aufgestellt und rundum wird alles lebendig: die ledigen Packtiere wälzen sich auf dem Boden, die Pferde spielen und grafind, die Kamele reiben sich mit tiefster und hochmütiger Miene ihr Hinterteil an den Dornenbüschen. Gallas kommen heran mit Schild und Speer, die alten spärlich bekleidet, die jungen, Männlein und Weiblein, nackt. So stehen sie da auf einem Bein, das andere nach Storchentart hochgezogen, auf eine Lanze oder auf einen Stab gestützt, und betrachten das kleine Lager. Reiher und Wildgänse ziehen über den See, Geier und Adler kreifen hoch über dem Zelte, ein ungeheurer Schwarm von Kormoranen, den wir aufgeschreckt haben, erschüttert mit tausenden Flügelschlägen die Luft.

Die Diener schleppen ein paar Baumstämme herbei und machen ein großes Feuer an, zwei Perlhühner werden geschossen – für heute bin ich vor Unterernährung sicher. Um auch die Diener zu sichern, bekommen sie ein paar Taler für den Kauf eines Ochsen.

Dann mache ich Toilette: Tropenhut, Schwimmhose und für alle Fälle, um eventuell Raubzeug zu verschrecken, die Pistole im Gürtel. Ein Diener, nicht viel mehr bekleidet als ich, folgt mit einem Gewehr. (Es ist in Abessinien sehr schwer, irgendwohin zu gehen, ohne daß einem ein Diener folgte.) So schreite ich am Ufer entlang, durch Dickicht, kleine Baumgruppen, Kandelabereuphorbien, immer das Wasser sehend. »Es lächelt der See«, aber er ladet nicht zum Bade, sondern wimmelt von Krokodilen, die freilich jetzt nicht sichtbar sind.

Mein Diener sucht sich einen eigenen Weg, in der Hoffnung, mich durch die Entdeckung eines Krokodils überraschen

zu können. So gehe ich ganz allein zwischen Termitenhügeln, die bis zu zehn Meter Höhe aufgetürmt sind, zwischen Lianen, Schirmakazien, Riesen von Scholabäumen dahin, bald ganz einfach mit den nackten Füßen über glühend heißen Boden schreitend, bald mitten durch eine Herde weidender Rinder, die an jungen Dornbüschen und an Wurzeln fressen, bald durch eine Schar von Fettschwanzschafen. Hasen und Gazellen scheuche ich auf, Perlhühner rufen in den Wipfeln, von fernher tönt das Schnauben der Flußpferde, Spechte hämmern, dürre Äste knacken in der Sonne. Die Bäume werden dichter, ihre breiten Wipfel schließen sich, ich komme an eine von Baumriesen bewachte Stelle, an der der Wald unter der strahlenden Tropenfonne finster ist wie ein tiefes Verlies und kühl und von moosigem Boden. Und hier, wo von oben her alles dunkelt, scheint hinter einem gewaltigen Stamm von unten ein Licht zu erglühen. Ich gehe dem Schein nach und sehe ein zauberisches Bild: zu Mittag im finsternen Wald ein rotes Feuer entzündet, und an ihm nackt, wie Gott sie geschaffen, einen etwa sechzigjährigen, aber jüngerlingschlanken Galla, der mit seiner Axt Holz aus dem Stamme bricht, und neben ihm einen zehnjährigen Jungen, der einzig ein Kettchen um den Hals trägt und ihm zusieht. Wie Bronze leuchten die braunen Leiber im roten Feuerchein, und die beiden »Wilden«, zu denen ich aus unfrüherer Kultur (siehe meine Schwimmhose!) wie durch Zeiten und Welten als Gast in ihren Urwald gekommen bin, machen in ihrer unbefangenen Nacktheit eine tiefe Verbeugung, die im Frack nicht besser hätte ausfallen können, und wünschen mir auf Galla guten Tag. Einen Schluck Gerstenbier bietet mir der Alte noch aus seiner Kürbisflasche an, die neben ihm steht, dann arbeitet er ruhig weiter, sich nicht um mich kümmernd, der indessen seine Lanze betrachtet und deren schwarze, wundervolle scharfe Stein Spitze.

Ich gehe aus dem Dunkel, kann mich nach diesem Gang »zu den Vätern« gar nicht recht an das grelle Sonnenlicht gewöhnen, das wieder über dem offenen Walde liegt. Ich hebe ein paar der blinkenden schwarzen Steine auf, mit denen der Boden besät ist: es ist vulkanisches Glas, tief-schwarz, klirrend, spröde, das bei einem Hieb in wundervolle Stücke von herrlicher Schärfe zerpringt, ein vorzügliches Material für Messer, Beile, Lanzen spitzen, das die Eingeborenen geschickt verarbeiten, und das ihnen für die Jagd, den Krieg und für den täglichen Gebrauch mehr leistet als jeder importierte Stahl. An der Zweckmäßigkeit, mit der diese urzeitjung gebliebenen alten Kinder von Eingeborenen dies ihnen von der Natur geschenkte Material bearbeiten, mag auch der Techniker von heute beschämt erkennen, wie mancher seiner Wege nur ein Umweg gewesen ist – zum Ursprung.

An sonnengebleichten Flußpferdskädeln, an Lavablöcken, Herden vorbei komme ich zurück zu meinem Zelte. Die Diener haben gute Arbeit getan. Mein Essen ist fertig, und in dem Baume, unter dem ich mein Zelt gebaut habe, hängen schon ein paar Viertel des Ochsen, den sie zum Geschenk erhalten haben. Sie haben ihn bereits geschlachtet, gehäutet, zerteilt, ja sogar schon mächtige Stücke Fleisch in lange Riemen geschnitten und über meinem Zeltdach in die Äste gehängt, um sie so in der Sonne zu dörren. Ein paar Adler kreifen über unserm Lager, ein paar andre haben sich unglaublich nahe von uns auf den Boden gesetzt. Man wirft ihnen die Därme und ein paar Fleischstücke vor, auf die sie sich stürzen, und die sie in wilder Gier hinunterfchlingen.

Nachmittags wird geschlafen, bei Sonnenuntergang auf dem ungefalteten Pferd ein wenig am Seeufer gejagt. Aber die Nacht wird sehr lebendig. Die Hyänen wittern das Fleisch, das unmittelbar neben meinem Zelt dache hängt, und kommen nahe heran trotz des mächtigen Lagerfeuers, in dem große Baumstämme verglühen. Rundherum hört man ihre Sirenenpfeife, etwas weiter den Schrei eines Leoparden.

Hier muß ich sagen, daß dieses Leben so ganz im Freien, ohne Dach überm Haupt, im Angesicht wilder Tiere und fremder Menschen aus einer uns ferneren Urkultur ganz ohne Schrecken ist. Ich schmiege mich in dieses Neue furchtlos, freudig, froh, als hätte ich endlich zum erstenmal im Leben Gelegenheit, etwas längst Geahntes, Vertrautes zu begrüßen. Und ich stehe mit diesem Gefühl nicht vereinzelt da unter den späten Kindern dieser Zeit. Eine reife Frau, die ganz im Kreise unserer Kultur aufgewachsen ist, in Kunst und Literatur ihre bessere Heimat kennt, sprach eben dies mein Gefühl ganz unbeeinflusst von mir mit andern Worten aus. Es scheint, als täte es jedem von uns wohl, von der überspitzten Spitze unseres heimatlichen Kulturbauens auf die breite Basis jungfräulicher Erde heimzukehren, Urlaute zu hören statt Maschinengeräusch.

Genug: unter Raubtiergeheul, dem Lärmen der Kormorane, dem Stürzen der brennenden Stämme im Feuer, ging die Nacht hin, und der Morgen fand mich wieder um den See wandernd. Ich überschritt einen Hügel, ging am jenseitigen Hang durch einen Kaktuswald zur Tiefe nieder, ans Ufer eines andern kleinen Kratersees. Unter einem hohen wilden Feigenbaum lagerte ich, und nun — ungefurcht — kamen die Krokodile. Ein junges lag etwa fünfzig Meter weit von mir regungslos in der Sonne. Als ich heranwollte, floh es rasch ins Wasser und kam nicht wieder. In der Ferne spielten Flußpferde; acht Gallamädchen, junge starke Weiber, liefen am Ufer entlang in den Wald, um Holz zu holen. Dann lagen See und Ufer in regloser Stille unter der brennenden Sonnenhitze. Und jetzt tauchte langsam ein kleiner schwarzer Ball ganz nahe dem Land aus dem Wasser auf — es hätte ein Stück Holz, ein Stein

fein können —: das spärende Auge eines Krokodils. Wohl eine halbe Stunde lang blieb der Ball reglos. Dann folgte der zweite, nach zehn weiteren Minuten der Streifen Kopf zwischen den Augen, langsam, forschend, ein wenig überhöht wie die Brücke eines Unterseebootes. Und endlich zeigte sich die ganze Riefennase auf dem Wasser. Das Tier wollte ans Land, aber meine Diener, die in diesem Augenblick im Wald nach Enten schossen, verscheuchten es wieder. Das Spiel wiederholte sich noch ein paarmal.

Mittags kamen die Gallamädchen im Gämfemarsh zurück, jedes eine schwere Holzlast auf den Schultern. Unfern von mir warfen sie die Bürde ab, legten die Lappen fort, mit denen sie bekleidet waren, warfen Steine ins Wasser, um die Krokodile zu verscheuchen, gingen ein paar Schritte weit in den See, tranken aus den hohlen Händen und wuschen sich. Solange ich unter meinem Baum lag, kümmerten sie sich nicht um mich. Als ich mich aber erhob, um fortzugehen, hielten sie die Hände vor den Mund und riefen gellend über den See. Da wurde es mit eins am Ufer lebendig, und ein paar Männer kamen mit ihren Lanzen schnell herbeigelaufen, unter ihnen ein alter Flußpferdjäger mit einer großen Harpune.

Die Männer lachten die Mädchen ihrer Furcht wegen aus, sagten freundlich guten Tag und gingen wieder.

Und auch ich ging zu meinem Zelte zurück und kehrte am nächsten Morgen nicht wie Pharaos »mit Mann und Roß und Wagen«, aber mit Boy und Roß und Kamelen nach Addis-Abeba zurück. Und bei dem Gedanken, selbst dort, im Herzen von Afrika, so viel überflüssiges und übel schmeckendes Europäertum wiederzufinden, sandte ich noch manch kameradschaftlichen Gruß an den nackten Bruder im Wald, an Flußpferd und Kormoran, an die hübschen Gallamädchen, die Adler, Hyänen und Leoparden. Und wenn Ostern wirklich ein Fest der Auferstehung ist, so war das wahrste Osterfest, das ich je begangen habe, dieser Ausflug in Urland und Urzeit, dieses Vorfchreiten zum Ursprung, dieses Sich-Kraft-und-Hoffnung-Holen gegen die Katastrophe unserer heutigen Kultur am ewigen Herzen der Erde, mein unvergeßliches: Fasilka 1924.

Ernst Heinrich Schrenzel (Dortmund)

D A S S T A R E N L I E D

V O N E R N S T P R E C Z A N G

Das Starenlied, das Starenlied,

Es pfeift aus Busch und Bäumen:

Die Kirsche blüht, die Kirsche blüht.

Mein Herz beginnt zu träumen.

Herr Meister hört,

Wie süß betört

Nun tausend Vogelkehlen

Zu wandern mir befehlen.

Das Starenlied, das Starenlied,

Es harft aus allen Schwingen:

Die Kirsche blüht, die Kirsche blüht.

Mein Blut beginnt zu singen.

Frau Meisterin,

Ihr fragt: wohin?

Gleichviel, wenn ich nur schreite

Ins Land, ins wunderweite.

Das Starenlied, das Starenlied,

Es jauchzt mir in der Seele:

Die Kirsche blüht, die Kirsche blüht.

Das will auch aus der Kehle.

Mein Ränzlel her,

Und nicht zu schwer!

Sonst muß ich hier verderben,

An meiner Sehnsucht sterben.

FÜR UNSERE BÜCHEREIEN

ÜBER BÜCHERBESPRECHUNGEN / VON GUSTAV HENNING (GERA)

Jede Tageszeitung, jede Nummer irgendwelcher Zeitschrift bringt eine Fülle von Besprechungen neu erschienener Bücher. Die Verwalter der Arbeiterbüchereien sitzen vor diesen reichbestellten literarischen Tafeln oft wie die armen Teufel, die viel Hunger und kein Geld haben, und denen man wie zum Hohn eine Speisekarte mit Dutzenden schöner Gerichte zum Ausfuchen präsentiert.

Selbst die wenigen Arbeiterbüchereien, die einige Mittel zur Verfügung haben, können nicht den zehnten Teil der Bücher kaufen, die jährlich besprochen werden. Die Liebeshmühe der seitenlangen Besprechungen ist also meist verlorenes Beginnen.

Bei der heutigen Finanzlage der Arbeiterbüchereien ist es also zweckmäßig, vor allen Dingen regelmäßig fließende Geldquellen zu erschließen.

Für die geringfügigen Geldmittel müssen dann nur die allerwichtigsten und allerbesten Bücher angeschafft werden. Es dürfte vollständig genügen, aus der Jahresproduktion des deutschen Verlagsbuchhandels von rund 30000 Büchern etwa 100 oder 150 auszuwählen.

Diese Siebung müßte vertrauensvoll in die Hände einiger kenntnisreicher Arbeiterbibliothekare gelegt werden. Irrendwelche buchhändlerische, partei- oder gewerkschaftsfiskalische Rücksichten dürften dabei nicht geübt werden.

Ich denke mir die Sache ungefähr so: Von einer dazu berufenen Stelle werden nach Ablauf eines Vierteljahres 25 bis 40 neue Bücher zu einer Liste zusammengestellt. Diese Liste wird veröffentlicht und unter literarisch und praktisch kenntnisreichen Bibliothekaren zur Diskussion gestellt. Eine solche, von vertrauenswürdigen Beurteilern geleitete und dann von einem Kreis von Urteilsfähigen überprüfte Liste würde sicher viel mehr wert sein als ein großer Haufen von Bücherbesprechungen.

Man wird einwenden, die zur Überprüfung Aufgeforderten kennen doch die Neuerscheinungen nicht.

Dem ist entgegenzusetzen: Die Autoren werden vielfach in ihrer Art schon bekannt sein.

Bei neu auftauchenden Autoren und bei allen aufgeführten Büchern wird eine kurze Charakteristik beizufügen sein. Grundsätzlich sind nicht nur Neuerscheinungen, sondern auch wertvolle ältere Bücher in Neuausgaben zu berücksichtigen.

Ich mache heute einen Anfang dieser Art und stelle zirka 15 Bücher auf, die ich im Laufe des letzten Jahres als Neuerscheinungen und Neuausgaben las, oder die ich aus den sicheren Urteilen anderer kennenlernte.

Max Adler: Neue Menschen. Gedanken über sozialistische Erziehung. Berlin 1926. Laubsche Verlagsbuchhandlung. 4 Mark. — Eine wichtige Zusammenfassung aller neuen Erziehungsgedanken und -methoden unter dem Gesichtspunkte des Sozialismus.

Bengt Berg: Mein Freund, der Regenpfeifer. 7,50 Mark. *Derfelbe: Abu Markub.* 9,50 Mark. Berlin 1926. Dietrich Reimer. — Beide Bücher sind zu den allerersten auf dem Gebiete der Tierfilderung zu rechnen.

Prof. J. Ermanfki: Wirtschaftliche Betriebsorganisation und Taylor-System. Berlin 1925. J. H. W. Dietz Nachf. 16 Mark. — Der russische Gelehrte, gleich bedeutend als Theoretiker und Praktiker, gibt in dem Buche das Resultat seiner Forschungen und Beobachtungen über die Höhernutzung der Natur- und Menschenkraft.

Henry Ford: Das große Heute. Das größere Morgen. Leipzig 1926. Paul List. 9 Mark. — Zur Kenntnis des größten und originellsten Betriebes der Auto-Industrie von höchster Wichtigkeit.

John Galsworthy: Die Forsyte Saga. 3 Bände. 16 Mark. *Derfelbe: Die dunkle Blume.* 7 Mark. Berlin 1926. Paul Zsolnay. — John Galsworthy ist unter die kleine Zahl der ganz Großen der gegenwärtigen Weltliteratur einzureihen. Seine Hauptwerke muß jede Arbeiterbibliothek aufnehmen.

Prof. Dr. H. Molisch: Im Lande der aufgehenden Sonne. Wien 1927. Jul. Springer. 24 Mark. — Eines der besten Bücher über das moderne Japan.

Martha Ostenfo: Der Ruf der Wildgänse. Roman. Wien 1927. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 7,50 Mark. — »Man kann den Eindruck dieses Buches nicht mit facher Rhetorik fesseln und vorführen. Man findet es einfach fast ohne Vergleich, eine der wenigen ganz großen, wesentlichen Gestaltungen unfrer Zeit. Ein schreckliches und hinreißendes Buch, das einen mit schleift bis zum Ende. Eine ganz große erschütternde Dichtung.« Die »Literarische Welt«, Berlin.

Prof. E. Reinhard: Die imperialistische Politik im Fernen Osten. Bern 1926. Ernst Bischer. 4,80 Mark. Für die Vorgänge in China gibt das Buch den übersichtlichsten Aufschluß.

Jaroslav Hascheck: Die Abenteuer des braven Soldaten Schweyk während des Weltkrieges. Prag 1926/27. Adolf Synek. Bisher 3 Bände erschienen, je 6 Mark. — Diese derbe, simplizianisch-grobe Verpottung und Anklage des Weltkrieges und seiner Begleitumstände wird man unter die Giganten dieser Art stellen müssen: Rabelais, Cervantes, Grimmelshausen. Dem abenteuerlichen Simplizissimus und seiner grandiosen Malerei der Zeit des Dreißigjährigen Krieges ist es noch am ehesten vergleichbar.

Prof. Dr. Anna Siemsen: Literarische Streifzüge. Jena 1926. Thüringer Verlagsanstalt. 5 Mark. — Keine landläufige Literaturgeschichte — und doch einer der ersten glücklichen Versuche, Dichter und Dichterwerke im sozialistischen, historisch und wirtschaftlich bedingten Sinne darzustellen. Sehr zu empfehlen!

R. L. Stevenson: Die Schatzinsel. 6 Mark. *Derfelbe: In der Südfsee.* München 1926. Buchenau & Reichert. 2 Bände je 6 Mark. — Von der neuen Stevenson-Ausgabe in 12 Bänden sind diese 2 Bände zunächst die stärksten.

Die Tragödie Deutschlands. Von einem Deutschen. Im Banne des Machtgedankens bis zum Zusammenbruch des Reiches. Stuttgart 1926. E. H. Moritz. 4. Auflage. — Das beachtenswerteste Geschichtswerk über den Weltkrieg aus der Feder eines hohen deutschen Generalstabsoffiziers.

B. Traven: Das Totenschiff. *Derfelbe: Der Wobbly.* Zwei Erzählungen. Berlin 1926. Verlag der Büchergilde Gutenberg. Je 5 Mark. — Der plötzlich wie ein großer Komet auftauchende deutschamerikanische Arbeiter und Erzähler aus dem Arbeiterleben kann ohne Übertreibung in gleichem Atemzuge genannt werden mit Gorki, Martin Andersen Nexö und Jack London. Ihn mit einem der Genannten zu vergleichen ist verfehlt; er ist ein Eigener, ganz in Fesseln Schlagender. Ich prophezeie ihm eine große Leserbeliebtheit. Vielleicht wird er Jack London starke Konkurrenz machen.



DAS SCHIFF

BEIBLATT DER TYPOGRAPHISCHEN MITTEILUNGEN

SCHRIFTFLEITUNG: ERNST PRECZANG, BERLIN SW 61, DREIBUNDSTRASSE 9

NUMMER 5

MAI 1927

Goldener Mai

Der kleinste der Monate im Wort ist der größte unter ihnen im Schaffen und im Werden. Drei Buchstaben, M a i, bergen so viel Seligkeit für das Menschengemüt, daß man den Mai den Bonnemonat genannt hat.

Auch die Herkunft des Namens zeigt an, daß der Mai als größter unter seinen Brüdern gekennzeichnet werden sollte, darum heißt er Majus, was Höhe, Größe bedeutet. Deus majus ist der Ausdruck für den höchsten Gott. Unsere großen Anfangsbuchstaben nennen wir Majuskeln, im Gegensatz zu den kleinen, Minuskeln. Der Mai fußt ferner auf Maja, der Tochter des Atlas und Mutter Merkurs, des beschwingten Boten. Maja als Göttin des Wachstums und der Fruchtbarkeit erhielt am 1. Mai in den Flammen Vulkans ein merkwürdiges Opfer, ein trächtiges Schwein, dargebracht. Im Indischen ist Maja (auch die Mutter Buddhas heißt so) als der weibliche Teil des Urlebens gedacht, und da sie fortgesetzt neue Formen in die Welt setzt, die sich als neue Wesen gebärden, so gilt sie als die Mutter der Täuschung, denn, so sagt der Brahmane, nur Gott ist, und alles andere sind lediglich seine Erscheinungsformen.

Die Germanen faßten den Mai weniger als „Bonnemonat“ als vielmehr als Winnemonat, den Weidemonat, auf. Die Birke in ihrem jungen Grün ist der Vorbeer des Königs Mai und der Maibaum, der die Maie liefert, das Symbol der Freiheit. Darum liebt der Deutsche so die Birken, und er schmückt sein Pfingsten damit als mit einem Symbol für die Freiheit des Geistes. Das Maifest unserer Vorfahren hat sich ja in vielen Gegenden erhalten, und außer der Birke spielen das Maifeuer und der Maikönig eine bedeutende Rolle dabei. Das „Maifeld“ hieß zur Zeit Karls des Großen die Jahresversammlung des fränkischen Heeres, das Campus Martius. An den Seeküsten nennt man Maifeld einen dem Meere entzogenen, von gewöhnlichen Springsluten nicht mehr erreichten fruchtbaren Landstreifen. Maibrunnen sind Quellen

von nicht allzulanger Dauer, „Hungerquellen“, gebildet durch das Schneewasser des Winters. Sie mahnen den Menschen: kurz ist des Lebens Mai, sieh dich beizeiten nach nichtversiegenden Quellen um. Das Maiblümchen, Convallaria, kennt und liebt wohl jeder. Seine Blätter und Blüten enthalten ein Mittel gegen Herzkrankheit. Ja, die Herzen und der Mai hatten es schon immer miteinander zu tun.

Die „Maikrankheit“ befällt die tragenden Bienen als Tollkrankheit, die sie flugunfähig macht. Der „Maikwurm“ ist ein Stäber, dessen Öl man früher gegen Tollwut anwendete. Der Mai- oder Alsenfisch ist ein Gemeinschaftsfisch wie der Hering; seine schwimmenden Eier werden künstlich befruchtet und in den Flußläufen ausgebrütet.

Mit dem Namen unseres Mai verbunden sind noch die Maiaufstände von 1849, die durch das Nichtzustandekommen der Verfassung hervorgerufen wurden, und die „Maigesetze“, kirchenrechtliche Vorschriften, die während des Mais 1873/74/75 erlassen wurden und diesem Umstande ihren Namen verdanken.

Selbst ein Geldstück bezeichnet Mai, nämlich eine altjapanische Silbermünze im Werte von etwa zwölf Mark und ebenso ein japanisches Gewicht für Heilmittel.

Was der Mai an Gegensätzlichkeit zu bieten hat, zeigt sich schließlich noch im Maikäfer. Die Jugend liebt ihn, der Landmann haßt ihn, beide suchen ihn.

Die Sonne steht während der ersten zwei Drittel des Monats im Sterngebiet des Stiers und deutet damit den stürmischen Draufgänger und Zerstörer an, während das letzte Drittel im Zeichen der Zwillinge steht und dadurch ausdrückt, daß an Stelle zerstörender Gewalten schließlich das Hand-in-Hand-Gehen der menschlichen Bruderschaft und die Tatsache gegenseitiger Verständigung und Achtung treten wird.

„Alles neu macht der Mai“, singt die Jugend. Sie soll das letzte Wort behalten, ist sie doch selbst der schönste Ausdruck unseres lachenden Bonnemonds.

AUS DER JUGENDZEIT DES KAPITALISMUS

Es ist kein Zufall, daß die bürgerliche Geschichtswissenschaft auf den Ausgang des 15. Jahrhunderts einen wichtigen Abschnitt in der Entwicklung der europäischen Menschheit verlegt hat: das Ende des Mittelalters und den Beginn der neuen Zeit. Vielmehr liegt darin ein unbewußtes Zugeständnis an die materialistische Geschichtsauffassung. Denn um das Jahr 1500 war überall in Europa das kapitalistische Wirtschaftssystem so weit herausgebildet, daß es eine selbständige Existenz zu führen begann. In Deutschland, das in dieser Beziehung etwas zurückgeblieben war — England, Frankreich, namentlich aber Flandern und Italien eilten ihm weit voraus —, war um jene Zeit in einem wichtigen Produktionszweig sogar schon ein gewisser Großkapitalismus entstanden, nämlich im *Bergbau*. Dabei darf man allerdings nicht an den Kohlenbergbau denken. Dessen Aufschwung begann erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Aber man grub in Deutschland nach Erzen jeglicher Art: nicht nur Eisen und Blei, Kupfer und Zinn wurden in Deutschland reichlich gefunden, sondern auch Quecksilber, Silber und Gold. Dabei war man ums Jahr 1500 schon so tief in die Erde hineingedrungen, daß die primitiven Mittel, welche die Bergleute selbst aufbringen konnten, zur Fortführung des Betriebes längst nicht mehr ausreichten. Man hatte längst das System der sogenannten »Gewerkschaften« erfunden, das es jedem, der Geld hatte, ermöglichte, durch den Ankauf von »Kuxen« (Anteilen) Mitbesitzer eines Bergwerks zu werden und einen Teil des Ertrages sich anzueignen, ohne selbst darin zu arbeiten. Darüber hinaus waren die »Gewerken« oft gezwungen, die Hilfe von Geldleuten in Anspruch zu nehmen. Waren doch häufig zur Sicherung gegen Wassereinbruch, zur Zuführung frischer Luft usw. Anlagen nötig, die sehr viel kosteten und oft genug noch überdies jahrelanger Zuschüsse bedurften, ehe sie in Tätigkeit treten und einen Ertrag liefern konnten. So begann man z. B. im Jahre 1539 in dem der böhmischen Stadt Schlackenwald gehörigen Bergwerk den Bau eines Stollens, der erst 1550, nach vollen elf Jahren betriebsfertig wurde. Nur *große* Kapitalbesitzer, die lange warten konnten, waren zur Hergabe der Gelder für solche Bauten imstande. Natürlich bemaßen sich ihre Profitansprüche nicht nur nach der Höhe, sondern auch nach der Dauer und dem Risiko der Kapitalanlage.

34

Es ist nun interessant, zu sehen, wie sofort mit dem Aufkommen eines voll entwickelten Kapitalismus auf der anderen Seite ein Proletariat entsteht, das bereits all den Leiden ausgesetzt ist, die wir aus den modernen Zuständen kennen. Damals begann der Bergbau große Arbeiterscharen in einem Betrieb zu vereinigen, und das ist einer der markantesten Unterschiede gegenüber dem Mittelalter. Am Falkenstein in Tirol gab es 1526 schon 4600 Bergarbeiter, 30 Jahre später war ihre Zahl auf 7500 angeschwollen. Niemals im Mittelalter waren derartige Menschenmengen in einem Betrieb beisammengewesen. Dabei sind übrigens die Hilfsarbeiter noch nicht mitgerechnet, deren Zahl ebenfalls beträchtlich war, wie denn am Falkenstein 1532 allein noch 500 bis 600 Wasserheber beschäftigt waren.

Diese Menschenmassen nun litten, ganz wie der moderne Proletarier, unter der Unsicherheit der Existenz. Stets drohte ihnen Entlassung und Arbeitslosigkeit. Erschien eine Grube nicht mehr lohnend, so wurde der Betrieb eingestellt, und Hunderte verloren Beschäftigung und Brot. Noch schlimmer war es bei Unglücksfällen, wie z. B. 1585 am Röhrenhübel in Tirol, wo in einem Hauptfacht Feuer ausbrach. Elf Arbeiter verloren dabei ihr Leben, mehr als 1000 wurden arbeitslos. Zugleich begann die Frauen- und Kinderarbeit das Leben des Proletariats zu vergiften. Knapp 100 Jahre später, um 1600, waren im Steyrer Eisenhandwerk mehr weibliche als männliche Hilfskräfte angestellt. Für 300 Meffermeister arbeiteten nur 150 Gefellen, aber 1500 Mägde. Kinder gab es bereits im 16. Jahrhundert in den Gruben. Den Vorwand bildete die »Lehre« — Knaben im Alter von zehn und zwölf Jahren wurden als »Kläuberbuben«, d. h. zum Sortieren der geförderten Erze über Tage verwendet. Waren sie ein wenig älter und kräftiger geworden, so mußten sie in die Grube hinein, um die »Hunde« zu ziehen. Die Sonntagsruhe wurde den Bergleuten genommen; die Kirche gab, wo es gefordert wurde, die Erlaubnis zur Sonntagsarbeit. Das Trucksystem bedrückte die Arbeiter: Da die Gruben oft weit von jeder Ansiedlung entfernt lagen, sorgten die Unternehmer für Nahrungsmittel und sonstigen Lebensbedarf und zahlten den Lohn teilweise nicht in Geld, sondern in Korn, Mehl, Schmalz, Tuch usw. Es dauerte natürlich nicht lange, bis die Unternehmer aus dieser »Pfennwertshandlung« einen

Extraprofit zogen und sich daran auf Kosten der Arbeiter bereicherten. Dazu kamen Klagen über allzulange Arbeitszeit und Lohnstreitigkeiten. Die Unternehmer fuchten die normale Arbeitszeit dadurch zu verlängern, daß sie dem Arbeiter die Zeit der Einfahrt in die tiefen Stollen nicht anrechneten. Infolge all dieser Übelstände kam es verhältnismäßig oft zu Streiks der Bergarbeiter, und die Unternehmer bildeten Streikabwehrverbände mit schwarzen Listen. Das ist also auch keine Errungenschaft der Neuzeit. Der Bergbau war selbstverständlich nie eine leichte Sache. Stets setzte der Bergmann sein

Leben aufs Spiel, und oft genug brachte ihm harte Arbeit nur geringen oder selbst gar keinen Erfolg. Aber wie anders waren doch die Zeiten geworden, seitdem kühne Gefellen auf eigene Faust in die Wildnis der Bergwälder eingedrungen waren, um nach erzhaltigem Gestein zu forschen. Die planmäßige Zusammenfassung der Kräfte brachte dem Bergbau sicheren und immer reicheren Gewinn. Aber immer mehr wurde dieser Gewinn dem Arbeiter, der seine Kraft und sein Leben einsetzte, entwunden und dem Kapitalisten in den Schoß geschüttet, der nur Geld zum Betriebe lieb.

Julian Borchardt (Berlin-Lichterfelde)

UNSERE LUFTNAHRUNG

Gesundheit ist des Lebens höchstes Gut. Heute mehr denn je! Für viele der einzige materielle Besitz, der ihre Arbeitskraft und damit ihre Zukunft sichert. Ohne Gesundheit auch keine Lebensfreude!

Doch wie geht mancher damit um? Anstatt »mit feinem Pfunde Wucher zu treiben«, verschwendet er es nicht selten in unerhörter Weise. Ein jeder von uns hat Grund, alles daranzusetzen, sich seine Gesundheit zu erhalten, sie zu fördern und zu mehren. Diese Pflicht erwächst uns aus der Rücksicht sowohl auf uns selbst als auch auf unfre Kinder und auf die Volksgemeinschaft, der wir angehören und dienen. »Unge störte Betätigung und Entwicklung aller Teile unseres Zellstaates, unge störte Entfaltung auch der darin schlummernden und wirkenden Kräfte«, das verstehen wir unter Gesundheit. Darauf aber sollten wir stets bedacht sein!

Die Lebensenergien in unfrem Körper werden erzeugt durch Abbau- und Aufbauvorgänge innerhalb seiner verschiedenen Zellen. Wir nennen das Stoffwechsel. Zufuhr der »Kohle« und Abfuhr der »Schlacke« erfolgt durch das Blut. Je gleichmäßiger und je öfter dieses den Körper durchkreift, desto besser ist der Austausch. Es handelt sich dabei um eine Art Verbrennung. Die Luftnahrung, der Sauerstoff, wird durch die Atmung, die übrige »Kohle« durch die Ernährung zugeführt. Wird die Verforgung irgendwie behindert, so entstehen leicht Stoffwechselför ungen. Am wenigsten gehemmt ist die Blutzirkulation in der Jugend. Mit zunehmendem Alter — meist infolge un zweckmäßiger Lebensweise — treten Beschwerden und Krankheiten auf, die man vorher nicht kannte. Das Blut fließt träger,

man spürt die Jahre. Jedoch nur dann, wenn man veräuerte, das dem Körper Nützliche zu unter stützen, das ihn Schädigende aber fernzuhalten. Dem kann mit Recht zwar entgegengehalten werden, daß für uns Kulturmenschen sich viele Schädlichkeiten einfach nicht vermeiden lassen, zumal in der Großstadt.

Das stimmt. Aber gerade deswegen sind wir um so mehr verpflichtet, nichts zu veräuerten, was uns den dafür so nötigen Ausgleich bringen könnte.

Was bedeutet diese Forderung nun in bezug auf unser Thema, d. h. für unfre Luftnahrung?

Wir wissen: Zu einer der schlimmsten Geißeln für unfers Volkes Gesundheit ist die Tuberkulose geworden. Alljährlich fordert sie zahlreiche Opfer. Größer noch ist die Zahl der durch sie Sieh gewordenen, nun Arbeitsbeschränkten, Pflegebedürftigen; erschrecklich aber die Menge der Tuberkulosegefährdeten, besonders in den Städten.

Körpermessungen, die Meinshaufen 1892 an Rekruten vorgenommen hat, zeigten die folgenden beachtlichen Werte:

	Größe über 165 cm	Bruft-umfang über 80 cm	Größe unter 165 cm	Bruft-umfang unter 80 cm
Berliner	61,2 %	31 %	38,8 %	69 %
Mittelfädter . . .	60,7 %	38,5 %	39,3 %	61,5 %
Kleinfädter . . .	57 %	49,4 %	43 %	50,6 %
Landbewohner	57,4 %	59 %	42,6 %	41 %

Danach sind die Großstädter länger, aber schmalbrüstiger; während im übrigen — abgestuft bis zum Landwirt — genau die entgegengesetzte Entwicklung sich nachweisen läßt. Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß diese Tendenz,

die wir als Großstadt-Entartung bezeichnen müssen, noch zugenommen hat. Das bedeutet aber zugleich, daß auch die Tuberkulosegefährdung damit immer größer wird. Da gilt es, den Ursachen eifriger nachzugehen, um die geeigneten Abhilfemaßnahmen rechtzeitig treffen zu können.

Wo find denn dies bezüglich die hauptfächlichsten Schäden unfrer Gefundheit zu fuchen? Zunächst ficherlich in den Wohnverhältniffen. Man hat im Zusammenhang damit wohl von der »Mörderin Mietskaferne« gesprochen, und das mit gutem Grund. Gewiß find auch auf dem Lande die Behaufungen vielfach alles andere als ideal; aber die sonstigen Lebensbedingungen bieten dafür doch einen gesundheitlichen Ausgleich. Der fällt in der Großstadt fort, zumal im Winter, wo sehr viele Menschen leider die Ansicht betätigen, daß warmer »Muff« besser sei als kalter »Ozon«. Eine sehr bedauerliche Feststellung, wenn wir bedenken, daß für unfern Stoffwechsel die Beschaffenheit und Menge der Luftnahrung nicht minder wichtig ist als die der anderen Nahrungstoffe.

Je enger und je dunkler die Wohnungen find, desto schlimmer ist auch die Verschlechterung der Luft, und zwar durch Verbrauch von Sauerstoff einerseits und durch Erzeugung von Kohlenfäure und Wasserdampf andererseits. Mehr noch als durch die Atmung wird die Luft verschlechtert durch künstliches Licht, ausgenommen die elektrische Beleuchtung. Eine einzige Gasglühlampe z. B. verbraucht in der gleichen Zeit allein zehn-

mal foviel Sauerstoff als ein erwachsener Mensch. Da stelle man sich die Beschaffenheit der Atmungsluft in manchen Wohnungen vor, zumal wenn mehrere Menschen noch das eine Zimmer teilen müssen.

Daß bei solchen Zuständen auch die Sterblichkeit erheblich zunimmt, liegt auf der Hand. Eine Budapester Statistik bestätigt das durch überraschende Zahlen. Danach starben von hundert Menschen bei Wohnungen von

1 bis 2 Personen in 1 Zimmer = 1,
3 bis 5 Personen in 1 Zimmer = 43,
über 5 Personen in 1 Zimmer = 49.

Weil aber Frauen und Mädchen mehr an die Wohnung gebunden find, so werden sie in höherer Zahl Opfer derartiger Verhältnisse als die Männer. Auf etwa 72 Todesfälle von Tuberkulose weiblicher Personen kamen 28 männliche. Den weitaus größten Anteil hat dabei die ärmere Bevölkerung, die ihre an sich schon beschränkten Räume noch zu fast 40 Prozent mit Schlafgängern teilt.

Hört man nun, daß der Mensch in 24 Stunden normalerweise etwa 3 Pfund feste, ebensoviel flüssige, aber an 30 Pfund Luftnahrung benötigt, oder daß er stündlich 1200mal einen halben Liter Luft mit 20 Prozent Sauerstoffgehalt braucht, dann wird man die gesundheitliche Schädigung verstehen, die ein mindestens achttündiger, meist noch länger dauernder Aufenthalt in solcher Wohnung bedeutet. Man wird dann für die Verbesserung der Atmungsluft doch vielleicht ein stärkeres Interesse aufbringen.

Dr. H. Franzmeyer, Stadtschularzt und Sportarzt (Berlin) / Ein zweiter Aufsatz folgt

E I N M O R G E N I M M A I

*Ich bin durch einen Wald gegangen
An einem Morgen maienschön.
Die Finken und die Drosseln sangen.
Der ganze Wald klang von Getön.
Aus jedem Busche jauchzte Leben,
Die Freude pfiß aus Moos und Strauch,
Und durch die Bäume lief ein Beben,
Als sängen Ast und Wipfel auch.*

*Die Sonne spielte mit den Zweigen
Und streichelte sie mild und hold,
Die Schatten tanzten lust'ge Reigen,
Von allen Blättern tropfte Gold.
Fern rief der Kuckuck und der Häher,
Der Falke hob sich auf vom Horst,
Und pfeifend schritt ein junger Mäher
Mit seiner Sense durch den Forst.*

*Sein Lied, es klang wie Sturmgebläse
Und übertönte das Getön;
Er schmetterte die Marseillaise
In diesen Morgen maienschön.
Er pfiß, als ginge es zum Tanze,
Und schritt so kräftig, leicht und schnell,
Die Sense flimmerte im Glanze
Auf seiner Schulter silberhell.*

*Und drüben an den offenen Wiesen
Begann er pfeifend seinen Schnitt.
Die Halme fielen vor dem Riesen;
Nun sang die Sense jauchzend mit.
Ein Rohrspatz saß im Schilf als Späher,
Der keifte, schnatterte und schalt.
Gewaltig pfiß der junge Mäher,
Und brausend mit ihm sang der Wald.*

Ernst Preczang

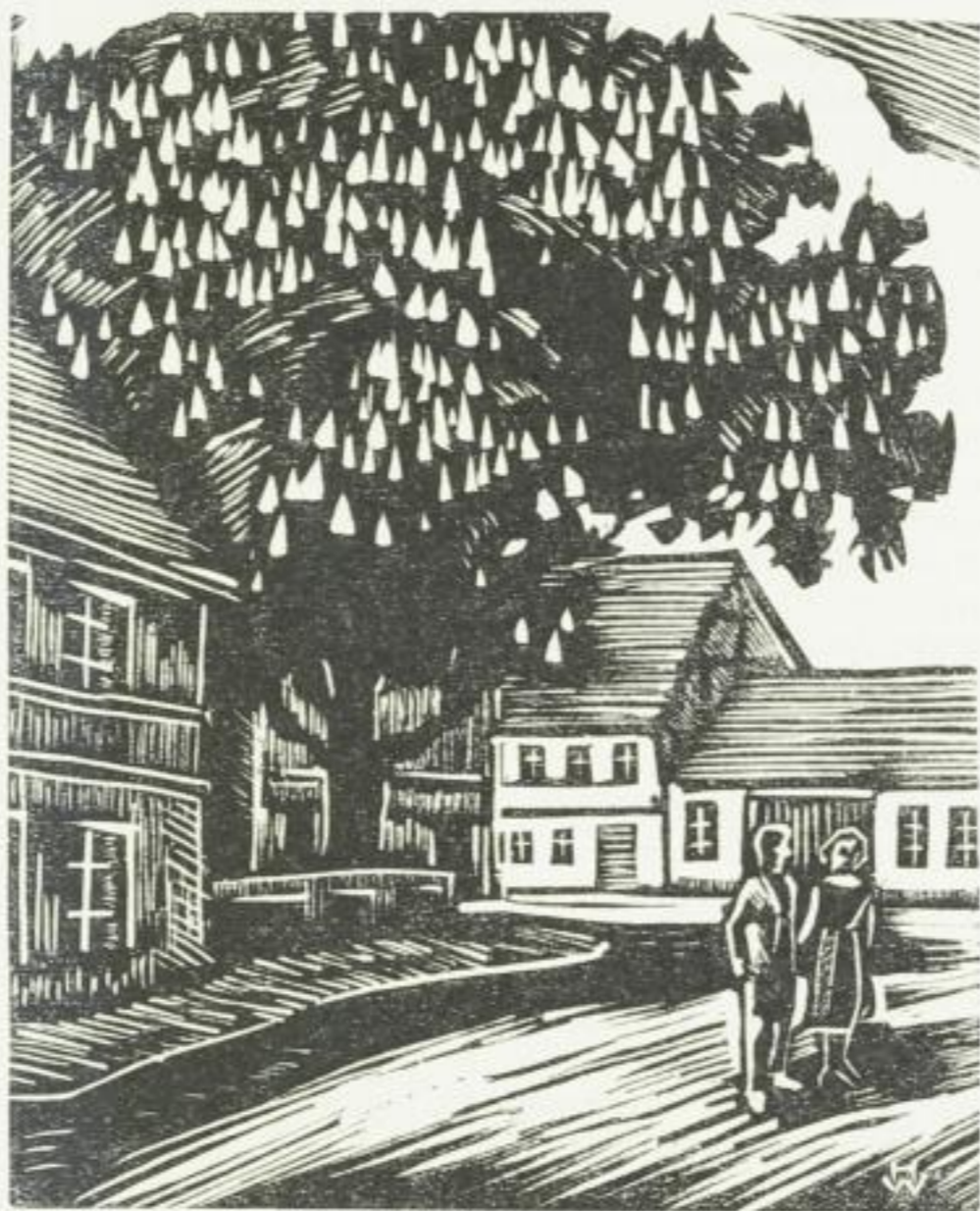
PAPIERGLANZ UND AUGENHYGIENE

Sicherlich wird die Generation, die den Weltkrieg erlebte, mit wahren Entsetzen an das in der Zeit der Not üblich gewesene Papier denken. Wenn es beim Zeitungsdruck noch einigermaßen ging, so waren doch die während des Weltkrieges notgedrungen auf den Markt gebrachten Schreibpapiere oft wirklich eine Qual. Weite Kreise vermisten daran zunächst hauptsächlich den »schönen Glanz«. Da ist es nun interessant, daß an sich ein übermäßiger Glanz des Papiers gesundheitlich durchaus nicht erwünscht ist. Die Augen-Hygieniker sind keine Freunde des Papiers, das durch starkes Kalandern so glänzend ist, daß gerade dadurch die Verbraucherkreise derartige Papiere bevorzugen. Daß in der Tat stark glänzendes Papier die Augen ungesund anstrengt, lehrt schon die Beobachtung jedes Menschen, der von solchem Papier ablesen will. Geradezu automatisch setzt sich dann der Lesende auch bei Tageslicht so, daß von dem gut fatinierten Papier möglichst wenig Spiegelung ausgeht. Bei künstlicher Beleuchtung wird entweder das Papier, von dem gelesen oder auf dem geschrieben werden soll, entsprechend zur Lichtquelle gelegt oder diese zweckmäßig so gestellt, daß die Wirkung des Glanzes eine möglichst geringe ist. — Um sich nun über die Blendwirkung der verschiedenen Papierarten ein zutreffendes Bild zu machen, haben Hygieniker und Physiker zusammengearbeitet. Dabei zeigte sich, daß beim Papier nicht weniger als drei Spiegelungen in Betracht zu ziehen sind. Die Wissenschaftler lehren uns, daß zunächst die eigentlich spiegelnde

Reflexion zu werten ist. Diese kennen wir ja von glänzend polierten Flächen des Metalls, vom Glas usw. Der zweite Gesichtspunkt bei der Glanzwirkung des Papiers ist die diffuse Reflexion, die auf matten Flächen erscheint. Endlich kommt die Vereinigung beider Glanzwirkungen in Betracht. Diese kann künstlich dadurch hervorgerufen werden, daß man über eine matte Fläche eine Glasplatte deckt. Nun gilt die diffuse Reflexion, die sich nicht beseitigen läßt, nicht als besonders schädlich. Dagegen ist die spiegelnde Wirkung auf das Auge unerwünscht. Ob nun selbst aus weiter Ver-

breitung dieser wissenschaftlichen Erkenntnis eine Abnahme der Bevorzugung glänzender Papierarten zu erwarten ist, kann um so mehr bezweifelt werden, als gerade die unverkennbare allgemeine Neigung zum Luxus die Bevorzugung stark fatinierter Papiere fördert. Vielleicht hilft hier etwas die neuzeitliche Lichttechnik, die mit Recht hygienisch einwandfreie Lichtquellen so gestaltet, daß die Lampen in der Längsachse von einem beweglichen Reflektor umschlossen sind. Die Öffnung des Reflektors kann dann bequem so gestellt werden, daß die Arbeitsfläche erleuchtet wird, während die Augen aus dem Lichtbereich bleiben. Trägt die hygienisch richtige Beleuchtung allgemein zur Erhaltung der Sehkraft und auch zur Erhöhung der Leistungen

bei gleichzeitiger Schonung der Arbeitskraft erfahrungsgemäß erheblich bei, so gewinnt die blendungsfreie Erhellung natürlich besondere Bedeutung für die Verarbeitung und Verwertung glänzender Papierarten.



EIN MORGEN IM MAI / BLEISCHNITT VON W. HAHN (LIEBENWERDA)

P. Max Grempe (Berlin-Friedenau)

FÜR UNSERE BÜCHEREIEN

Die Entwicklung des Arbeiterbüchereiwesens in Wien.

Während nur in sehr wenigen deutschen Arbeiterbüchereien der Stand der Entleihziffern vom Jahre 1913 überschritten wurde, geschweige denn sich verdoppelt oder verdreifacht hat, ist in Wien von 1913 bis 1926 beinahe eine Verfünffachung zu verzeichnen. Hier eine Übersicht:

In den Arbeiterbüchereien Wiens wurden verliehen:

1913: 187 819, 1914: 214 778, 1915: 141 563, 1916: 135 342,

1917: 114 219, 1918: 110 636, 1919: 177 407, 1920: 223 908, 1921: 292 064, 1922: 352 395, 1923: 478 227, 1924: 521 413, 1925: 631 868, 1926: 879 216.

Die Zahl der Büchereien beträgt heute 26.

Die Hauptneigung der Leser ging nach der Abteilung D: Dichtungen, Erzählungen, Romane.

Der prozentuale Anteil dieser Abteilung ist 85,7, die Abteilung Gesellschaftswissenschaften bringt es nur auf 5,7

und die Abteilung Naturwissenschaften auf 8,6 Prozent. Es ergibt sich daraus für alle Büchereiverwaltungen der deutliche Fingerzeig: Die Abteilung Dichtungen muß mit den besten sozialen Romanen und Erzählungen reichlich versehen werden.

Alles Gejammer über den geringen wissenschaftlichen Sinn der Arbeiter wird uns nicht über die Tatsache hinweghelfen, daß, sobald es gelingt, große Massen von Menschen zu Büchern überhaupt hinzubringen, sie zunächst nach leichter und angenehmer Kost greifen werden.

Alle ausgetüftelten Beratungskunststücke werden vielfach an der Vorliebe der Leser für Buntes, Spannendes, Abenteuerliches scheitern. Warum auch nicht entgegenkommen? »Ich habe Travens Wobbly gefressen«, schrieb mir neulich ein Freund aus dem Erzgebirge.

Solche wertvolle Bücher, die die Leser auf einen Sitz »fressen«, muß man in so vielen Exemplaren anschaffen, daß der gesamte Leserkreis zu ihnen gelangen kann.

Von großer richtunggebender Bedeutung ist auch die Mittelbeschaffung für die Arbeiterbüchereien in Wien.

Woher das Geld nehmen? — Das ist ja die große Sorge aller reichsdeutschen Arbeiterbüchereien.

In Wien gefaltet sich die Sache so: Durch Straf-, Leih- und Ein Schreibgebühren nehmen die 26 Wiener Arbeiterbüchereien jährlich zirka 50 000 Schilling ein. Dadurch werden alle Lokal- und Betriebsstellen gedeckt, und etwas Geld bleibt noch für Neuanschaffungen übrig. Zur Anschaffung von Büchern werden von der Partei, den Gewerkschaften und von andern Körperschaften jährlich weitere rund 50 000 Schilling aufgebracht. Außerdem wurden in der Zeit 1925 (2. Halbjahr) und 1926 (1. Halbjahr) für Neugründungen von Büchereien aufgewendet: 68 500 Schilling; Gesamtaufwand pro Jahr 168 500 Schilling, rund also 100 000 Mark. Außerdem sind eine Anzahl Büchereien im Entstehen begriffen, für die die Mittel noch nicht fixiert sind. Die Neueinrichtung der Büchereien wird dadurch erleichtert, daß die Gemeinde vielfach in ihren Volkswohnbauten Büchereiräume schon beim Plan vorsieht.

Wenn das Arbeiterbüchereiwesen in Deutschland zu neuem lebendigem Wachstum kommen soll, müssen zuerst die Finanzverhältnisse geregelt werden. Heute leiden fast alle darunter, daß sie nur ganz geringe und nicht einmal sichere Mittel zur Verfügung haben.

Der kräftige Wille zum Neugestalten und Ausbauen muß da sein, dann werden sich auch Wege finden.

Das öffentliche Büchereiwesen in der Tschechoslowakei.

Im Jahre 1919 schuf die tschechoslowakische Republik ein Büchereigesetz, das alle Gemeinden mit über 400 Einwohnern verpflichtet, öffentliche Büchereien einzurichten. Welche vortrefflichen Wirkungen dieses Gesetz gehabt hat, davon findet man bei Reisen in der Republik überall die schönsten Beweise.

Ich sah z. B. im vorigen Jahre in Nestomitz bei Auffig, einem Ort mit etwa 10 000 Einwohnern, die wunderbar eingerichteten zwei öffentlichen Büchereien der Gemeinde in dem schönen zweckmäßigen Gemeindehause. Eine war für die deutsche, eine für die tschechische Bevölkerung bestimmt. Jede hatte einen Bestand von zirka 2000 Bänden, und zu jeder gehörte ein Lesezimmer, reichlich ausgestattet mit Zeitungen und Zeitschriften. Im Kellergeschoß war

eine vortreffliche Badeanstalt eingerichtet, und im ersten Stock befand sich der Gemeinderatsitzungsraum, der zugleich für die Bildungsabende als Lokal diente.

Mein literarischer Abend, dessentwegen ich in der Hauptfiche dort war, zählte als der 93. Bildungsabend in einem Zeitraum von noch nicht drei Jahren. Ich war erstaunt über das gesteigerte begeisterte Mitgehen der Zuhörer bei allen Stücken, die ich brachte. Sehr bald merkte ich, daß hier Büchereiarbeit und Bildungsabende in innigster Zusammenwirkung waren. In welcher Weise sich das Ganze entwickelt hat, dafür einige Zahlen:

1. Für die deutschen Gemeindebüchereien:

Berichts- jahr	Zahl der				Einnahmen	
	Büche- reien	Bände	Leser	Fnt- lehnungen	Summe tschech. Kronen	davon Gemeinde- beitrag
1920	458	282 255	69 079	668 531	437 448	263 728
1921	1646	602 734	129 261	1 781 680	2 116 626	1 531 705
1923	2547	915 240	169 108	2 772 076	3 090 006	2 178 173
1924	2745	1 032 342	178 906	2 965 681	3 311 494	2 405 887

Die deutschen Büchereien haben in Prag eine Zentralleitung unter dem vortrefflichen Büchereifachmann Herrn Dr. Anton Moncha, der im Verein mit Herrn Professor G. Dreyhausen in Teplitz-Schönau eine Monatschrift für Bücherei und Volksbildungswesen unter dem Titel »*Buch und Volk*« herausgibt.

Es werden für die Bücherwarte regelmäßige Konferenzen und Lehrkurse veranstaltet.

2. Für das tschechische Büchereiwesen sorgt das Mafaryk-Volksbildungsinstitut in Prag, das über die Entwicklung des Büchereiwesens im vorigen Jahre für die Zeit von 1918 bis 1924 folgendes berichtet: Es wurden verhandelt

im Jahre	an Gemeinden	Bücher
1918 bis 1919	18	2 001
1919 bis 1920	113	13 098
1920 bis 1921	1302	58 594
1921 bis 1922	1327	45 819
1922 bis 1923	2026	64 720
1923 bis 1924	1926	60 194
1924 bis 1925	1613	36 967

Das Mafaryk-Volksbildungsinstitut verfolgt weiter die gesamte literarische Produktion in der Tschechoslowakischen Republik und sorgt dafür, daß die Bibliothekare schnelle und objektive Informationen über alle Neuererscheinungen haben. Es widmet sorgfältige Beachtung dem, was die Verleger herausgeben, und kämpft gegen pornographische und andre Schundliteratur.

An wichtigen Orten der Republik werden für Kulturarbeiter und Bibliothekare Kurse und Zusammenkünfte veranstaltet, an denen sich das Mafaryk-Volksbildungsinstitut durch seine Vertreter beteiligt; auf diesen macht es Vorschläge und nimmt solche entgegen und sucht sie zu verwirklichen. Für die Bibliothekartätigkeit sorgt die literarische Sektion, deren Mitglieder erfahrene Bibliothekare und Kenner in den einschlägigen Fragen sind. Auf die geistige Lebendigkeit der Bevölkerung gewinnt das so gut gepflegte Büchereiwesen einen großen Einfluß.

Gustav Hennig (Gera)

Jeder Freund guter Bücher wird Mitglied der Büchergilde Gutenberg!

DER AUFBAU DES SEELISCHEN III. ANFÄNGE DER PSYCHOLOGIE

Wir hatten die Entwicklung der Vorstellung bis zum zusammenhängenden *Denken* verfolgt. Dessen Höherbildung ist nicht möglich ohne die *Sprache*, deren Entwicklung von ihren einfachsten Anfängen in bloßer Laut- und Gebärden-sprache auch der Tiere bis zu ihrer höchsten Gestaltung in Poesie und Prosa wir vielleicht auch unsern Lesern demnächst hier vorführen dürfen. Zunächst haben wir die Weiterentwicklung des Denkens selbst ins Auge zu fassen.

Das menschliche Selbstbewußtsein verfährt mit der Fülle der ihm zufließenden Vorstellungen kritisch, d. h. es wählt die zueinanderpassenden aus, während die ungeeigneten niedergehalten werden. Die unwillkürlich in uns auftretenden Vorstellungen verschwimmen leicht ineinander oder gehen wieder unter oder werden zu Bildern der Phantasie (siehe unten). Das mit Absicht verfahrende, bewußte Denken aber weiß sie auf ganz bestimmte Inhalte zu begrenzen, formt sie auf diese Weise, wie wir bereits sahen, zu *Begriffen* von Gegenständen, deren Eigenschaften und Zuständen. Diese Begriffe sind zunächst Einzelbegriffe, vermögen aber immer allgemeiner zu werden. Zwei oder mehrere Begriffe verbinden sich zum *Urteil*, wie z. B. die Begriffe »Tisch« und »rund« zum Urteil: Der Tisch ist rund. Zwei oder mehrere Urteile verbinden sich zu *Schlüssen* (Schlußfolgerungen). Entweder unbedingt gültigen, wie z. B. den schon im Altertum gebrauchten: 1. Alle Menschen sind sterblich. 2. Cajus (römischer Vorname) ist ein Mensch. 3. Also ist Cajus sterblich. Solche Schlüsse leiten vom Allgemeinen ein Besonderes ab (»deduzieren« es) und werden deshalb »deduktiv« genannt; dahin gehören z. B. alle mathematischen Sätze. Oder sie führen vom Besonderen auf das Allgemeine hin und heißen deshalb induktiv (»hinführend«), die meisten naturwissenschaftlichen und historischen, bloß aus der Beobachtung gewonnenen Sätze, wie z. B.: »Wärme dehnt die Körper aus«, »Die Römer waren ein Eroberervolk«. Das

Denken ist so zum *Erkennen* geworden. Doch würden wir, wenn wir dessen Gesetze näher kennenlernen wollten, in die *Logik* hineingeraten, die Lehre von den Formen des Denkens, oder in die heute in der Regel damit verbundene *Erkenntnislehre* (Erkenntnistheorie) oder *Erkenntniskritik* (Prüfung der Erkenntnis). Nur auf eins von den Grundgesetzen der letzteren wollen wir einen kurzen Blick werfen, weil es die Grundlage alles wissenschaftlichen Denkens bildet: das bereits gegen Ende von Abschnitt II berührte Gesetz von *Urfache* und *Wirkung* (Kausal- oder Kausalitätsgesetz).

Es ist eine unumgängliche Voraussetzung alles Erkennens, daß alles, was geschieht, sich nach diesem Gesetze von Urfache und Wirkung vollzieht. Das Suchen nach dem Grunde dessen, was wir wahrnehmen oder erleben, steckt von Anfang an tief in der menschlichen Natur. Schon die kleinen Kinder erfreuen oder belästigen mitunter ihre Eltern oder Lehrer mit ihrem beständigen Fragen nach dem Warum der Dinge, worin nach dem Ausspruch eines alten griechischen Denkers der Anfang aller Philosophie besteht. Schon der Wilde oder Naturmensch sucht sich die ihm unverstündlich erscheinenden Zusammenhänge des Geschehenden durch allerlei Erklärungen begreiflich zu machen, mögen uns diese Erklärungen auch noch so unzutreffend und abergläubisch erscheinen. Und je mehr sich das Kind zum Erwachsenen, der unkultivierte »Wilde« oder Ungebildete zum Kulturmenschen entwickelt, um so weniger genügen ihm jene vielleicht recht poetischen oder religiösen, aber einer energischen Prüfung des Verstandes nicht standhaltenden Erklärungen. Er ist schon vorge-dungen zur Vorstellung eines *Gesetzmäßigen*, damit zur Forderung einer ihn allein befriedigenden *wissenschaftlichen* Erklärung der Welt. Er gelangt zu den immer tiefer bohrenden Fragen: Was bedeutet die »Wirklichkeit« eines Gegenstandes? In welcher Beziehung steht sie zu

unferm Bewußtsein? Welches find die Grenzen unferer Erkenntnis? Wie begreifen wir unfer eigenes Ich? Wie das Weltganze? Er treibt damit eben Philosophie oder Wiffenfchaft, fucht zu einer auf Wiffenfchaft gegründeten *Weltanfchauung* zu gelangen.

Mit dem wenigen ift natürlich die Pfychologie des Denkens bei weitem nicht erfchöpft. Auch wenn wir ganz abfehen von dem fehlerhaften, dem krankhaften, nicht normalen Denken, fo kommt zu dem bisher allein behandelten Verftandes-Denken als eine höchft wichtige Tätigkeit noch hinzu die Rolle der *Phantafie*, zu deutsch: Einbildungskraft (der letztere Ausdruck kommt wohl zum erftenmal bei dem deutichen Profeffor Christian Thomafius vor, demfelben, der als einer der erften um 1688 in deuticher ftatt in lateinifcher Sprache zu feinen philofophifchen Vorlefungen an der Univerfität Leipzig einzuladen wagte). Es laffen fich zwei Hauptarten der Phantafie unterfcheiden: die *nacherzeugende* (»reproduktive«) und die *frei fchaffende* (»produktive«). Die erftere beruht auf der fchon im Abfchnitt I von uns genannten Erinnerung und befteht in der bewußt oder unbewußt in unferm Innern hervorgerufenen Wiedererzeugung von Bildern bereits früher dagewefener Wahrnehmungen, auf der andern Seite in deren eingebildeter Übertragung auf die Zukunft. Wir malen uns auf Grund zuvor erlebter oder wahrgenommener Vorftellungen oder Dinge in Gedanken aus, was kommen wird, und beeinflussen damit auch unfere gegenwärtige Vorftellungswelt. Oder auch: wir denken uns in gewiffe Lebenslagen von uns felbft oder anderen hinein und beeinflussen fo ebenfalls unfer Urteil über uns und fie. Natürlich ftimmen, da ja das Spiel der Phantafie ein freies, durch keine Verftandesregel gezügeltes ift, diefe von uns erdichteten Erinnerungs- oder Zukunftsbilder häufig mit der Wirklichkeit keineswegs überein. Es find eben »Phantafiebilder«, »phantafiftiche« Ideen oder »Einbildungen«.

Schon in diefer erften, nach- oder wiedererzeugenden Form der Einbildungskraft ift indes ein frei fchaffender, dem Erkennen verwandter Bestandteil vorhanden, der von wertvollerer Art ift, zu feiner völligen Ausbildung jedoch erft in der *fchöpferifch* bildenden Phantafie des Dichters, Künstlers, Entdeckers und Erfinders, des Genies überhaupt gelangt. Schon der alte Kant hat einmal den Ausfpruch getan: Begriffe ohne Anfchauungen find leer, Anfchauungen ohne Begriffe find blind. Es müffen eben beide

zufammentreten, damit ein vollendetes Ganzes daraus entflehe. Gerade bei der fchöpferifchen Phantafie macht die Verbindung beider Elemente, des anfchaulichen und des begrifflichen, den Hauptvorzug aus. Die finnliche Anfchaulichkeit verbunden mit dem freien Walten der Einbildungskraft, das diefe vor dem ftrenghogifchen Denken des Verftandes voraus hat, macht fie zur eigentlichen treibenden Kraft, die den Maler und den Bildhauer, den Dichter wie den Tonkünstler befeelt und beflügelt: wie fie der alte Grieche Platon in feinem vortrefflichen Dialog »Das Gaftmahl« in feinem Eros, d. i. geiftigen Zeugungsdrang, fo fchön verkörpert. Und ebenfo bedarf das Genie des Erfinders und des Entdeckers ihrer das Nächfte und Entferntefte aufspürenden und verbindenden Kraft. Allerdings ift die Phantafie ebenfo häufig, in der Gefchichte wie im Leben des einzelnen, der Anlaß der verchiedenften Schwärmereien, Irrtümer, verkehrter Gefühls- und Willensrichtungen gewesen. Mit dem Vorftellungsleben hängt auch das *Talent* zufammen, das fich auf feinen höheren Stufen aus der Tätigkeit des Verftandes und der Phantafie zufammenfetzt. Als das Talent eines Menschen kann man mit dem bekannten Pfychologen Wilhelm Wundt (1832—1920) bezeichnen »die Gefamtanlage, die ihm infolge der befonderen Richtungen fowohl feiner Phantafie wie feiner Verftandesbegabung eigen ift«. Aus der erfteren gehen vorzugsweife die künftlerifchen, aus der zweiten die geiftigen und praktifchen (technifchen) Talente hervor. Obgleich das Talent dem einzelnen in gewiffem Sinne angeboren ift, kann es doch durch Pflege und Übung fehr verftärkt werden, im umgekehrten Falle verkümmern. Förderlich für feine Ausbildung ift das innere Sich-Verfenken bzw. Sich-Zurückziehen vom geräufchvollen Weltgetriebe, wie Goethe in feinem »Taffo« fagt:

Es bildet ein Talent fich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.

Im allgemeinen find hervorragende Talente verchiedener Gattung, z. B. wiffenfchaftliches und mufikalifches oder dichterifches und technifches, felten in der gleichen Perfon vereinigt, wenn wir auch Begabung für fo verchiedene Dinge wie Chemie und Mufik fchon öfters in demfelben Menschen angetroffen haben. Innerhalb der nämlichen Gattung find die Talente meift fehr fpezialifziert; der vortreffliche Mathematiker befitzt z. B. kein großes Sprachtalent, der Maler hat wenig mufikalifches Gehör. Ift das

Talent außerordentlich gesteigert, so sprechen wir von *Genie*. Genie läßt sich nicht erwerben, es ist eine freie Gabe der Natur an die von ihr Bevorzugten. Das echte Genie ist es in der Regel unbewußt; »genial« sein zu wollen, falls man es nicht ist, läuft auf Nachäfferei und Manieriertheit hinaus und macht bloß lächerlich. Auch das Genie bedarf übrigens, wenn es Großes leisten soll, angestrenzter Arbeit an sich selbst; man denke etwa an Michelangelo, Goethe, Kant. Zum Schluß noch einige Bemerkungen über den *Charakter*, der sich allerdings weniger auf das Vorstellungsvermögen als auf den Willen gründet und — das Wort stammt aus dem Griechischen — das feste »Gepräge« eines Menschen bedeutet. Zwar ist auch für ihn eine angeborene Anlage nicht ohne Bedeutung; aber in der Hauptsache kommt es darauf an, was der Mensch selbst aus sich durch die Festigkeit seines Willens macht, wobei Erziehung durch andere oder durch das Leben ergänzend hinzutreten kann. Von einem ganz willenlosen und wankelmütigen Menschen sagt man denn auch, er besitze gar keinen Charakter. Der feste Charakter offenbart sich in der Entschlossenheit und Folgerichtigkeit (Konsequenz) des Handelns nach den einmal angenommenen Grundfätzen, die natürlich auch ins Schlechte ausarten können. Shakespeares Richard III. und Schillers Franz Moor sind ebenfugot Charaktere wie Lessings Nathan oder Sophokles' Antigone. Und wir

können vor solchen konsequenten Böfewichtern wenigstens noch eine Art ästhetische Bewunderung spüren, wie Nietzsche vor seinem Cesare Borgia, weil bei ihnen immerhin die Überlegenheit des denkenden und wollenden Menschengeistes über Natur und Umgebung, obwohl bedauerlich verzerrt, in die Erscheinung tritt: im Gegensatz zu dem völlig charakterlosen Schwächling, der wie ein Rohr im Winde dahintreibt. Starke Phantasiebegabung, wie sie sich besonders beim Musiker und Schauspieler, auch beim weiblichen Geschlecht in der Regel mehr als beim Manne, findet, pflegt der Ausbildung eines festen Charakters meist hinderlich zu sein, weil der Überschwang des Gefühls nicht durch feste Vorsätze gehemmt wird. Auf der anderen Seite kann auch die Stärke des Charakters in Starrfinn, Trotz ausarten, wie bei Karl XII. von Schweden. Weit häufiger ist dessen meist durch egoistische Interessen, wie Geld, Eitelkeit usw., begründete Schwäche. Einen guten Charakter hat nur der, dessen Wille durch sittliche Grundfätze (s. Abschnitt II) geleitet ist. Einen solchen Charakter zu besitzen, ist darum auch dem einfachen Manne möglich; ja, er findet sich hier vielleicht häufiger als bei dem Gelehrten oder gar Überbildeten. Denn er hängt nicht von dem Maße des Wissens oder der geistigen Begabung und Ausbildung ab. Seine ersten Gebote lauten: Sich nichts vorlügen, der erkannten Wahrheit folgen, sich selbst getreu sein!

Professor Dr. Karl Vorländer (Münster i. W.)

UNSERE LUFTNAHRUNG ● ZWEITER TEIL

Ebenso minderwertig wie die Luftnahrung in der Wohnung ist auch die uns zur Verfügung stehende Luft in den Straßen der Großstadt. Der Stadtbaurat Adler gibt an, daß in Berlin täglich 350000 kg Kohlenstaub allein in Form von Ruß in den Raum verpufft werden. Das läßt verstehen, weshalb auch unfre Luftnahrung im Freien der Großstadt nicht die wünschenswerte Reinheit besitzt. In einer Hauptverkehrsstraße fand man — die Menge wechselt zu den verschiedenen Tagesstunden — in 1 ccm Luft durchschnittlich 5000 Staubteilchen. Wer die Belastung unfreier Atmung durch solche Verschmutzung feststellen will, mag 1200 × 500 ccm Atmungsluft pro Stunde zugrunde legen. Zu dieser Verstaubung kommt noch die Verunreinigung der Straßen-

luft durch Autoabgabe, die auch gesundheitlich von Bedeutung ist insofern, als jede Geruchsverschlechterung erfahrungsgemäß eine Verflachung der Atmung hervorruft, die hier, wo eine gute und kräftige Durchlüftung der Lungen not tut, doppelt unerwünscht ist.

Dann unfre Luftnahrung, soweit wir sie an der Arbeitsstätte aufnehmen! Auch da hören die Schäden nicht auf. Uns interessieren hier vor allem die Verhältnisse im polygraphischen Gewerbe. Mangelhafte Beschaffenheit der Werkstätten finden wir da hauptsächlich noch im Kleinbetriebe und in älteren Betrieben, wo die Arbeitsräume manchmal nur klein, nicht luftig genug und oft auch nicht hinlänglich erleuchtet sind. Besondere Berufschädigungen entstehen

hier häufig durch Bleistaub, der sich hauptsächlich durch das Letternmaterial, beim Abschleifen der Platten usw. bildet. Er wird dann teils mit der Luftnahrung eingeatmet, teils aber auch mit den Speifen — beim Berühren mit nicht genügend gefäulerten Händen — in den Körper gebracht, so daß nicht selten eine Bleivergiftung auftritt.

Folgende Angaben über den Bleistaub — sie sind nicht mehr ganz neu — kennzeichnen die Verhältnisse: »Der Staub im Setzerfaal enthielt am Fußboden an verschiedenen Stellen 6,6 bis 11,5 Prozent Blei! In Kopfhöhe wurde kein Blei mehr gefunden, im Luftstaub ebenfalls nicht. Der Bleistaub im Setzerfaal kommt demnach wohl zum Teil von zertretenen Lettern; der Staub im Setzkaften enthielt 1,1 Prozent.« Außer durch Blei wird die Atmungsluft in Druckereien noch verunreinigt durch Stauben des Papiers, durch Akroleindämpfe, durch Ruß, durch Gerüche von Terpentinöl, Benzin, Laugen, Petroleum, Kienöl usw., die als Waschmittel im Betriebe Verwendung finden. Jedenfalls ist die Beschaffenheit der Luft, abgesehen von den oft hohen Temperaturen in den Werkräumen, die leicht Erkältung und Rheumatismus bedingen, auch an der Arbeitsstätte derart, daß gesundheitliche Schäden leicht auftreten.

So darf es uns nicht überraschen, daß unter den Berufskrankheiten im Druckereibetriebe zunächst auch die Tuberkulose in Betracht kommt. 1904 starben nach den Zahlen der Buchdruckerkrankenkasse in Berlin an Tuberkulose von 10000 Personen 33, während die Durchschnittszahl für ganz Berlin nur etwa 26 war. Von den erwerbsunfähigen Kranken derselben Kasse waren damals 12,6 Prozent lungenkrank. Ob dabei der behauptete Zustrom schwächerer Individuen zu dem »leichten« Berufe eine Rolle spielt, sei dahingestellt. Doch verpflichten diese Tatsachen die Berufsangehörigen, der Luftnahrung und den dafür vorhandenen Aufnahmeorganen erhöhte Aufmerksamkeit und Pflege zuteil werden zu lassen.

Eine ebenfalls nicht zu unterschätzende Berufsgefahr stellt die Bleivergiftung dar. In Leipzig kamen auf 100 männliche Ortskrankenkassenmitglieder des Buchdruckergewerbes bei durchschnittlich 37,6 Erkrankungen 2,6 Bleivergiftungsfälle. Eine andre Statistik bringt folgende Zahlen: bei Setzern 2,55 Prozent, bei Druckern und Maschinensetzern 1,46 Prozent, bei Schriftgießern 7,68 Prozent, bei Hilfsarbeiterinnen 22,28 Prozent. Bei erwerbsfähigen Mitgliedern

ist die Zahl der Bleikranken natürlich nicht festzustellen. Es ist hier vielleicht von besonderem Interesse, daß die gewerbliche Bleivergiftung neuerdings als Berufskrankheit in die Unfallversicherung einbezogen ist. Da Zeugen des »Unfalls« — wie es sonst allgemein geschieht — hier nicht in Frage kommen, weil es sich um ein langsam entstehendes chronisches Leiden handelt, so hat der Arzt die nötigen Feststellungen zu machen. Das ist nicht schwer, wenn typische Symptome der Bleierkrankung vorliegen, wenn Bleikolik, Bleifaum am Zahnfleisch, Bleigicht oder Bleikolorit bestehen. Sehr schwierig kann dagegen der Nachweis werden, wenn die Vergiftung länger zurückliegt und inzwischen ein Wechsel der Tätigkeit stattgefunden hat. Am sichersten kann die Erkrankung der Leber, der Niere oder sonstiger innerer Organe auf Blei zurückgeführt werden, wenn in den Körperausscheidungen (Harn oder Kot), im Blut oder nach dem Tode in den betreffenden Organen noch Blei nachgewiesen werden kann. Das ist möglich, weil das Blei im menschlichen Körper gewissermaßen angehäuft wurde und nur langsam zur Ausscheidung gelangt. Diese Bleimengen, die oft nur Hunderttausendstel eines Gramms oder noch weniger betragen, werden sowohl chemisch als auch physikalisch durch Spektralanalyse nachgewiesen (ein Spektrograph von Zeiß dient dem Zweck). Chemisch lassen sich $\frac{5}{1000}$ Milligramm Blei noch gut feststellen.

Klostermann (Halle a. d. S.) berichtet, daß er in einem Falle von Bleivergiftung folgende Untersuchungsresultate hatte:

in 3000 ccm Urin fand er 0,58 Milligramm Blei,
in 200 ccm Blut fand er 0,06 Milligramm Blei,
in 15 g Kot fand er 0,60 Milligramm Blei.

Ein Versuch am Meerfchweinchen hatte folgendes Ergebnis: Einspritzung von 10 Milligramm Bleinitrat in eine Vene. Tötung zwei Stunden später. Man fand

in den Nieren . . . 0,06 Milligramm Blei,
in dem Blut . . . 0,70 Milligramm Blei,
in der Leber . . . 1,50 Milligramm Blei,
in Magen und Darm . 3,50 Milligramm Blei.

Man sieht, daß auch der Berufstätige heutzutage durch entsprechende Untersuchungen seines Blutes, Urins und Kotes sich rechtzeitig gegen die Gefahr einer stärkeren Bleivergiftung schützen kann. Wir mußten bisher feststellen, daß weder in der Wohnung, noch an der Arbeitsstätte, noch auf der Straße unfre Luftnahrung so beschaffen war, wie es die Rücksicht auf unfre Gesundheit erforderte.

Besserung bezüglich der Betriebsräume ist schon gesetzlich angestrebt. Die Räume der Druckereien und Schriftgießereien müssen danach eine Höhe von 2,60 bzw. 3 m haben und dürfen nicht im Keller liegen. Auf jeden Arbeiter, der mit Lettern- und Stereotypieplattenherstellung beschäftigt ist, müssen 15 cbm Luftraum entfallen, in den anderen Arbeitsräumen nicht unter 12 cbm. Der Fußboden muß mindestens täglich einmal gefäubert werden oder sonst mit nichttrocknendem Mineralöl angestrichen sein. Für genügende Wachgelegenheit usw. ist zu sorgen. Daneben wird durch Staubfänger und Exhaustoren für möglichst gründliche Beseitigung gerade des gefährlichen Bleistaubes Sorge getragen. Entsprechende Lüftungsanlagen, besonders in Großbetrieben usw., unterstützen die Bestrebungen, auch in den Arbeitsräumen den gesundheitlichen Schädigungen entgegenzutreten.

Den Straßentaub sucht man durch vermehrte Straßenreinigung und durch öfteres Sprengen auf ein Minimum herabzudrücken. Das soll anerkannt werden. Aber zu Hause? Mit der Mietskaferne muß weiter gerechnet werden. Der Aufenthalt im Theater, Kino, im Café oder Restaurant wird ebenfalls oft genug als schä-

digender Faktor in Rechnung zu stellen sein. — Und doch muß es anders werden! Wir dürfen uns mit den Schädigungen unserer Gesundheit nicht einfach abfinden, weil so viele Großstädter in derselben schlechten Lage sind. Unbessere Einsicht muß uns einfach zwingen, zur Selbsthilfe zu greifen, um zu einem gewissen gesundheitlichen Ausgleich zu kommen! Das ist möglich. Und das Mittel ist der Sport! Niemand ist dafür zu alt. Jeder nach Neigung und Gelegenheit. Für die Jüngeren ist Turnen, Schwimmen, Spiel und Sport in jeder Form das Gegebene. Die Älteren sollten schwimmen und wandern. Ein jeder aber, der in der Großstadt leben muß, sollte nicht nur Sonntags, sondern wenigstens einmal im Jahre eine paar Wochen in freier Natur verleben können, damit er da draußen so recht nach Herzenslust sein Bedürfnis nach reiner, unverfälschter Luftnahrung befriedigen kann. Erfrischt an Körper und Geist wird er dann zu Hause das Hochgefühl gesunder Lebensführung nicht mehr missen wollen und im Sport die gegebene Ausgleichsmöglichkeit gegenüber den Schäden des Alltags suchen: sich zum Glück und Heil, der Gemeinschaft zum Nutzen.

Dr. H. Franzmeyer, Stadtchirurg und Sportarzt (Berlin)

ERBAULICHES VON ZEITUNGSSCHREIBERN

URKUNDLICHE BERICHTE • ZUSAMMENGESTELLT VON A. STRUKAT (MÄRKISCH-FRIEDLAND)

1. Straßburger Mandat gegen die unberufenen Zeitungsschreiber. 1657

Nachdem man eine geraume Zeithero aus den in der Nachbarhaft hin und wieder gedruckten wöchentlichen Ordinari-Zeitungen nicht ohne Befremden wahrnehmen müssen, was für ungereimte auch zum Teil unwarhafte Sachen von hier aus an andere Orte geschrieben werden, und solches einzig und allein aus dem herrühret, daß nunmehr fast männiglich, ohne Unterschied sich des Zeitungschreibens behelfen und damit seinen Fürwitz büßen will aus solchem aber auch dem gemeinen Wesen höchst nachteiliges Unheil entspringen kann, so haben unsere gnädigen Herren und wollen hiermit alles Ernstes, daß alle diejenigen, welchen es Stands und Berufs halber nicht absonderlich zu steht und gebührt, sich solches Zeitungschreibens gänzlich und allerdings mäßigen, die übrigen aber auch sich dergestalten in den Schranken halten sollen, daß sie nichts dem Publico hiesigen Stadtwesens Gefähr- und Nachteiliges von sich schreiben.

2. Stieler. Zeitungslust. 1695

Billig sollte nun ein Zeitungsschreiber in hohen Ehren gehalten und von jedermann in Städten und Ländern geliebet und gelobet werden, zumal er sich keine Mühe, Sorgen und Kosten verdriessen und dauren läßt, seinen

Mitbürgern und Nächsten auf so eine schöne Weise zu dienen, daß sie von ihm als einem Götterausprüche so viel fremde Begebenheiten und Wunder erlernen, und es ihnen nicht mehr als etliche Pfennige zu stehen kommt.

3. Georg Paul Hönn. Betrugslexikon. 1721

Zeitungsschreiber betriegen, 1. wenn sie zu denen von anderen Orten her erhaltenen Relationibus aus eigenem Gehöre noch mehreres ohne Grund dazu thun, 2. wenn sie zur Ausfüllung der Blätter selbst Dinge, die zwar möglich, aber zu der Zeit nicht geschehn feyen, fingieren... 4. wenn sie vom Autore oder Verleger eines Buches Geld nehmen und daselbe, ohnerachtet denen Gelehrten und dem Publico nichts daran gelegen, mit unverdienten Lobsprüchen rekommeniren und kundmachen, 5. wenn sie bei Ermangelung der Materie, die Blätter voll zu machen, alte Histörchen in die Zeitungen mit eindringen lassen und solche vor neue ausgeben, 6. wenn sie aus Mangel dessen, was sie schreiben sollen, Dinge berichten, an deren Wissenschaft der Welt doch nichts gelegen, und z. Exempel, daß dieser oder jener Vornehme Herr sich mit der Jagd, Comödien, Opern, Schlittenfahrt und Commödiantinnen divertieret oder an den Fuß Ader gelassen und was dergleichen unnötige Dinge mehr sind, berichten.

SICHTUNG UND AUSKEHR

In vielen Büchereien werden eine Menge Bücher mit weitergeschleppt, die, im günstigsten Falle, als Urväterhausrat anzufprechen sind, manchmal jedoch unnützes Gerümpel darstellen. Mancher Bibliothekar klagt über Raumnot. Seine Schränke und Regale sind vollgestopft, und er weiß schon deshalb nicht, ob er neue Bücher anschaffen soll. Wenn er mit unbarmherziger Rücksichtslosigkeit alles Minder- oder Mitteltute hinauswerfen würde, hätte er wahrscheinlich sofort einige Fächer oder Regale frei.

Nach welchen Grundsätzen aber soll man sichten und ausmerzen? Selbstverständlich nicht alles Alte hinauswerfen, sicher aber das Veraltetste und Überholte. Naturwissenschaftliche Bücher aus dem vorigen Jahrhundert werden vielfach daraufhin anzusehen sein, ob das darin Gefagte und Behauptete noch Geltung hat. Büchners und Molefchotts Werke behalten ihren *historischen* Wert, als Resultate moderner Erkenntnis darf man sie jedoch nicht hinausgeben. Zu Darwins Werken muß man die Bücher hinzu anschaffen, die die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Entwicklungslehre darlegen. Populäre Darstellungen über Chemie und Physik aus den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts sind nicht mehr brauchbar. Man muß sie ausschalten oder nur noch als Dokumente für den *damaligen* Stand der Wissenschaft in Reserve halten.

So oder ähnlich wird es mit den meisten älteren wissenschaftlichen Werken gehalten werden müssen. Nur das wertvolle Alte, das, was über große Zeiträume hinaus Geltung behalten wird, soll stehenbleiben. Das Bedeutungslose ganz ausschalten und solche Bücher, die für ihre Zeit einen hohen Wert hatten, durch neuere Forschungen und Erkenntnisse jedoch widerlegt sind, in Reserve stellen für historisch besonders interessierte Leser.

Am stärksten ist die Wurfschaukel anzusetzen bei den dichterischen Werken, besonders der erzählenden Literatur. Dort haben sich in der Regel die meisten Schmöker eingeschlichen. Gute Freunde und Gönner der Bücherei haben Geschenke gebracht, und der pietätvolle Bibliothekar hat sie angenommen. Der später kommende hat sich dann nicht getraut, sie hinauszuerwerfen.

Ich habe die Kataloge von Hunderten von Büchereien gefammelt. Wie oft bin ich da Namen begegnet aus der übelsten »Belletristik« des vorigen Jahrhunderts und dann all den Lieblingsautorinnen und -autoren höherer Töchter und lesestoffhungriger »Zeitvertreiber«, den Marlitt, Werner, Eschtruth, Courths-Mahler, Karl May, Hackländer usw. Hinaus mit dem Zeug! kann hier ohne Bedenken nur die Lofung sein. Werft diese Scheufale in die Wolfschlucht! Nur die wertvollsten Erzähler aller Kulturvölker sollten behalten und gepflegt werden. Vor allem aber müßte den sozialen Dichtungen, den großen Epikern des Arbeiterlebens ein breiter Raum gegönnt werden. Kein Leser unfreier Büchereien büßt etwas ein, wenn ihm Ganghofers, Ebers, Herzogs Romane unbekannt bleiben. Für sein Klassenbewußtsein, für seine politische und gewerkschaftliche Haltung ist jedoch vieles verflücht, wenn er Zola, Gorki, Hamfun, Andersen, Nexö und Jack London nicht kennt. Unsere Büchereien müssen Qualitätsanstalten sein; sie haben nicht die Aufgabe, dem Schmökerbedürfnis geistiger Müßiggänger zu dienen. Ich stehe bei solcher Sichtungsbearbeitung gern mit Rat und Vorschlägen zur Seite.

Gustav Hennig (Gera-Reuß, Schloß Tinz)

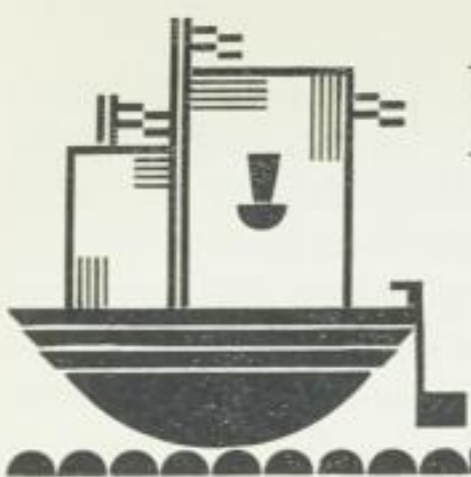
Altenburg. Zentralbibliothek der Gewerkschaften. 1913: 15 543 Entleihungen. 1925: 14 686. 1926: 19 554. Zahl der Bände: 1919: 4216. 1925: 5557. 1926: 5972. Auf die schöne Literatur entfallen 85 Prozent, auf die übrigen wissenschaftlichen Abteilungen 15 Prozent. Der Mangel eines Hauptkatalogs wird beklagt. Die Herstellung scheitert an den Druckkosten. Ins Auge gefaßt ist die Herausgabe von Teilkatalogen der wichtigsten Bücher.

Kiel. Zentralbibliothek der Gewerkschaften. 1913: 51 219 Entleihungen. 1925: 28 037. 1926: 29 560. Auf die schöne Literatur entfallen 84 Prozent, auf die übrigen Abteilungen 16 Prozent. Der Bücherbestand beträgt 10 663. Die Bibliothek hat vier Ausgabestellen in Kiel, Gaarden, Friedrichsort und Dietrichsort. In Kiel hat die Bücherei im Erweiterungsbau des Gewerkschaftshauses ein neues Heim bekommen, das 75 Quadratmeter groß und 4 Meter hoch ist. Zu den Ausgaben von 4794,34 M. trugen die Gewerkschaften 3320 M., der Beamtenbund 20 M. und die Angestelltenverbände 150 M. bei. An Lesergebühren gingen 832,20 M. ein.

China-Bücher. Ehe man an das Studium der chinesischen Revolution an der Hand sozialistischer Bücher herangeht (Reinhard, »Die imperialistische Politik im Fernen Osten«; Erkes, »China«; Wittfogel, »Das erwachende China«), die demnächst gefondert zu besprechen wären, soll und muß sich der interessierte Arbeiter eine zwar gedrängte, aber in großen Zügen vollständige Übersicht über Wirtschaft und Geschichte des Riesenreiches verschaffen, soweit das durch ein knappes, populäres Buch möglich ist. Ein in diesem Sinne notwendiges und sehr brauchbares Werk ist die Arbeit des Leipziger Professors Dr. Gerhard Menz: *Flutwende.* Die Entwicklung der Beziehungen Chinas zum Abendlande in den letzten hundert Jahren. 2. Auflage. 165 Seiten. Mit einer Karte. Verlag J. C. Hinrichsche Buchhandlung, Leipzig. Preis 8 RM., gebunden. Stilistisch eine gute, klare Darstellung, die, wie gefagt, die weltpolitischen Zusammenhänge heraushebt. Der Verfasser ist zwar bürgerlich, aber ein ausgezeichnete Sachkenner. Er bemüht sich, eine objektive Darstellung zu geben. Ein Mangel ist, daß das Buch nicht auf die nach dem Kriegsende entstandenen chinesischen Wirren eingeht. — Wir empfehlen den Arbeiterbüchereien die Anschaffung des Menz'schen Buches.

Aus den neuesten Heften der »Bücherei und Bildungspflege«, Stettin, und »Buch und Volk«, Prag, entnommen. In den Städten über 10 000 Einwohner gibt es in Deutschland insgesamt 356 kommunale Volksbüchereien, mit 4,9 Millionen Büchern, 1,1 Millionen Lesern und 15,4 Millionen ausgeliehenen Büchern. Aufgewendet werden 1 Million Mark für Bücher, 709 300 Mark für Zeitschriften, 360 000 Mark für Bucheinbände und 2 Millionen Mark für Personal, also etwa rund 4 Millionen Mark. (1700 Admirale und Generale bekommen jährlich 20 Mill. Mark Pension.) In der Tschechoslowakei bestanden 1924 2745 deutsche Gemeindebüchereien mit 1032 342 Bänden, 178 906 Lesern, 2 965 681 Entleihungen, 3 311 494 ck. (etwa 400 000 Mark) Aufwendungen. Zum Vergleich: Deutschland hat 62 Millionen Einwohner, die Deutschen in der Tschechoslowakei zählen etwa 3 1/2 Millionen.

**DIE BÜCHERGILDE GUTENBERG
SCHAFFT WIRKLICHE BÜCHER!**



DAS SCHIFF

BEIBLATT DER
TYPOGRAPHISCHEN MITTEILUNGEN
SCHRIFTFLEITUNG: ERNST PRECZANG
BERLIN SW 61, DREIBUNDSTRASSE 9
NUMMER 7 / JULIHEFT / JAHRGANG 1927

WIE DIE PFLANZEN IHRE FARBEN MISCHEN

III.

In der Sommerzeit, in der die Vegetation ihren Höhepunkt erreicht, zeigt sich auch ihr Farbenschmuck, zeigt sich die Blumenpracht derart verschwenderisch, daß eine weitere Steigerung nicht mehr denkbar ist.

Den Auftakt zum Sommerflor geben die Kastanien, deren weißrote Blütenstände den Baum wie mit tausend Lichtern besetzt erscheinen lassen. Je größer die Krone, desto imposanter der Anblick. Diefen reiht sich stimmungsvoll der Trompetenbaum, *Catalpa speciosa* an, der in öffentlichen Anlagen viel verwandt wird. Die Blüten lehren, daß auch Farbenzusammenstellungen von Weiß und Dottergelb mit Rotbraun punktiert prächtig wirken. Fuchfien mit ihrem großen Farbenreichtum schmücken Park und Garten. Welche Nuancierungen es von Blau und Rot auch fein mögen, stets wird man zugeben müssen, daß diese warmen, fatten Töne ganz besonders anziehend sind. Noch deutlicher treten diese vollen Farben bei Klematis in die Erscheinung; die großen edelgeformten Blüten tragen dieselben Purpurtönungen, die wir auch an den Bildwerken berühmter Meister so sehr zu schätzen wissen.

Eigenartig zwischen dem Gelbgrün der Blätter wirken die schweren weißen Akazienblüten, die an lauen Sommerabenden ihren betäubenden Duft so weithin wirken lassen. — Gelb bis goldbraun leuchten die Blüten des Blasenstrauches, *Colutea arborescens*, sie erfreuen uns während des ganzen Sommers durch ihre reiche Farbenfülle. Blendend weißer, auch rahmgelber Jasmin wetteifert mit roten Weigelien in prangendem Farbenschmuck. Sattgelbe Kerrienblüten erinnern an das eigenartige Gelb japanischer Malerei; weithin leuchtet der Rotdorn mit feinen blumenüberfühten Trieben, zierliche rosafarbene Tamariskenähren vervollständigen das Parkbild. Ihre Schönheit zeigen echte Tulpenbäume,

Liriodendron, in achtunggebietender Größe, die grünlichorange gefärbten Blüten zwischen dem frischen Grün der bizarren Blätter. Linden sind übersättigt von tausend und aber tausend rahmweißer Blüten, die an heißen Sommertagen aus dem dunklen Laube so prächtig hervortreten. Denn wie alle diese indifferenten Farben wirkt auch die Lindenblüte nur im Kontrast, den allerdings die Blätter in vollendeter Form geben.

Ähnliche Erscheinungen findet man bei allen buntblättrigen Gewächsen. Bei Silberlinden, Silberpappeln und ähnlichen genügt schon der leiseste Luftzug, um das Grün der Blattoberseiten mit den weiß ausgestatteten Unterseiten zum köstlichen Farbenspiel zu vereinen. Buntblättriger Ahorn, silberschimmernde Ölweide, Goldulmen verlieren, dicht zusammengestellt, an Schauwert; man sieht sich ihrer zu leicht über, da sie den Stempel des Gekünstelten tragen. Wie anders aber, wenn die Pflanzen einzeln vor einem richtigen Hintergrund stehen! Da leuchten die Farben auf, da ist die richtige Kontrastwirkung geschaffen, denn nur auf diese kommt es an! Tiefdunkle Blutbuchen, Bluthafeln oder Blutpflaumen, die vor einer sattgrünen Baumgruppe stehen, geben einen erhebenden Anblick reichster Sommerpracht.

Bilder mit bunter Farbenzusammenstellung bringen Sommerblumen und Staudenbeete in unfre Gärten. Sattes Blau der Rittersporne steht neben tiefem Gelb der Goldraute, Phloxsorten wetteifern mit ihren leuchtenden rosa und weißen auch rot und violetten Tönungen an Farbenschönheit, und himmelblaue Veronika prangen neben bunten Gladiolen, die in allen Farben vertreten sind. Mohnarten schillern vom zartesten Rosa bis zum tiefsten Blutrot. Schmelztöne von reinem Purpur über Gelb zum Weiß bringt uns die Iris mit ihrem sonderbaren Blütenbau. Troll-

blumen schmücken sich mit allen Nuancierungen des Gelb. Stockrosen auf hohen Blumenstäben zeigen großen Farbenreichtum; besonders schön wirken hier die tiefbraunen Töne neben dem stumpfen Grün der Blätter. Tränende Herzen bringen ihre eigenartigen roten Blüten, aus denen das reinweiße Zünglein neckisch hervorleuchtet, zur Entfaltung. Prangende Nelken fehlen fast in keinem Garten; sie zieren die Beete mit ihren reichen und doch nicht schreienden Farben. Es sei noch der herrlichen Levkojen, der pfirsichfarbenen Klarkien, der bunten Skabiosen und all der andern farbenfrohen Einjahrsblumen gedacht, die im bunten Kranz unsere Gärten so sommerlich zieren. In Löwenmaul und Edelwicke fand und findet der Züchter dankbare Arten, aus denen sich ungeahnter Farbenreichtum erschließen läßt. Besonders reizvoll sind die rot-gelben und gelb-blauen Übergänge, die in ihrer klaren Form uns stets aufs neue überraschen.

Und dann die Rosen! Keine Pflanze ist in Sage und Poesie des Volkes so verherrlicht worden, keine andre vereinigt den Begriff »Königin der Blumen« so in sich wie die Rose. Natur und Kunst arbeiten seit Jahrhunderten hier Hand in Hand und haben Werte geschaffen, die sowohl an Form wie an Farbenschmuck nicht zu übertreffen sind. Weit über tausend Varianten gibt es, die in der Farbenskala Weiß—Gelb—Rosa—Rot—Purpur aufleuchten und doch untereinander verschieden sind. Die bis aufs feinste abgestimmten Übergänge einer Farbe in die andre, verbunden mit dem wachsähnlichen Glanz sind es, die die Rose so hervorheben. Man vergegenwärtige sich das silbrige Rosa einer La France, das feine Gelb einer Marischall Niel, das grünliche Weiß einer Kaiserin, das Dunkelpurpur einer Fisher and Holmes, das Ineinanderfließen von Korallenrot und Gelb, einer Herriot, das schließlich in ein Krabbenrot übergeht. Besonders schöne Farbenübergänge zeigen die Abkömmlinge der Kapuzinerrosen (*Lutea hybr.*), denen letztgenannte auch angehört. Es ist nicht leicht, diese Farben zu mischen und ihnen dabei den Schmelz, die Frische zu verleihen, die den Blumen eigen ist. Erst bei eingehendem Studium wird man die Schönheit der Rose voll zu würdigen wissen. Aber abgesehen von den Edelrosen — ist nicht auch ein Blumenblatt der Heckenrose reizend gefärbt? Wiederum wird hier die gefällige Wirkung durch die zarten Übergänge von Farben hervorgerufen, die, wenn sie scharf nebeneinandergestellt wären, durchaus nichts ausmachen würden.

46

Wir finden zur Sommerzeit den Garten angefüllt mit bunter Farbenpracht, die aber sorgfältig ausgewählt sein will, um einen schönen, aber nicht überladenen Eindruck zu erwecken.

Die Blumenentwicklung unserer Wälder ist im Sommer nicht so reich, wie das Frühjahrsbild es erwarten ließ. Das Laub der Bäume wehrt dem Sonnenstrahl Einlaß, und Sonne und Licht gehören nun einmal zur Entwicklung der Blumen. Am Waldesfaum finden wir wohl Blütengruppen von wilden Brombeeren, den Waldboden selbst zieren nur Aronstab und gelber Hafenzwerg. Anders an sonnigen Stellen! Mit großem, schneeigem Blütenteppich bedeckt die Walderdbeere den Boden, und hier und da leuchtet schon, einem Blutstropfen gleich, die köstliche reife Frucht hervor. Fingerhut, *Digitalis*, erhebt sich meterhoch mit seinen rot und weiß schillernden Blütenröhren, zum Pflücken der Giftpflanze schier aufdringlich einladend. Das ist ja das Eigenartige bei all diesen giftigen Kräutern, daß sie so verführerisch in der Färbung sind. Eisenhut, *Aconitum*, gehört mit seinen sattblauen Blüten auch in diese Klasse, ferner das karminrosa Fingerkraut, *Potentilla*; Stechapfel (*Strichnin*) blüht rein weiß, wie die unschuldigste Winde.

Blaue Glockenblumen sind in zahlreichen Variationen vertreten, das rötliche Heideröschen fehlt nicht, ebenso wenig wie Akelei mit ihren gelb-roten, mehr denn abnormen Blüten. Die gelbe Königskerze sorgt dafür, daß das Bild ja recht bunt wird. Mögen diese Farben in der geschilderten Zusammenstellung auch noch so gut wirken, als reine Farbenstriche nebeneinandergestellt würden sie an Wert verlieren. Die Wirkung der Kontraste, der durch das Blattgrün der richtige Rahmen gegeben ist, läßt sich eben nur in ganz großen Ausmaßen anwenden, in Ausmaßen, wie sie sich die Natur wohl leisten kann. Und trotzdem können wir uns beim Anblick eines solchen Farnefeldes kaum einer schwülen, überfättigten Stimmung erwehren.

Wie anders hingegen das Bild einer blühenden Wiese! Zwar liegt hier auch in der Natur ein gewisses Haften, nur schnell genug jede Blüte zu entfalten, um nicht übersehen zu werden. Alle Farben sind vertreten, Gelb und Rot, Blau und Weiß mit all ihren Übergängen, und doch wirkt das Ganze nicht häßlich, ist vielmehr dem Auge wohlthuend, da hier das immerhin vorherrschende Grün die vermittelnde, ausgleichende Rolle zwischen den Kontrastfarben spielt.

Einen Anblick prunkender Schönheit bietet die Heide zu ihrer Blütezeit. Weite Flächen, wohin

der Blick fällt, leuchten in rotfarbener Pracht, und nur hier und da wird dieses Rot von weißbrindigen Birken unterbrochen, deren feine Kronenzweige im ständigen Spiel der Winde stehen. Kraß hebt sich das Blütenmeer gegen die braunschwarzen Torfwände ab, die verraten, daß auch in dieser friedlichen Stille der Mensch »Kultur« treibt. An Bahndämmen fallen uns die gelben Ginsterblüten auf, die weite Strecken wie mit einem Polster überziehen.

Hoch in den Alpen hat die arktische Flora ihr buntestes Farbenkleid angetan, aus jeder Felsfuge sproßt und blüht es, und in erhabener Höhe thront einsam und allein auf steinigem

Grat das stolze Edelweiß mit feinem schneeigen Blütenstern.

So zeigt uns das Sommerbild die Natur in ihrem prunkendsten Gewande. Es ist ein Zusammenklängen aller Farben in feiner kontrastreichsten Form. Wohl begründet ist dieser bunte Farbenschmuck, denn die Blume ist das Aushängeschild der Pflanze, sie soll Insekten aller Art anlocken, die den wichtigsten Vorgang im Pflanzenleben, die Befruchtung, vornehmen, damit der Endzweck alles prangenden Erdendaseins, die Ausbildung von Saat für Weiterverbreitung des Einzelindividuum, erfüllt werden kann.

Dipl. Gartenbauinspektor Kurt Thomae (Berlin)

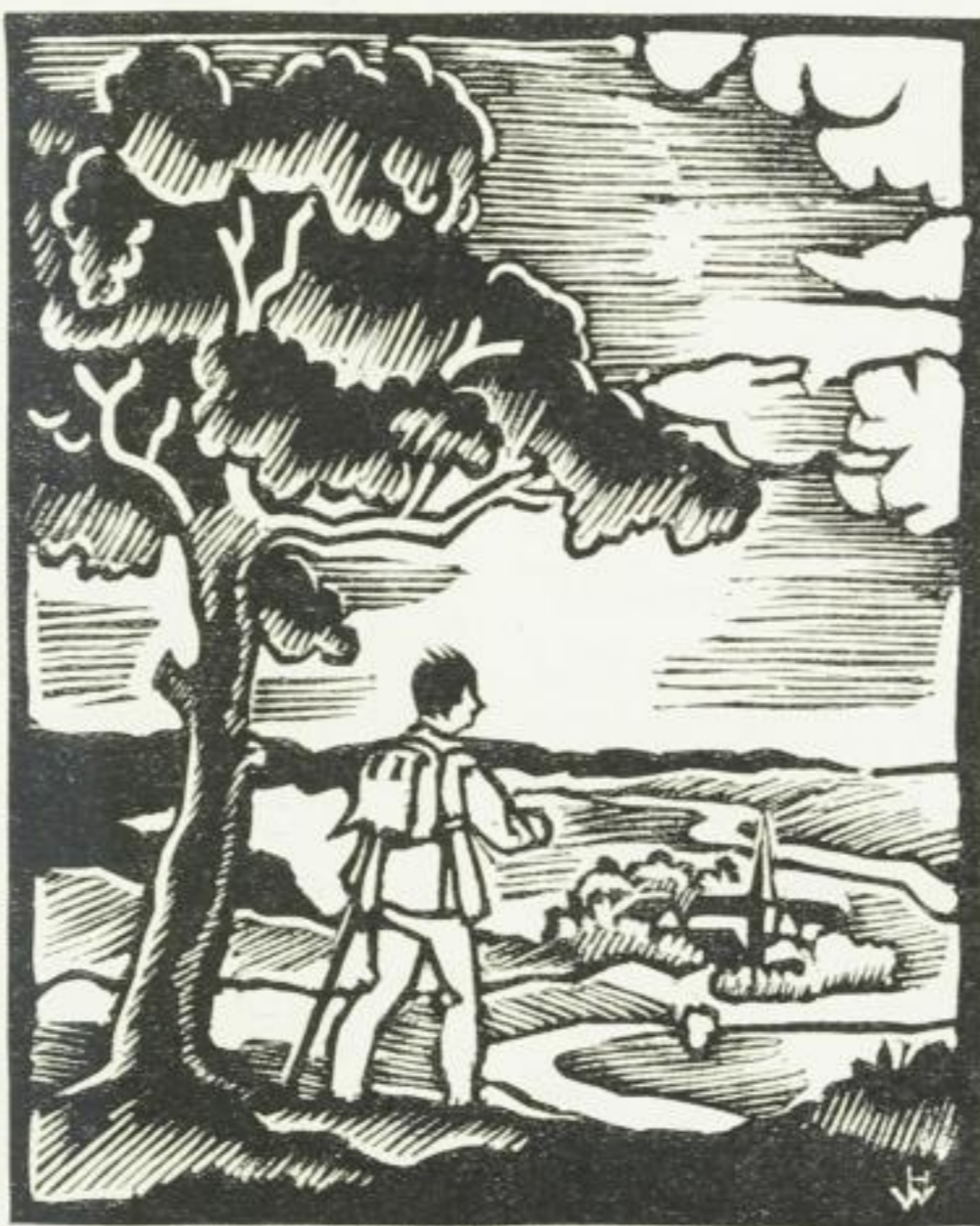
BRIEFPAPIER AUS HOLZ

In der Tat, es handelt sich wirklich um Briefpapier aus Holz. Denn daß Holz auch bei der Fabrikation unseres europäischen Papiers als Holzschliff eine Rolle spielt, ist allgemein bekannt. Aber

vor mir liegt wirklich ein Briefbogen in der Größe von 11 cm Breite und fast 18 cm Länge aus Japan, der aus ganz dünnem Holz besteht. Das Blatt hat etwa die Stärke unfres Kanzleipapiers und läßt den Holzcharakter deutlich, unter anderem auch an den quer verlaufenden Adern, erkennen. Sicherlich müßten früher – der Brief stammt aus dem Jahre 1902 – die Japaner eine große Kunstfertigkeit im Schälen von papierdünnen Holztafeln besessen haben. Der Briefbogen zeigt auf beiden Seiten die gleiche Beschaffenheit, und da der zu diesem Briefe gehörige Briefumschlag, gleichfalls aus Holz, auf der Rückseite stumpf ist, so muß der Schreibbogen genau wie die Außenseite des Kuverts in irgendeiner Weise von den Japanern derartig behandelt worden sein,

daß er etwa den Glanz unseres Konzeptpapiers hat. Die innere Seite des Briefumschlages sieht ungefähr wie unser Druckpapier aus. Von der Behandlung der Außenseite dieses Holzes hängt aber nicht die Schreibfähigkeit ab. Auf beiden Seiten läßt sich auch heute noch mit jeder gewöhnlichen Tinte ohne das geringste Auslaufen schreiben. Der Briefschreiber hielt sich damals in Afahigawa auf und teilte einer Verwandten in Deutschland mit, daß er in dieser nördlichsten Stadt Japans einen strengen Winter mit 25° R. Kälte im Januar und gar 27° R. Kälte im Februar

bei 1 m Schneehöhe verlebt habe. Die Schrift ist heute noch in allen Einzelheiten deutlich erkennbar, anscheinend mit Tinte, jedenfalls nicht mit chinesischer Tusch geschrieben.



BLEISCHNITT VON W. HAHN (LIEBENWERDA)

erst von Yokohama aus solche schicken könne. Dort gäbe es Karten mit verschiedenen Ansichten von der Stadt oder mit einer gemalten Japanerin darauf. Der Holzbrief mit Kuvert wurde 1902 in einem besonderen Papierbriefumschlag nach Deutschland geschickt, teils wohl, um die Rarität vor der Entwendung durch Liebhaber merkwürdiger Schreibutensilien zu schützen, teils auch, weil er mit einer Sammelendung von der Insel Jeppo nach Yokohama ging, wo er zwecks Beförderung mit der japanischen Post die europäische Adresse in japanischen Lettern erhielt.

P. Max Grempe (Berlin-Friedenau)

Für die Briefkultur der Japaner ist charakteristisch, daß der eine Rand mit einem gar lustigen Froschmotiv in blauer Farbe verziert ist. Das Froschmotiv ist auch auf der inneren Seite des Umschlages angebracht und scheint durch das dünne Holz hindurch. Auch eine Art Querleiste hat der Briefbogen, indem mit einigen Strichen in Blau der Horizont, das Meer und die aufgehende Sonne angedeutet sind. Obwohl der Brief seit 1902 einmal in der Mitte gefalzt gelagert hat und durchaus nicht mit Sorgfalt aufbewahrt wurde, ist die Falzstelle nur an einer Seite in etwa 1 cm Länge durchbrochen. Auch zum Radieren ist dieses Schreibpapier aus Holz geeignet, wie eine Verbesserung auf der Adresse beweist. Der Briefschreiber teilte mit, daß es in Afahigawa keine Ansichtskarte gab und er

WELTGESCHICHTE IM SCHWARZEN URAL

ERZÄHLUNG VON MAX BARTHEL (BERLIN)

Der Reisende kam mitten im Winter fieberkrank in Nifchni-Tagil an. Seine Freunde reiften nach Sibirien weiter. Nur Johanna, ein junges Mädchen aus Berlin, blieb bei ihm. In Jekaterinenburg spürte Helmut Pracht, so wollen wir den jungen Menschen nennen, die ersten Flammentatzen des Fiebers, aber erst auf der nächtlichen Fahrt nach der kleinen Uralstadt kam der heiße Blutüberfall und die Bewußtlosigkeit.

Über zwei Wochen schwebte der Kranke zwischen Leben und Tod. Als aber die Fieberkurve sank und Helmut auf wunderschönen Schlittenfahrten durch schweigende Wälder gefundete – auch Johanna erholte sich von den schrecklichen Nachtwachen –, da enthüllte sich dem jungen Menschen, den der Zufall an diesen Strand geworfen hatte, das Gesicht der Stadt Nifchni-Tagil im Ural. Bald erkannte er, daß auch hier Welt war, Schickfal, Liebe, Haß und große Freundschaft.

Nifchni-Tagil soll auf koreanisch »Großes Glück« heißen. Das wußte Helmut von dem koreanischen Reifegefährten, dem Professor Wang. Dieser Wang war ein dünner, zerbrechlicher und immer freundlich lächelnder Mensch mit uraltem, gelbem Gesicht und schrägen, melancholischen Augen. Seine Hände waren sehr gepflegt und glichen Frauenhänden. Sein Herz erfüllte leidenschaftlicher Haß gegen die Japaner, die aus seinem Vaterlande eine Kolonie gemacht hatten.

»Korea,« sagte er einmal, »Korea ist die Wiege der asiatischen Kultur. Wir haben China erleuchtet. Die Japaner sind wie Affen. Sie machen alles nach.«

Auf allen Meetings war die japanische Bedrückung Koreas das Hauptthema seiner Reden. Und als er einmal sprach, zog er ein weißes Tuch aus der Tasche, zerfetzte es und rief mit fanatischem Götzengesicht:

»So wird das koreanische Volk die Japaner zerreißen!«
Großes Glück!

Ja, auch durch diese Stadt ging einmal das große Glück. Platin wurde gefunden und auch ein wenig Gold. Aber in jenem Winter, als Helmut und Johanna in Nifchni-Tagil waren, gab es sehr wenig Glück. Das Adelskapital, in dessen Händen die Gruben lagen, war schon im Krieg zusammengebrochen. Und jetzt war Revolution und Bürgerkrieg. Aber die Stadt lebte. Sie fußte auf guter Erde. In der Erde lag das andre Metall, wichtiger als Gold und Platin, lagerte in mächtigen Bergen und Bänken das wertvolle Eisen.

Auf seinen Spaziergängen sah der Gefundete das blatternarbige Gesicht der kleinen Stadt, die ewigen Holzhäuser mit geschnitzten Türen und Fassaden, die breiten und viel zu großen Straßen und Plätze, er sah auch die kleinen sibirischen Pferde, die verkümmerten Kühe und die schwarzen Ziegen. Vom vereisten Fluß kamen Frauen, in das Joch der Wasserträger gebeugt.

Der Führer und Machthaber der Stadt hieß Wolkow. 1906 wurde dieser Wolkow als Politischer zu lebenslänglicher An siedlung in Sibirien verurteilt. Nach sechs Jahren konnte er fliehen. Dann lebte er unterirdisch in der Ukraine, im Ural, in Tambow und Moskau und wurde nach der siegreichen Revolution nach dem schwarzen Ural abkommandiert. Die früheren Herren der Stadt waren die Demidows.

Durch seine Krankheit kam Helmut dem Chefarzt des Krankenhauses etwas näher und hörte von ihm zum erstenmal von den Demidows. Der Arzt hieß Lomoff und war früher einmal ein berühmter Professor in Moskau gewesen. In Berlin und Paris hatte er studiert. Jetzt war er zur Zwangsarbeit in den Ural verschickt worden. Seine Zwangsarbeit bestand darin, daß er unbefränkter Herr über ein Krankenhaus mit sechstausend Monatsdurchgängen war. Er tat seine Pflicht, operierte, untersuchte, heilte, laborierte und kämpfte mit Moskau einen erbitterten Kampf um Medizin und ärztliche Instrumente. Er blieb in der kleinen Stadt, trotzdem ihm von Perm eine Professur angeboten war.

»Nein, Herr, ich bleibe hier,« sagte er einmal zu Helmut, »es kann ja nicht ewig dauern. Einmal werde ich schon nach Moskau zurückkommen.«

»Ja, und dann haben Sie alle Hände voll Arbeit. Und Möglichkeiten über Möglichkeiten, mit der Welt in Verbindung zu kommen«, antwortete Helmut. »Aber sagen Sie mir bitte,« fuhr er fort, »was ist das für ein Mensch, den Sie da an der Wand hängen haben?«

»Ach,« sagte Lomoff leichthin, »das ist eine Lokalgröße. Das ist der letzte Demidow.«

»Erzählen Sie von den Demidows,« bat Helmut, der das Bild mit neugierigen Augen betrachtet hatte und viel Hochmut darin zu lesen glaubte, »bitte, erzählen Sie doch. Dieser Mensch hat das Gesicht eines Emporkömmlings, der sich seiner Herkunft schämt.«

Lomoff lachte leise.

»Hören Sie,« begann er dann mit dozierender Stimme, »was ich Ihnen erzähle, ist eine echt russische Geschichte. Der erste Demidow war ein Arbeiter, ein Schmied, wenn ich mich nicht irre. Unter Peter dem Großen tauchte er zum erstenmal auf. Was Peter für ein Titan war, werden Sie wohl wissen. Der damalige Lenin, wenn ich es so nennen darf. Nun gut. Der Schmied Demidow und der Zar Peter wurden Freunde. Demidow mochte sich irgendwie bemerkbar gemacht haben, oder vielleicht spielte der Zufall eine Rolle in der seltsamen Bekanntschaft, ich weiß es nicht, nur das weiß ich, daß Peter den Schmied in den Ural schickte und mit großen Ländereien beschenkte. Der Ural war damals vollkommen unerforscht und tausendmal mehr Wüste als jetzt, müssen Sie wissen. Und nun kommt der Schmied, setzt sich fest, hat Riefenfäuste und ein eisernes Herz und begründet die Herrschaft seiner Familie. Das war in der grauen Zeit, als man noch Leibeigne kaufen konnte. Nun gut, der Schmied Demidow kaufte sich Leibeigne und setzte sich auf die Erzgrube, die Sie ja auch besichtigt haben. Das war eine Goldgrube. Unerföpflich, sage ich Ihnen. Unfreie Ingenieure wissen heute noch nicht genau, wieviel hunderttausend Tonnen da schlummern. Dann wurden Straßen gebaut, Erz wurde gewonnen und verhüttet und viel Geld verdient. Viel, viel später kam die Eisenbahn. In das Licht der Geschichte aber, wie man so zu sagen pflegt, traten die Demidows erst im Jahre 1850, als einer von ihnen in Italien eine Maria Buonaparte heiratete, geadelt wurde und in den Fürstenstand trat...« Lomoff schwieg eine kleine Weile und sagte dann lächelnd: »Das war bis jetzt eine russische Geschichte, Herr, aber nun kommt Weltgeschichte!«

»Weltgeschichte?« fragte Helmut erstaunt. »Weltgeschichte in Nischni-Tagil?«

»Ja,« sagte Lomoff und lächelte wieder, »Weltgeschichte im schwarzen Ural, Herr. Denn der Fürst Demidow war es, der den Staatsreich seines Veters, des dritten Napoleon von Frankreich, mit finanzierte!«

»Das war der erste Fürst Demidow,« sagte Helmut nachdenklich und suchte den Ausgleich, »aber wo ist der letzte Fürst? Der Mann mit dem kalten Gesicht?«

»In London. Er hat sein Vermögen gerettet«, antwortete Lomoff.

In das Lichtbild der Demidows malte Hans Schubert, Student der Medizin, aus Wien gebürtig und hier Iwan Petrowitsch genannt, die schwarzen Striche und Schatten. Schubert war schon sechs Jahre in Rußland, hatte sich nationalisieren lassen und lebte mit einer russischen Frau zusammen.

»Hören Sie, Helmut,« sagte er eines Tages, als der Genesende mit Johanna bei ihm saß, »glauben Sie nicht, daß ich mit leichtem Herzen Ruffe geworden bin. Ich wohne jetzt in einem Blockhaus und werde Iwan Petrowitsch genannt, aber mein Hauptname ist doch Schubert . . . Da sind so viele Erlebnisse und Verstrickungen, so viele Fäden eines Netzes, die man nur mit klugen Fingern anfassen und vielleicht auch einmal lösen kann. In Jekaterinenburg lernte ich meine Frau kennen. Sie war Krankenschwester und hatte ein kleines Kind. Nadjeschda heißt das Kind. Wissen Sie, ich war Feldscher, und die Tischechen hatten mich im Gefangenenlager halbtot gequält. Ich war elend und schwermütig wie meine Frau, als ich sie kennenlernte. Leid bringt die Menschen fester zusammen als Freude. Da haben wir uns zusammengetan und haben nun selbst ein Kind. Iwan heißt er nach dem Vater. Und nun will und kann ich nicht mehr fort. Helmut, ich habe Wurzeln geschlagen, und dann gibt es viel Arbeit für mich. Vierzig Stunden müßte der Tag haben!«

Johanna hatte sich zu der russischen Frau gesetzt und spielte mit den Kindern. Sie verstand wenig Russisch, aber ihre Zärtlichkeit wurde doch verstanden und zurückgegeben. »Ich verstehe,« sagte Helmut nachdenklich, »die Kreatur Mensch muß Sie als Arzt besonders interessieren. Ihre Leiden und Schmerzen und all der Jammer . . .«

»Bin noch nicht Arzt,« wehrte Schubert ab, »ich bin erst Feldscher, aber Sie haben recht, Helmut. Wir alle sind auf einen Posten hingestellt und müssen aushalten. Und wenn es ganz schlimm kommt, dann erst recht . . . Hier in Nischni-Tagil waren zum Beispiel die Demidows. Sie haben ja das Bild beim Chefarzt gesehen. Nun, der Mann wartet jetzt in London auf die Zeit, da er wieder im Ural herrschen kann. Ich habe ihn nicht gekannt, ich kenne nur die Erzählungen über seine Sippschaft. Die Demidows, wissen Sie, Helmut, waren die großen Blutfauger über der Stadt. Als sie am Anfang noch ganz allein über den Gruben und Schmelzöfen saßen, bauten sie auch Schulen und stifteten für Kirchen und Klöster. Auch das Krankenhaus, in dem Sie gelegen haben, stammt von den Demidows. Und die Bergschule haben sie begründet. Eine philanthropische Ader, meinen Sie? O nein, die Adern der Demidows waren aus Eisen, wie die Adern ihrer Erzgruben.«

Der junge Feldscher schwieg. Der Samowar fummte auf dem Tisch. Johanna spielte mit dem kleinen Iwan. Die russische Frau lächelte, wie alle Frauen in der Welt über ihre Kinder lächeln.

»Die Bergschule wurde von den Demidows begründet,« wiederholte Schubert, »ja, und das klingt ganz schön, aber auf dieser Schule bekamen die Schüler keine Zeugnisse nach der Reifeprüfung. Sie mußten also ewig in Nischni-Tagil und bei den Demidows bleiben. Sagen Sie selbst, Helmut, war das nicht eine verschleierte Art der Leibeigenschaft? Nun, später wurde die Bergschule verstaatlicht. Andre Geldleute kamen und griffen die Vormacht der einen Familie mit neuen Gruben und Hütten an. Und nun zogen die Demidows die letzten Kopeken aus ihren Stiftungen, von der Schule und auch vom Krankenhaus. Jetzt lohnte sich's nicht mehr. Jetzt mußte der Staat das schwarze Volk aufklären und abrichten. Mit der Eisenbahn kam auch die Zivilisation in die Bergwälder, was heutzutage Zivilisation genannt wird, um Kultur vorzutäuschen, Helmut . . .«

»Der Tee ist fertig,« sagte die russische Frau, »kommt, teure Gäste, an unsern Tisch!« Helmut und Johanna bekamen die Ehrenplätze, und als der Tee in den Gläsern dampfte, sagte die Russin feierlich: »Der erste Besuch aus der Welt!«

»Eines muß ich Ihnen noch erzählen, Helmut,« begann Schubert noch einmal, »und das ist ein echtes Demidowstück. Durch hohe Löhne wurden ausländische Ingenieure hierhergelockt, und neben diese Fachleute stellte man gewitzte Jungens von der Bergschule. Und wenn die jungen Fische genug gelernt hatten, so viel nämlich, um hier den primitiven Betrieb aufrechtzuerhalten, nun, da wurden die Fremden brutal entlassen und auf die Straße gesetzt. Ein Skandal löste den andern ab. Da mußte sogar die kaiserliche Regierung eingreifen.«

»Und darum bleiben Sie in Nischni-Tagil, Iwan Petrowitsch, lieber Hans Schubert,« sagte Helmut, von einer plötzlichen Eingebung erleuchtet, »darum bleibst du mit in Nischni-Tagil, daß der große Demidow in London seine Erzgrube nicht mehr ausbeuten kann?«

»Ja, vielleicht auch darum,« antwortete der kleine Feldscher aus Wien und lächelte. »Und vergiß nicht, Bruderherz,« fuhr er fort, »daß ich hier sehr gut gebraucht werden kann. Es sei denn, ich werde zu den Baschkiren abkommandiert . . .«

»Zu den Baschkiren?« fragte Johanna.

»Ja, zu den Baschkiren,« sagte die Russin sehr leise. »Zu den Baschkiren. In das Seuchengebiet . . .«

*

Da ist im fernen Ural die kleine Stadt Nischni-Tagil. Auch dort ist Welt, Schicksal, Liebe, Haß und große Freundschaft. Eisen wird gebrochen. Platin wird gefunden. Die Wälder schweigen und faulen. Kirchen und Klöster stehen da mit weißen, goldnen, grünen und blauen Kuppeln. Die Walzwerke klirren. Die verwilderten sibirischen Pferde traben vor den Schlitten oder den einfachen Wagen. Endlos stürzen die Berge des Urals vom hohen Norden nach den sommerlichen Steppen des fruchtbaren Südens.

Herr Lomoff ist wohl jetzt in Moskau, oder er hat die Professur der Stadt Perm doch angenommen. Der Fürst wartet immer noch in London und denkt an die unerforschliche Erzgrube. Hans Schubert, der kleine Feldscher aus Wien, hat viel zu tun. Viele Stunden weit wandern und kutschieren die Bauern zu ihm. Vierzig Stunden sollte der Tag haben und nicht nur vierundzwanzig. Aber vielleicht ist Hans Schubert gar nicht mehr in Nischni-Tagil. Vielleicht ist er zu den Baschkiren ins Seuchengebiet abkommandiert worden und an der Pest gestorben . . .

FÜR UNSERE BÜCHEREIEN

I. Zehn Bücher über Japan.

Der »Ferne Osten«, wie man so gern neuerdings die großen Kulturländer und Kulturvölker Asiens mit einem Schlagwort nennt, steht seit Jahren im Vordergrund der Weltaufmerksamkeit. In unseren Tagen ist es vorwiegend China, seit langer Zeit aber schon Japan, das alle Blicke auf sich lenkt. Die Literatur über das »Land der aufgehenden Sonne« ist sehr reichhaltig, ja fast unübersehbar. Die älteren Werke sind für unsere Büchereien zu teuer und zum Teil auch unauffindbar.

Eines der ältesten Bücher über Japan, das des holländischen Arztes *Engelbert Kämpfer*, aus dem 17. Jahrhundert ist heute eine der größten bibliographischen Raritäten. Auch das ausgezeichnete Werk des deutschen Gelehrten *Philipp Franz von Siebold*, der von 1822 bis 1830 in Japan Forschungsreisen unternahm und dann aus dem Lande verbannt wurde, ist in der unvollendet gebliebenen ersten Ausgabe eine große Seltenheit. Die 2. Auflage unter dem Titel: *Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan*, ist von den Söhnen des Verfassers bearbeitet und ergänzt im Jahre 1897 bei Leo Woerl in Würzburg herausgekommen. Den größeren Büchereien ist anzuraten, dieses Werk zu kaufen, wenn es etwa hier und da noch im Antiquariats-Buchhandel auftaucht.

Daselbe gilt von dem wertvollen Buche des Engländers *A. B. Mitford, Geschichten aus Altjapan*, in einer deutschen Übersetzung von J. G. Kohl bei F. W. Grunow in Leipzig. 1875 erschienen. Mitford war Sekretär der englischen Gesandtschaft in Japan. Er kam mit allen Klassen der Bevölkerung in Berührung und lernte auf Reisen und Ausflügen Land und Leute sehr gut kennen.

Für die neuere und neueste Zeit erscheinen mir 10 Bücher über Japan für unsere Büchereien, mindestens für die größeren, als notwendig.

Da sind zuerst die wunderbaren Aufsätze *Lafcadio Hearn*s zu nennen, die in guten deutschen Übersetzungen von Berta Franzos bei Rütten & Loening in Frankfurt a. M. erschienen sind. Die Aufsätze Hearn's sind in 6 Büchern zusammengefaßt, deren jedes gebunden 4,50 Mark kostet. Die Titel der Bücher lauten: *Izumo, Kwaidan, Kijushu, Buddha, Lotos, Kokoro*.

Eine Auswahl aus Hearn's Werken unter dem Titel: *Das Japanbuch*, ist für 4 Mark im gleichen Verlage zu haben. Dieses Buch muß unbedingt auch jede kleine Bücherei anschaffen. Stefan Zweig hat für dieses Auswahlbuch eine ausgezeichnete Vorrede geschrieben, aus der der Lebensgang und die Bedeutung des merkwürdigen Menschen hervorgeht, der als Engländer geboren wurde, dann lange Zeit in Amerika lebte und endlich 14 Jahre lang in Japan wirkte und gewissermaßen selbst ein Japaner wurde.

Die Verfechter der »neuen Sachlichkeit« mögen ihn noch so sehr als »Romantiker« mit einer Handbewegung abtun wollen, es bleibt dennoch richtig, was Stefan Zweig über ihn schreibt:

»Als Erster und Letzter zugleich hat er uns und dem Japan von heute, das sich mit beängstigender Eile von sich selber fortverwandelt, einen Traum vom alten Nippon festgehalten, den die Nachfahren später so lieben werden, wie wir Deutschen die Germania des Tacitus. Einst, wenn die Menschen dort „das Lächeln der Götter nicht mehr verstehen werden“, wird diese Schönheit noch lebendig sein und die Späteren ergreifen als bedauerndes Befinnen an ihre selige, viel zu früh verlorene Kindheit.«

Für das Japan der Zeit vor dem Weltkriege bietet einen guten Einblick das Buch *Fritz Kummers: Eines Arbeiters Weltreise*, in 2. Auflage 1924 in der Thüringer Verlagsanstalt in Jena herausgekommen. Preis 7,50 Mark gebunden. Der dritte Teil des Werkes behandelt auf zirka 130 Seiten »Das Land der aufgehenden Sonne«. Fritz Kummer war 1912 vier Monate lang in Japan. Neben einer Darstellung der geschichtlichen Entwicklung Japans findet man in vorzüglicher Weise die gesellschaftlichen Zustände und das Arbeiterleben dargestellt.

Ein umfassendes Werk über die heutigen Gesellschaftszustände und vor allem über die Arbeiterbewegung Japans fehlt leider noch. Was bei uns darüber bekannt ist, findet sich zerstreut in Zeitungen und Zeitschriften.

Ein auch für kleine Büchereien unentbehrliches Buch ist: *Dr. Karl Haushofer, Japan und die Japaner. Eine Landeskunde*. Verlag B. G. Teubner. Leipzig 1923. Preis 6 Mark. In 5 Abschnitten gibt der bekannte Münchner Geopolitiker eine grundlegende Darstellung über Lage, Landkörper und Seeraum des Sonnenaufgangreiches, Inselraffte und Reichsbevölkerung; der Mensch im japanischen Erdraum. Der Einzelne und die Familie in Recht und Staat. Staatswohl. Das japanische Reich als staatliche Lebensform und die wichtigsten Tatsachen seiner Entwicklungsgeschichte. Siedlung, Verkehr und Wirtschaft im japanischen Erdraum. Zuletzt sei noch ein sehr anschauliches Buch genannt, das das Ehepaar *Hermann und Luise Thoms* zu Verfassern hat: *Weltwanderung zweier Deutschen*. Dresden 1924. Theodor Steinkopf. Preis 12 Mark. Thoms ist ein berühmter Pharmazeut, und manche Darstellungen des Buches stehen unter dem Gesichtswinkel seiner Fachwissenschaft. Darüber hinaus aber ist Japan, das Land und das Volksleben in prächtiger Weise geschildert. Das ist um so anziehender, als die beiden Weltwanderer 1923 das große Erdbeben in Japan miterlebten.

Das allerneueste Werk über Japan: *Molisch, Im Lande der aufgehenden Sonne*, ist in diesen Blättern schon erwähnt worden. Schade, daß es sehr teuer ist, und daß deshalb wohl nur die größten unserer Büchereien es werden erwerben können.

Gustav Hennig (Gera)

II.

Hermann Wendel: Aus der Welt der Südfawen. Politisches, Historisches, Sozialistisches, nebst zwei Südfawienfahrten und Nachdichtungen südfawischer Lyrik. 282 Seiten. Verlag J. H. W. Dietz Nachf. Berlin 1926. Pappband, Preis 8 Mark. Das Buch kommt gerade recht, um zu dem jetzt aktuellen Balkankonflikt Aufklärung zu vermitteln. »Will man gegen andere Nationen gerecht sein, so muß man ihre Probleme kennen (Mafaryk)«, ist der Leitspruch. Uns Deutschen stecken noch von der unseligen Kriegshetze her viele falsche Vorstellungen über das Land der Serben, Kroaten und Slowenen im Kopf. Wendel ist einer der wenigen Menschen in Deutschland, die den Balkan und besonders Südfawien aus eigener Erfahrung kennen. Er unternimmt es, uns eine richtige Auffassung über den jungen Staat zwischen Donau und Adria zu verschaffen. Das Werk ist, da es zum Teil auf Zeitungsartikel-Folgen Wendel's fußt, nicht besonders übersichtlich im Aufbau, doch liest man es mit Gewinn. Einige beigegebene Übersetzungen serbischer Lyrik, zarte, tiefe, eigenartige Dichtungen, zeigen, daß im südfawischen Volke auch kultur-schöpferische Kräfte am Werke sind.

ef-



DAS SCHIFF

BEIBLATT DER TYPOGRAPHISCHEN MITTEILUNGEN

SCHRIFTFLEITUNG: ERNST PRECZANG, BERLIN SW 61, DREIBUNDSTRASSE NR. 9

NUMMER 8 · AUGUST 1927

Die Entwicklung der Sprache

Eine Höherbildung des Denkens ist unmöglich ohne die *Entwicklung der Sprache*. Zwar besitzen schon die meisten höher organisierten Tiere eine Gebärden-, Mienen- und Augensprache, und auch durch Töne verschiedener Art verstehen sie sich, wie wir das ja auch bei unseren Stummen und kleinen Kindern sehen, uns verständlich zu machen. Allein die Fähigkeit, feine Gefühle, Begierden und vor allem Gedanken durch ganz bestimmte Laute, Wörter und Wortverbindungen (Sätze) zu äußern und zugleich höher zu entwickeln, d. h. die Sprache im engeren Sinne, besitzt nur der Mensch.

Ihre Entwicklung steht, wie wir dies ebenfalls wieder am besten bei unseren Kindern beobachten können, im engsten Zusammenhang mit derjenigen feiner feilischen Eigenschaften. Ähnlich müssen wir uns auch die *Entstehung* der Sprache in der Urzeit denken. In den ersten Sprachlauten sind Fühlen, Begehren und Vorstellen, wie das ja auch in Wirklichkeit ist, noch ganz eng miteinander verbunden, kaum voneinander zu trennen. Der *Laut* bildet nach dieser frühesten Stufe des menschlichen Lebens — bei einzelnen wie bei ganzen Stämmen — noch den unmittelbaren Ausdruck der Empfindung, z. B. der Freude, des Schmerzes oder des Abcheus. Sobald dann der Mensch im Lauf der Zeit dazu gelangt, auch feine Sinneswahrnehmungen, zuerst die des Gehörs, durch die Sprache auszudrücken, so erfolgt ihre Wiedergabe natürlicherweise meist durch eine ähnliche *Klangbildung*. Man denke an die sogenannte Kindersprache, z. B. Wau-wau für Hund, Muh-muh für Kuh, Puff-puff für Eisenbahn u. ä., oder auch an die der Naturvölker. Indem nun der Sprechende sich dem Hörenden auf solche Weise verständlich zu machen wußte, und zwar bei der Wiederkehr des nämlichen Anlasses durch den nämlichen Laut, war der

Anfang einer Sprache, eben als Verständigungsmittel, gegeben. Der anfängliche Warn-, Lock- oder Schreckensruf, den auch die Tiere kennen und üben, entwickelte sich aus einem bloßen Ausdruck des Gefühls zu einem solchen des Gedankens. Er wurde zur Bezeichnung des ihn hervorrufenden Ereignisses. So entstand die erste, noch ganz aus unverbundenen Lauten, dann Wörtern bestehende Erzählung.

Die ältesten Bestandteile aller Sprachen, die in der Regel einförmigen, jedem Sprachforscher bekannten und von jedem guten Lehrer den Schülern erklärten sogenannten *Sprachwurzeln* — aus denen noch heute der Chinese ganz mechanisch feine Wörter und Namen zusammengesetzt, z. B. Kuo-min-tang — sind höchstwahrscheinlich zuerst teils aus Ausrufen verschiedenster Art, teils aus nachahmenden Klangbildern entstanden, die der Mensch mit seinen immer feiner entwickelten Sprach- und Hörorganen immer reicher und mannigfaltiger auszubilden vermochte. Natürliche Voraussetzung für den Gebrauch war dabei unmittelbar einleuchtende Verständlichkeit und leichte Nachahmbarkeit. Ursprünglich bedeutet ein Wort nur die bestimmte Einzelwahrnehmung, mit der es verknüpft wurde; dann fand es auf einen weiteren Kreis verwandter Wahrnehmungen Anwendung; wie z. B. das kleine Kind jeden Mann Papa, später Onkel nennt. Zuerst haben alle Wörter jedenfalls eine *finnlich-anfhauliche* Bedeutung gehabt, eine mit den Sinnen wahrnehmbare Sache oder Handlung (z. B. einen Schlag, das Schlagen) bezeichnet, bis sie dann, im Zusammenhang mit der allmählichen Ausbildung des Verstandes einzelner Menschen oder ganzer Völker, von diesen finnlich wahrnehmbaren Handlungen und Dingen »abgezogen« (abstrahiert), auf einen »abstrakten«, geistigen

Begriff (das Schlagen des Feindes in einer Schlacht, oder noch feiner, des Gegners im Spiel) übertragen wurde. An Hunderten von Beispielen aus allen Aufbau Sprachen der Welt könnte man zeigen, wie sich so aus der ursprünglichen sinnlichen Bedeutung eines Wortes eine »übertragene« entwickelte. Insbesondere erinnern wir an die sogenannten Präpositionen (Vor- oder Verhältniswörter), von denen jede sich der Reihe nach ein örtlicher, zeitlicher und übertragener oder bildlicher Sinn nachweisen läßt; etwa von der Präposition »vor« in den Beispielen: Der Tisch steht vor mir; 753 Jahre vor Christus; Macht geht vor Recht.

Zur lebendigen Verdeutlichung aller dieser Vorgänge in der historischen Entwicklung der Sprache kann uns (worauf wir ja schon mehrfach hinwiesen) die allmähliche Sprachentwicklung jedes normalen Kindes dienen. Denn es steht mit der Sprachgeschichte ebenso, wie mit der körperlichen Entwicklungsgeschichte des Menschen überhaupt: Die Entwicklung des gesamten Geschlechtes wiederholt sich, wenn auch in sehr abgekürzter Form, bei jedem einzelnen Menschen, was, soviel wir wissen, der berühmte Darwinist Ernst Haeckel zuerst formuliert und das »biogenetische« (= auf die Entwicklung des Lebens bezügliche) Grundgesetz genannt hat. Das Kind, das anfänglich, gleich den Tieren, nur »unartikulierter« (nicht bestimmt gegliederter und abgegrenzter) Laute fähig ist, lernt nur im beständigen Verkehr mit andern bewußten und stimmbegabten Wesen allmählich ein sich immer feiner ausbildendes, immer selbständiger werdendes Sprechen. So auch die Völker im Laufe ihrer vieltausendjährigen Entwicklung.

Es wäre an sich verlockend, auf manche Erscheinungen der Sprachentwicklung näher einzugehen. Wir könnten z. B. darauf hinweisen, daß die Sprache im Anfange bildvoller, gleichnishafter, anschaulicher war und bei den Naturvölkern noch ist. Man denke nur an das, was wir uns aus den Indianererzählungen unserer Jugend noch erinnern, oder auch: an die weit naturhaftere Sprache einfacher und natürlich denkender Menschen aus dem Volke, namentlich dem Landvolke. Während die Sprache unserer meisten Gelehrten, und vielleicht noch mehr unserer Kaufleute, Techniker und Journalisten, besonders der großstädtischen, zwar immer »zivilisierter«, aber auch immer abstrakter und unlebendiger wird, insbesondere sich selbst durch völlig unnötige Aufnahme nichtsagender oder unverständlicher Fremdwörter verhandelt.

Mit dieser anfänglich stärkeren Sinnlichkeit und Sinnbildlichkeit der Sprache hängt es zusammen, daß die Poesie älter ist als die Prosa, daß sie, nach dem Worte des alten Hamann, des »Magus aus dem Norden«, die »Mutter Sprache des menschlichen Geschlechts« gewesen ist. Davon rührt es weiter her, daß auch die Sprachlaute in allen Sprachen anfangs voller waren, sich erst allmählich wie sonstige Dinge bei allzu häufigem oder langem Gebrauche abgegriffen haben. Man stelle nur nebeneinander den Anfang des gotischen Vaterunfers, wie er uns in der Bibelübersetzung des westgotischen Bischofs Ulfila (= Wölflein) aus dem vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung aufbewahrt ist, mit unserer heutigen Form. Da heißt es: Atta unfar thu in himinarn, gegenüber unserem jetzigen abgeschwächten: Vater unser, der du bist im Himmel; und: wairtha wilja Ateins, anstatt unseres: Es werde dein Wille (Dein Wille geschehe). Oder man vergleiche den derb-volkstümlichen Stil unseres alten Luther mit der gelehrten Schrift eines heutigen Theologen!

Ähnlich steht es mit der Entwicklung unserer Satzbildung. Die ältere Sprache fast aller Völker redet, wie die unserer Kinder ausschließlich, beinahe nur in sogenannten Hauptsätzen. So finden sich in den Volksdichtungen des alten Griechen Homer, der Odysee und der Ilias, kaum irgendwelche Nebensätze, die mit »daß«, »weil«, »obgleich« usw. anfangen; ebenfowenig in dem Nibelungenlied unsers deutschen Mittelalters. Die Zusammenstellung von Haupt- und Nebensätzen entspricht aber einer ausgebildeten Stufe des Denkens, ist daher wohl am stärksten bei den philosophischen Denkern zu finden, soweit sie nicht, wie Nietzsche, mehr Künstler als Fachphilosophen sind. Auch bei den letzteren sind natürlich die größten Verschiedenheiten vorhanden, sogar innerhalb ihrer eigenen Entwicklung. So schrieb z. B. der jüngere Kant in kurzen und klaren Sätzen, der reife Philosoph dagegen baute aus lauter fachlicher Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit zuweilen wahre Satzungefüme mit zahlreichen eingeschachtelten Überfätzen auf, so daß der Komponist Karl Friedrich Zelter seinem Freunde Goethe folgendes hübsche Geschichtchen davon erzählen konnte: Als Kants alter Stubenkamerad von der Studentenzeit her, der inzwischen Geheimer Finanzrat gewordene Wlömer, ihn einmal nach vierzig Jahren besuchte, fragte ihn der Philosoph: »Hast du Geschäftsmensch wohl auch einmal Luft, meine Schriften zu lesen?« Darauf sagte Wlömer:

»Oja! Und ich würde es noch öfter tun, nur fehlen mir die Finger.« Kant: »Wie versteh' ich das?« Wlömer: »Ja, lieber Freund, Eure Schreibart ist so reich an Klammern und Vorbedingtheiten, welche ich im Auge behalten muß; da setze ich dann den einen Finger aufs Wort, dann den zweiten, dritten, vierten, und ehe ich das Blatt umschlage, sind meine Finger alle!« Und doch sind lang ausgeflossene Satzgefüge (»Perioden«) nicht immer unübersichtlich, wie einer der längsten Sätze, die Kant wohl hat drucken lassen, in seiner »Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft« (Seite 150—152 meiner Ausgabe in der »Philosophischen Bibliothek«) beweist, der die respektable Länge von vollen anderthalb Seiten ziemlich engen Drucks besitzt und dennoch ganz übersichtlich die religiöse Rückständigkeit des Mittelalters beschreibt. Wie denn überhaupt *innere* Klarheit des Inhalts die Hauptsache ist und darum auch derselbe Goethe einmal zu Schopenhauer sagte: »Wenn ich eine Seite im Kant lese, wird mir zumute, als träte ich in ein helles Zimmer.«

Indessen wir können an alle diese Dinge nur im Vorbeigehen erinnern und kehren zum Schlusse wieder zu unserem engeren Thema, der Frage zurück: In welcher Weise hängt die Sprache mit der Ausbildung des Denkens zusammen? Wohl läßt sich ein wortloses Denken, z. B. beim Schach- oder Kartenpiel, oder bei der Lösung mathematischer, mechanischer oder künstlerischer Aufgaben, vorstellen. Aber selbst ein solches muß sich schließlich doch, falls es nicht völlig verschwommen sein will, ganz bestimmter, in Worten ausdrückbarer Vorstellungsbilder bedienen. Im ganzen wird man dennoch behaupten können, daß eine Höherentwicklung unseres

Denkens ohne den Gebrauch der Sprache unmöglich ist. Unsere Gedanken vermögen doch nur dann wirklich zu unserem Besitze zu werden, wenn wir sie in *Worte* umzusetzen imstande sind, und erst, sobald wir Worte dafür geprägt haben, können sie zum Besitze anderer werden. Wenn uns dagegen die Worte fehlen — man denke nur an das Lesen oder Verstehen fremder Sprachen —, empfinden wir das als ein Hindernis des Festhaltens oder weiteren Vordringens unserer Gedanken. Bei lebhaftem Denken oder aufmerksamem Lesen sprechen wir, ohne daß wir uns dessen bewußt werden, innerlich, wenn auch in stark abgekürzter Form. Selbst bei Lähmung eines Stimmbandes oder Verlust einer Zungenhälfte kann die Sprache fortbestehen, während die geringsten Verletzungen bestimmter Gehirnwindungen die Fähigkeit klarer Wortbildung zerstören können. Auch der plötzlich stumm Gewordene ist noch imstande, in Worten zu denken, da er doch die Sprachbilder in sich trägt. Dagegen möchten wir bezweifeln, ob der taubstumm Geborene sich zu so verallgemeinerten und abstrakten Begriffen, wie: Seele, Tugend, Staat, Landtag u. ä. erheben kann; wir wissen allerdings nicht, wie weit ihm der heutige Taubstummen-Unterricht durch verfeinertes Mienen-, Lippen- und Fingerpiel zu Hilfe zu kommen vermag.

Jedenfalls steht, und darauf wollten wir hinaus, unsere gesamte Denktätigkeit nicht bloß in engster Beziehung zu ihrer körperlichen (»physiologischen«) Grundlage, sondern auch zu den Vorgängen der Wortbildung, des Bedeutungswandels der Worte (auch ein sehr interessantes Kapitel!), der Satzfügung und vieler verwandter Erscheinungen. Prof. Dr. Karl Vorländer, Münster i. W.

Die Sprachen Europas

Gegenüber der verwirrenden Mannigfaltigkeit der orientalischen Sprachen und Schriften erscheint den meisten das sprachliche Bild Europas leicht als eintönig. Es ist wenig bekannt, daß es in Europa außer dem indogermanischen Sprachstamm noch eine ganze Reihe anderer Sprachstämme gibt. Die Entwicklung und Ausbreitung, aber auch die Verdrängung oder gar das Erlöschen der verschiedenen Sprachen Europas und ebenso ihr gegenseitiges Verhältnis und die heutige Verteilung im einzelnen zu schildern, würde zugleich eine Schilderung der kulturellen Entwicklung Europas bedeuten. Handel, Krieg, Eroberungsfahrten, Volkswanderungen (sei es durch Verdrängung oder durch Naturereignisse), Übermittlung geistigen Kulturbesitzes beeinflussen und beeinflussen auch die Sprachen, früher noch mehr als heute.

Über die Sprachen und die Sprachenverteilung im alten Europa sind wir nicht genau unterrichtet. Zu der Zeit, wo in Ägypten und Mesopotamien große Reiche mit verhältnismäßig hoher Kultur bestanden (etwa 2500 vor Beginn unserer Zeitrechnung), Reiche, deren Sprache wir aus den gleichzeitigen Schriftdenkmälern gut kennen, da ist in Europa vor den Augen der geschichtlichen Forschung noch alles dunkel. Die Sprachforschung und auch die Vorgeschichtsforschung haben uns nur so viel gezeigt, daß in dieser Zeit zwischen Ostsee und dem Schwarzen Meer Indogermanen, benachbart mit Finno-Ugriern, lebten, wobei einige Forscher das Hauptgewicht auf Skandinavien, andere auf das Gebiet des heutigen Rußlands legen. Zu dieser Zeit gab es höchstens mundartliche Verschiedenheiten im Indogermanischen, aber von einer germanischen

oder griechischen Sprache usw. kann noch keine Rede sein. Etwa ein halbes Jahrtausend später ziehen Indogermanen weiter südwestlich nach Asien, wo sie in der Folgezeit in Kleinasien auftreten und Persien sowie Indien erobern bzw. besiedeln. Einzelne indogermanische Stämme mögen schon durch die Balkanhalbinsel gezogen sein. Erst von etwa 1000 vor Christi sehen wir klarer: Der südliche Teil der Balkanhalbinsel ist von griechischen Stämmen besetzt. Um etwa 500 vor Christi stellt sich die Lage in Europa so dar: Von indogermanischen Völkern ist Westeuropa, Mitteleuropa, der südliche Teil Skandinaviens, ein Teil Osteuropas, ein Teil der Apenninenhalbinsel und die Balkanhalbinsel bewohnt, und zwar ist alles Gebiet links des Rheins und ganz Frankreich (mit Ausnahme des südlichsten Teiles) und ein Streifen südlich der Donau bis in die Alpen hinein sowie Großbritannien und Irland von Kelten bewohnt; rechts des Rheins, nördlich der Donau einschließlich der heutigen Tschechoslowakei bis westlich zum Teil über die Weichsel hinaus und in Jütland sowie Südkandinavien lebten germanische Stämme; westlich der Weichsel saßen die Slawen; der mittlere Teil der Apenninenhalbinsel gehörte den Italern (Latinern usw.); der nördliche Teil der Balkanhalbinsel war von verschiedenen indogermanischen Stämmen eingenommen, während im südlichen Teil dieser Halbinsel, auf dem Inselmeer und Kreta, sowie in Süditalien (Neapel, italienisch Napoli, aus griechisch Nea-polis »Neustadt«) und dem Küstengebiet beim heutigen Marseille und im Westen und Süden Siziliens griechische Stämme lebten. Alles übrige Gebiet Europas war von Nichtindogermanen bewohnt: Die Pyrenäische Halbinsel und der südlichste Teil Frankreichs und wohl auch Sardinien waren von den Iberern eingenommen, Nordwestitalien (und Korrika?) von den Ligurern, Ostsizilien von Sprachverwandten der Ligurer, das Alpengebiet von Rätiern, Norditalien und ein Teil der mittleren Apenninenhalbinsel von den Etruskern, an der Ostküste der Pyrenäenhalbinsel waren phönizische (karthagische) Siedlungen, den nördlichen Teil Skandinaviens hatten die Vorfahren der heutigen Lappen inne, während westlich der Ostsee im Norden und mittleren Teil Rußlands finnisch-ugrische Stämme lebten. — Die Entwicklung der letzten zwei Jahrtausende kann wohl im allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden. Die Hauptkennzeichen sind: das Zurückweichen oder Verschwinden der nichtindogermanischen Sprachen und die Verdrängung des indogermanischen Keltischen gegenüber den anderen indogermanischen Sprachen, hauptsächlich des zum Italischen gehörenden Lateinischen (Latein), des Germanischen und Slawischen. Von den Sprachen vor Beginn unserer Zeitrechnung sind uns nur die italischen und griechischen Dialekte genau bekannt, von den meisten anderen Sprachen haben wir aus dieser Zeit nur unbedeutende Sprachproben, vom Etruskischen sind uns jedoch sehr viele (leider meist nur kurze) Inschriften und längere Texte auf zwei Mumienbinden erhalten, aber trotz aller Anstrengungen ist die Entzifferung des Etruskischen bisher nicht gelungen. Nach neueren Keilschriftfunden scheint es mit dem alten Lydischen in Kleinasien zusammenzuhängen. Heute sind in dem kleinen Europa fünf ganz verschiedene Sprachstämme und eine für sich stehende Sprache vertreten, und außerdem haben wir Sprachdenkmäler einer alten bisher unentzifferten Sprache (Etruskisch)! Die Sprachen-

mischung in unferm Erdteil ist sehr groß, es gibt nur sehr wenige Sprachen, die ein zusammenhängendes Gebiet einnehmen, und es gibt fast keinen europäischen Staat, in dessen Land keine anderssprachigen Minderheiten wohnen. Der indogermanische Sprachstamm nimmt natürlich den größten Raum ein, das alte Griechische und Neugriechische, das Lateinische (ein Dialekt des Italischen) mit den aus ihm entwickelten romanischen Sprachen (Spanisch, Portugiesisch, Katalanisch, Italienisch, Sardinisch, Provenzalisches, Französisches, Rätoromanisch, Rumänisch), das Keltische (Irisch, Wallisisch, Gälisch in Schottland und Bretonisch in der Bretagne), die germanischen Sprachen (Gotisch, Deutsch, Englisch, Friesisch, Niederländisch und Flämisch, Isländisch, Dänisch-Norwegisch, Schwedisch), die slawischen Sprachen (Russisch, Ukrainisch, Serbisch, Bulgarisch, Tschechisch, Polnisch und Wendisch im Spreewald), Litauisch und Lettisch sowie das Albanische gehören zu ihm. Der zweite Sprachstamm ist der finnisch-ugrische Sprachstamm, der Ungarisch, Finnisch, Estnisch, Lappisch (im Norden Norwegens, Schwedens und Finnlands), Tscheremissisch und eine Reihe anderer Sprachen im Norden Rußlands umfaßt. Das Finnische ist übrigens noch besonders dadurch interessant und wichtig, weil es uns alte germanische Lehnwörter in ihren alten vollen Formen zeigt, wie sie uns in keiner germanischen Sprache überliefert sind, sondern nur sprachwissenschaftlich erschlossen werden. Bei dem dritten Sprachstamm, dem türkischen, denkt man gewöhnlich zuerst an das Türkische im engeren Sinne (Osmanli-Türkisch), das in Europa in Konstantinopel und Umgegend und hier und da in den früher zur Türkei gehörenden Gebieten gesprochen wird. Daneben gibt es aber noch in Rußland eine ganze Reihe von Türkisprachen, deren Gebiete zum Teil eigene Sowjetrepubliken bilden und von denen das Baschkirische mit 1¼ Millionen Sprechern, das Tschuwaschische und das Krimtürkische die wichtigsten sind. Es dürfte überraschen, daß auch der mongolische Sprachstamm in Europa vertreten ist, nämlich durch das Kalmückische. Aus der eigentlichen Heimat in Mittelasien ist während der Mongolenstürme ein Häuflein Kalmücken weit nach Westen verschlagen, es sind etwa 125 000, die westlich von der unteren Wolga bei Astrachan leben. Auch der semitische Sprachstamm war und ist in Europa vertreten, nämlich, abgesehen von dem oben erwähnten Phönizischen, durch das Arabische zur Zeit der Maurenherrschaft in Spanien vom 8. Jahrhundert bis 1492. Bedeutende Erzeugnisse der arabischen Literatur wurden in Spanien verfaßt. Die glänzendste Literaturepoche des jüdischen Mittelalters war ebenfalls in Spanien. Die sogenannte jüdische Literatur (hebräisch geschrieben; nicht zu verwechseln mit jüdisch-deutsch!) wurde etwa nach dem Jahre 1000 zum größten Teil in Europa abgefaßt. Noch heute wird das Hebräische, obwohl eigentlich jetzt eine tote Sprache, gepflegt. Mit hebräischen Buchstaben wird auch das Jiddische (Jüdisch-Deutsch), hauptsächlich in Polen gesprochen, geschrieben und gedruckt. — In den Pyrenäen wird eine mit keinem uns bekannten Sprachstamm verwandte Sprache gesprochen, das Baskische, das die Fortsetzung des oben erwähnten Iberischen ist. Es gibt heute noch etwa 600 000 Basken. Den Kaukasus habe ich, wie üblich, nicht zu Europa gerechnet; denn dann würde das geschilderte sprachliche Bild Europas noch erheblich bunter geworden sein.

Erich Pagel, Berlin

Werbt fleißig Mitglieder für die Büchergilde Gutenberg

Die Analphabetin

Ich habe eine Analphabetin gesehen. Auf der Poststation des kleinen italienischen Orts, den ich, damit er nicht noch kleiner wird, seit Jahr und Tag zu verlassen zögere. Eine Analphabetin ist hierzulande nichts Befondres. Italien kann sich rühmen, ihrer eine ganze Anzahl zu besitzen. Doch rühmt es sich dessen keineswegs. Im Gegenteil! Seltsame Gepflogenheiten haben Kulturländer . . .

Jemand schickte dieser mittelgroßen, etwa sechzig Jahre alten, freundlichen, mütterlichen, ein wenig verschmitzt aussehenden Analphabetin Geld, und sie sollte quittieren – was sie nicht konnte.

Der Posthalter lachte nervös. Er lacht nie anders. Er ist aus Mantua und leidet an einer Magenkrankheit. Grund genug, immer nervös zu lachen. Indem er wie ein Befehlshaber auf den Telegraphenapparat einhieb, den er bei alledem zu bedienen nicht abließ, beauftragte er seine schwarzgelockte und stubenluftgebleichte Gehilfin – Sonntags die gefeierte Heroine eines Liebhabertheaters –, in der Nachbarschaft zwei Standespersonen als Zeugen aufzubieten; welche Rollen der zweite Sekretär der Kommune, ein dicker, dreiflügeliger, allzeit gut aufgelegter Neapolitaner, und ein junger Mann von nicht nennenswertem Beruf übernahmen.

Mit beachtenswerter Routine und unnachahmlichem Schwung füllte der Sekretär ein Formular aus. (Auch hierfür gibt es in diesem gefegneten Lande Formulare.) Die Analphabetin malte ein Kreuz darunter, von dem die Zeugen bestätigten, daß es von niemand anderem als von ihr herrühre. Der vorgeschriebene Betrag ward ausgezahlt und die Szene zur allgemeinen Zufriedenheit beendet.

Ob sie glücklich ist, diese Analphabetin? Ob sie ein Manko spürt und einen Minderwertigkeitskomplex zu ihrem Seelenleben zählt?

Oder ob sie ihre lesen und schreiben könnenden Mitmenschen nicht anders betrachtet, als wir etwa Akrobaten, Äquilibristen oder Clowns? (Man bewundert sie, aber man verspürt, abgesehen von einem rein spielerischen Triebe, einem kindlichen Ehrgeiz, den man jedoch bald überwindet, keinerlei ernsthafte Neigung, es ihnen gleichzutun.)

Briefe, die dieser Frau geschrieben werden, bleiben ihr stumm. Zeitungen vermögen ihre Aktualitäten bei ihr nicht anzubringen. Bücher teilen ihr ihre gute oder böse Weisheit nicht mit. Dergleichen Dinge sind für sie wie für uns Grammophonplatten. Wie sehr wir auch die Augen über deren Kerben gehen lassen, wir vermögen nicht, den Inhalt daraus zu vernehmen.

Wenn sie das Geringel und Gekringel auf den Blättern, die die Welt bedeuten, überhaupt eines Blickes würdigt: wie mögen die Zeichen auf sie einwirken, von denen wir wissen, daß sie »Frische Butter« oder »Automobile Schritt fahren« oder »und beehren wir uns, Ihnen anzuzeigen« heißen? – Sicherlich wie auf Belfazar felig das Menetekel. Von der Verführung des Buchstabens nicht angefochten, von der Verführung des geschriebenen Worts nicht berührt, unschuldig im Geiste: Ist diese Frau nicht zu beneiden? Sie braucht keine Steuerdeklaration auszufüllen, keine Zeitung zu lesen, und ihr Bildungsgrad wirkt vor Gericht nicht strafverschärfend. Kuriositätenfahmler sollten sie um ein Autogramm bitten. *Offizier Kalenter, Malcesine sul Garda*

Die Wirkungen des Bergklimas

Im allgemeinen geht man zur Erholung ins Gebirge, abgesehen von den wenigen Fällen, wo es geschieht, um zu protzen. Trotz dieser zur allgemeinen Gewohnheit gewordenen Auffassung ist es ein Irrtum, anzunehmen, daß das Gebirgsklima unter allen Umständen und in jeder Form zur Erholung beitragen müsse. Vielfach ist das ausgesprochene Gegenteil der Fall. Für den Nervösen ist das richtige Gebirgsklima – von den niederen Höhen von 600 bis 700 Meter ist hier nicht die Rede – sogar eindeutig nachteilig. Leicht erregbare Leute sollten sich im Tiefland erholen und niedrig gelegene Sommerfrischen aufsuchen, da das Tieflandklima beruhigend bis lähmend wirkt. Besondere Aufmerksamkeit widmet diesem Punkt Hellpach in seinem groß angelegten Werk über die geopsychischen Erscheinungen. Im Gegensatz zum Tieflandklima hat das Bergklima eine außerordentlich erregende Wirkung. Daher kommt es, daß Nervenschwache, die sich zur Erholung ins höhere Gebirge begeben, nicht nur nicht gestärkt, sondern im Gegenteil noch kränker zurückkehren, als sie vor der »Erholungsreise« waren. Diese erregende Wirkung des Bergklimas kann sich in geeigneten Höhen und an bestimmten Orten bis zur Bergkrankheit steigern.

Die erregende Wirkung des Bergklimas äußert sich am auffälligsten auf dem Gebiete des Schlafes. Trotz aller Müdigkeit kann der des Klimas Ungewohnte nicht einschlafen, ein Zustand, der gerade bei starkem körperlichen Müdigkeitsgefühl besonders quälend zu werden vermag. Tritt der Schlaf dann wirklich ein, so ist er flach, wenig erquickend und oft von Träumen ängstlicher und schreck-

hafter Natur durchweht. Am andern Tage wechseln die jähen Kontraste zwischen Aufgeräumtheit und Unternehmungslust einerseits und kribbliger Bangigkeit andererseits, die sich bisweilen in unmotivierten Wutausbrüchen äußert. Das gilt nicht nur für das richtige Hochgebirge, in dem sogar der Anblick der landschaftlichen Gliederung meist luftbetont ist, sondern auch für hochgelegene Ebenen, sofern ihre Höhe über dem Meerespiegel eine gewisse individuell verschieden wirkende Grenze überschreitet.

Es ist überaus fraglich, ob die sogenannte Erholung im Gebirge auf einer Änderung des Stoffwechsels beruht. Wahrscheinlich kommt es bei den meisten Menschen, die ins Gebirge gehen und dort ungewohnte größere Wanderungen unternehmen, zu einer Verstärkung des Stoffwechsels, besonders des Abbaus und damit zu einer häufig erwünschten Abmagerung. Aber damit geht keineswegs eine Steigerung des subjektiven Wohlbefindens parallel. Vielmehr pflegen zahlreiche Leute sich erst nach der Rückkehr aus dem Gebirge wieder in der Ebene zu erholen, eine Nachwirkung, die mit einer erneuten Zunahme an Fett verbunden ist und wahrscheinlich auf Änderungen in der inneren Sekretion zurückgeführt werden muß.

Noch weniger ist eine Stoffwechselverbesserung beim Aufenthalt im Seeklima nachzuweisen. Vom Seeklima – schreibt Hellpach –, dessen mächtige Stoffwechselanregende Wirkung so gern gerühmt wird, konnten exakte Arbeiten überhaupt keine Stoffwechseleffekte nachweisen! Blutverbesserung, Eiweißanatz und dergleichen gehen beim heutigen Kenntnisstande lediglich in der allgemeinen

Erfahrung auf, daß viele Menschen im Höhenklima (oder Seeklima usw.) blühender aussehen und leistungsfähiger werden, sich wohler fühlen. Ob es der Fall sein wird, vorher zu beurteilen und danach die klimatherapeutischen Verordnungen zu richten: das kann den Arzt nur lange Erfahrung lehren, und auch die wird ihn nicht vor Enttäuschungen schützen. Nicht unwahrscheinlich ist die Richtigkeit der Annahme, daß der die Gesundheit verbessernde Faktor in der lebhaften Bewegung, im Aufgeben der sitzenden, ungesundeten Lebensweise in geschlossenen Räumen, in der Entlastung von dem bedrückenden, alltäglichen beruflichen Kleinkram zu suchen ist.

Bei längerem Aufenthalt in einem fremden Klima kommt es bei geeigneten Personen zweifellos zu einer mehr oder minder kompletten Gewöhnung. In dieser Hinsicht unter extremen Verhältnissen Erfahrungen zu sammeln, blieb der Mount-Everest-Expedition in Indien vorbehalten. Hier wird von General Bruce festgestellt, daß die Leistungsfähigkeit der Teilnehmer an dieser Reise sich stetig und unaufhaltsam steigerte. Das ist in diesem Falle nicht sehr verwunderlich, wenn man bedenkt, daß es sich um allgemein sportliche, wohltrainierte und vor allem an Berg gewöhnte Männer in bester Gesundheit handelte. Auch hier zeigten sich starke individuelle Unterschiede. Wirkliche Bergkrankheit trat bei diesen Leuten nur in schwerer Arbeit an steilen Hängen auf, und zwar in einer Höhe von über 6000 Meter. Das ist eine Höhe, die für den gewöhnlichen Reisenden in unseren Breiten überhaupt nicht in Betracht

kommt; doch können analoge Verhältnisse in niederen Höhen auftreten, wenn es sich um leichter reizbare, in ihrer körperlichen und seelischen Widerstandsfähigkeit beeinträchtigte Menschen handelt. Indessen kann man im allgemeinen wohl sagen, daß die Anfälligkeit für Schädigungen um so größer ist, in je höherer Lage sich der Mensch aufhält, zumal wenn er des Bergklimas und der Anforderungen, das dieses an ihn stellt, ungewohnt ist.

Jeder, der sich in größerer Höhe aufgehalten und dort körperliche Anstrengungen durchgemacht hat, weiß, daß häufig geringfügige Anlässe genügen, die körperliche Leistungsfähigkeit aufs äußerste zu schädigen. Eine schlecht verbrachte Nacht, schon leichtere Grade mangelhafter Ernährung, ein nervöser Durchfall oder eine Magenflörung können beim Bergsteigen die verhängnisvollsten Folgen haben, und sicherlich sind zahlreiche Unglücksfälle in den Bergen auf derartige scheinbare Lappalien zurückzuführen. Daraus ergibt sich zwanglos, daß das Hochgebirge kein Aufenthalt für nervöse Leute ist, mit Ausnahme von den wenigen Fällen, wo besonders günstig disponierte Individuen sich genügend lange dort aufhalten und bei allmählicher Steigerung der an sie gestellten Ansprüche sich langsam akklimatisieren können. Der Nervöse gehört in das sanfte Mittelgebirge und nicht in die mehr oder minder wilde Natur der Alpen. Ganz besonders gilt das für schwächliche und nervöse Kinder, bei denen ein Gebirgsaufenthalt in höheren Lagen oft geradezu gesundheitsverschlimmernde Wirkungen zu zeitigen vermag. Kurt Biging, Berlin

Für unsere Büchereien • Neuere Tiergeschichten

An Tiergeschichten und Tierromanen – beides soll man auseinanderhalten – ist kein Mangel mehr; Löns, Fleuron, Thompson-Seton, Jack London und viele andere haben längst Breche geschlagen. In der Arbeiterbücherei dürfen Tierbücher ebenfowenig wie in der Volksbücherei fehlen; die belletristisch und naturwissenschaftlich eingestellte Leserschaft greift gleichermaßen nach ihnen.

Aus der großen Zahl guter Tiergeschichten sollen heute einige neuere Werke herausgegriffen werden, deren Verfasser in gewissem Sinne von einem gleichen, naturnahen Standpunkt ausgehen, der sich in ihren Schöpfungen allerdings in Form und Umweltschilderung nicht miteinander vergleichen läßt.

Die drei Bücher von Bengt Berg: *Mein Freund, der Regenspfeifer*, *Mit den Zugvögeln nach Afrika*, *Abu Markub* (sämtlich Verlag Dietrich Reimer, Ernst Vohsen, Berlin), die hierhergehören, wurden an dieser Stelle schon genannt. *Bengt Berg* stehen in ihrem geistigen Forscherhabitus nahe seine skandinavischen Landsleute *Fridtjof Nansen* und *Knud Rasmussen*. Von *Nansen* hat der Leipziger Verlag Brockhaus soeben neu herausgebracht: *Unter Robben und Eisbären*. Meine ersten Erlebnisse im Eismeer. (370 Seiten, mit vielen Bildern und Karten. In Leinen gebunden, Preis 16 Mark.) Das Buch gibt keine reine Tierbeschreibung, sondern den Bericht von Nansens erster Reise ins nördliche Eismeer. Da diese Reise auf einem Robbenfängerschiff vor sich ging, ist es natürlich, daß in der Hauptsache von Robben, Eisbären und andern Bewohnern der arktischen Breiten und der Jagd auf sie erzählt wird. Wenn Nansens Reise auch schon einige Jahrzehnte zurückliegt, so ist das neue Buch keineswegs überholt. Getragen von abenteuerlicher Spannung, lieft es sich mit feinem schönen, klaren Stil sehr gut.

Von *Knud Rasmussen*, dem großen dänischen Polarforscher, liegt neu vor: *Die große Jagd*. Leben in Grönland. (Verlag Rütten & Loening, Frankfurt a. M., 176 Seiten, mit einer Karte. In Leinen gebunden, Preis 6 Mark.) Auch hier, wie der Untertitel andeutet, keine bloße Tierbeschreibung, sondern völkercundlich, geschichtlich und menschlich sehr interessante Skizzen aus dem Eskimoleben Nordgrönlands, meist Jagd und Fischfang behandelnd. Fesselnde Tiergeschichten auf Eisbär, Robbe, Walroß, Rentier, Moschusochse, Vögel und Fische. Rasmussen schreibt schlicht und einfach; die Kraft seiner Persönlichkeit erfaßt jeden Leser. Ein sehr gutes Buch!

Etwas ganz anderes sind die Bücher eines Inders:

Mukerdschi, Kari der Elefant. – *Jugendjahre im Dschungel*. Rütten & Loening, Frankfurt a. M. Je 130 S. In Leinen geb., Preis je 6 M. – Mukerdschis Bücher sind grundverschieden von allen mir bekannten Tiergeschichten. Ihm sind die Tiere nicht Objekte feiner Erzählkunst, sondern befeelte Wesen wie er selbst, in denen der »Geist des gleichen Schöpfers« lebt. Die indische Mystik klingt in diesen Büchern auf, und ein Vergleich mit z. B. Kiplings Indienbüchern ist ungemein reizvoll. – *Kari, der Elefant*, schildert Aufzucht und Erziehung des Elefanten bis zu seiner Flucht in den Dschungel; *Jugendjahre im Dschungel*, Jahre des Suchens und Wanderns, der Erlebnisse und Kämpfe im Dschungel bis zum Wiederfinden Karis und seiner Rückkehr zu den Menschen. Mukerdschis Art der Tierbeschreibung ist ganz neu und eigenartig; der geheimnisvoll-zauberhafte Dschungel ist noch nie in dieser verinnerlicht-belebten, farbig-glühenden Weise dargestellt worden. Man verschlingt diese Bücher!

Die hier genannten Werke werden allen Arbeiterbüchereien zum Ankauf empfohlen.

Herbert Frißler, Gera

Die Schrift vom Symbol bis zur Weltstenographie

Die ersten Anfänge der Schrift sind in den sogenannten Symbolen zu sehen. Ein kaukasischer Stamm, die Offen, bewahrt schon aus der grauen Vorzeit Hörner, Zähne, Felle, Schädel, Waffen und andere Dinge, fogar in bestimmter Reihenfolge auf. Dadurch will sich dieser Volksstamm an besondere Heldentaten und Ereignisse erinnern. Diese Anwendung von Symbolen finden wir fast bei allen Völkern der ältesten Zeit. Die Bewohner der Fischerinseln waren und sind noch heute in dieser Beziehung besonders erfindungsreich. Wollte der Besitzer seine Obstanlagen vor Diebstählen schützen, so schnitt er ein Palmblatt wie einen Fisch und hängte es in seinem Besitztum auf. Das sollte etwa bedeuten: »Wenn du hier stiehlest, möge dich nachher beim Fischen ein Hai verschlucken!« Auch Herodot weiß uns von solchen Symbolen zu erzählen. Es ist der Gegenstandsbrief der skythischen Könige an Darius. Sie überfandten dem Perferkönig einen Vogel, eine Maus, einen Frosch, fünf Pfeile, was folgendermaßen gedeutet wurde: »Wenn ihr euch nicht in Vögel verwandelt und gen Himmel auffliegt, o ihr Perfer, oder zu Mäusen werdet und unter die Erde euch verkriecht, oder als Frösche in die Seen springt, so werdet ihr, von diesen Geschöpfen daniedergestreckt, nicht zurückkehren.« In der Bibel hören wir ebenfalls von Symbolen. Als Laban mit Jakob einen Bund machte, errichteten sie einen Steinhäufen. Man nannte den Steinhäufen Gilead, und Laban sprach: »Der Haufe sei heute Zeuge zwischen mir und dir!« In Prag läßt ein von den Hussiten zusammengetragener Steinhäufen anlässlich eines Vertrages diese Art und Weise wieder aufleben. Bis in unsere Zeit hat sich die Sitte, Symbole zu verwenden, bewahrt: Das Rad am Haufe des

Stellmachers, das Schaumbecken vor der Tür des Baders, das Hufeisen vor der Schmiede, sie alle sind Sinnbilder, schon unserer Vorfahren.

Ein weiterer Fortschritt ist die Knotenschrift. Wie schon ihr Name sagt, wurde sie durch Schürzung von verschiedenartigen Knoten dargestellt. In Mexiko, Peru, im Reiche der Inkas war diese Schrift sehr verbreitet. Hier gab es besondere Knotenschürzer, die dieser Schrift kundig waren und bei besonderen Ereignissen solche Knoten anfertigen mußten. Ein Verwandter der Knotenschnur ist der Kerbstock, der noch heute bei den Javanern Anwendung findet. Auch das Knotenschürzen hat sich bis auf unsere Zeit erhalten; denn mancher hat die Gewohnheit, wenn er etwas nicht vergessen will, einen Knoten in sein Taschentuch zu machen. Die Knotenschrift ist mehr oder weniger eine Gedächtnisstütze; am meisten war sie auch als Zählmittel gebräuchlich. Noch heute bedienen sich die Hirten in Peru dieses Mittels, um über Zuwachs und Abgang ihrer Tiere Rechnung zu führen.

Diese Arten der Schriften, durch Gegenstände oder Knoten Mitteilung zu machen, sind allerdings sehr ungenau. Ein wesentlicher Fortschritt ist die Bilderschrift. Sie bildet überhaupt die Vorstufe zu allen uns bekannten Schriften. Besonders wurde sie von den Indianern Nordamerikas verwendet. Abgeschälte Bäume, Felswände, Baumrinden tragen ihre eigenartigen Zeichnungen und Figuren. Alles wurde in roher Weise hingemalt. Ein kleiner Kreis bezeichnete den Kopf eines Menschen, entsprechende Striche Arme und Beine. Ja, fogar abstrakte Begriffe wurden dargestellt. Das Sonnenbild stellte den Begriff »Licht« dar, das Auge »sehen«, das Ohr »hören«. Als besondere Denkmäler dieser alten

Schrift sind die Grabsteine der Indianer Nordamerikas zu erwähnen. Auf ihnen ist das Leben der Verstorbenen geschildert, was sie für Kämpfe geführt haben, wie die Jagdbeute ausgefallen ist usw. Auch das Tätowieren ist eine Bilderschrift. Manche Indianer bemalen ihren Körper mit schwarzer Farbe, wenn sie auf Rache ausgehen, mit roter, wenn sie lieben, mit weißer, wenn sie kampfeslustig sind, und mit gelber, wenn sie ihren Stolz hervorkehren wollen. Besonders künstlerisch waren aber die Figuren der Bilderschrift zunächst nicht. Allmählich traten Änderungen in der Schrift ein. An Stelle der menschlichen Figur trat nur noch der Kopf, und da die Vereinfachung immer weiterging, sah man sich schließlich genötigt, diese »Abbreviaturen« zu erlernen. In späterer Zeit hat die mexikanische Bilderschrift eine noch weitergehende Veränderung erfahren, so daß es uns heute überhaupt nicht mehr möglich ist, sie einwandfrei zu deuten. Die Träger dieser Schrift waren anfangs der behauene Stein, Grabmäler, die Fußgestelle der Götzen und Mauern der Tempel oder Paläste. In späterer Zeit erfanden dann die Mexikaner ein Papier, das aus den Fasern einer Aloe hergestellt wurde. Nun konnte eine Literatur aufblühen, und es entstanden Bücher, die bis auf 20 Meter lange Papierstreifen geschrieben waren. Diese wurden dann aufgerollt oder in Leporelloform zusammengelegt. Jetzt ist die Bilderschrift in Amerika fast verschwunden, nur die Indianer von Yukatan, Chiapas und vereinzelt in andern Teilen bedienen sich noch ihrer. Es ist jedoch nicht ganz gewiß von der noch gebräuchlichen Schrift festzustellen, ob sie nicht etwa von den schottischen Missionaren stammt, da diese sich bei ihren Bekehrungsversuchen einer neuen, selbsterfundenen Bilderschrift bedienten. Ganz im Gegensatz zu den bisher angeführten Schriften steht die Begriffsschrift. Wurde bisher von dem betreffenden Gegenstand ein »Bild« angefertigt, so werden jetzt für alle Dinge bestimmte Zeichen gesetzt. Diese hatten natürlich anfänglich in ihrer Gestalt immer noch Bezug auf den Gegenstand, da sie ja aus der Bilderschrift hervorgingen, änderten sich später aber ganz gewaltig. Besonders im »Reich der Mitte« war diese Schrift üblich. Die Chinesen haben es verstanden, die Begriffsschrift so auszubauen, daß sie auch für unsere heutige Zeit noch brauchbar ist. Allerdings hat die Schrift dabei so viele Veränderungen erfahren, daß man zwischen ihr und ihrer Urtype nur ganz geringe Ähnlichkeiten herausfindet.

Die Hieroglyphen gehören, wenigstens ihrer Urform nach, auch zur Bilderschrift. Es ist aber interessant, daß sich aus ihnen eine Lautschrift entwickelt hat. Die Art der Schrift war immer noch sehr umständlich; anfangs reichte sie wohl aus; aber beim Aufschwung der Literatur erfolgten dann wesentliche Änderungen in der hieratischen, demotischen und schließlich in der koptischen Schriftperiode. Als Schreibmaterial dienten ursprünglich die Wände der Häuser, Tempel und Paläste, gleichzeitig wurden die Schriftzeichen von den Priestern in Tonziegel eingegraben und diese dann gebrannt. Mit der Erfindung des Papyrus aber nahm die Literatur einen besonderen Aufschwung, dem die Schrift Rechnung tragen mußte bis zur Entwicklung der sogenannten Keilschrift der Babylonier. Von Babylon aus verbreitete sich die Keilschrift über Assyrien, kam dann zu den Medern und schließlich zu den Armeniern. Die Schrift hat aber bei den Übergängen verschiedene Änderungen erfahren. Die Keilschrift der Perfer hatte mit der der Babylonier nur ein gewisses Aussehen gemein. Den Perfern war schon das phönizische Alphabet bekannt, und infolgedessen fingen sie an, auch ihre Schrift zu alphabetisieren.

Die phönizische Schrift ist eine der ältesten Schriften Vorderasiens; ihr entstammen die meisten Schriften der europäischen Völker. Die Phönizier sind die Erfinder des Alphabets, des größten Fortschritts in der Schriftentwicklung. Da es den Griechen durch die Phönizier bekannt wurde, so nannten sie es »das phönizische Alphabet«. Der griechische Geschichtschreiber Didor berichtet aber von dem Zeugnis alter kretischer Schriftsteller, daß die Phönizier nicht die Erfinder des Alphabets seien. Dem Engländer J. Evans gelang es indessen, auf Kreta zwei Schriftsysteme nachzuweisen: ein bilderschriftliches oder hieroglyphisches und ein sichtlich fortgeschritteneres, zweifellos schon phonetisches mit bereits recht linearen Kürzungen. Auf diese alte kretische Schrift glaubt man das sogenannte phönizische Alphabet zurückführen zu können. Das Alphabet hatte von Anfang an 22 Buchstaben und nicht, wie manche meinen, 16. Zahlen waren nur den Phöniziern eigen; die alten Semiten verwendeten Buchstaben, und zwar speziell Konsonanten.

Von den Phöniziern aus verbreitete sich das Alphabet nach Osten und Westen. Der Sage nach sollen Kadmos und seine Begleiter es nach Griechenland gebracht haben. In der Tat bedienten sich die Griechen auch anfänglich der

phönizischen Buchstaben, erst allmählich bildete sich, durch die Landessprache hervorgerufen, das griechische Alphabet heraus. Dieses verleugnet jedoch in keiner Weise seinen Ursprung, da die Abweichungen nur sehr gering sind. Wie die Semiten, so schrieben auch die Hellenen von rechts nach links. Als ein schnelleres Schreiben erforderlich wurde, begann man einige Buchstabenformen zu ändern und schrieb nun auch von links nach rechts. Im Gegensatz zu den hebräischen waren jetzt auch die griechischen Buchstaben rechts offen. Von den Griechen erhielten die Römer das Alphabet. In Cumä fand man alte Inschriften, die halb griechischen und halb römischen Charakter tragen. Da die Sprache der Römer viel härter war, änderten sich auch mit der Zeit die Formen der Buchstaben. Jeder vornehme Römer hatte eine Anzahl Sklaven, die der Schreibkunst mächtig waren, und diese mußten ihm seine Bibliothek zusammenschreiben. Während die römische Literatur in voller Blüte stand, lag Germanien noch im tiefsten Schlummer. Erst der Waffenlärm römischer Legionen weckte es, und durch sie wurde den Deutschen das Alphabet zugeführt. Es entstand die sogenannte Runenschrift, die nur Priestern und Königen bekannt war. Wie man sich leicht denken kann, übt das Material, auf dem geschrieben wird, einen besonderen Einfluß auf die Schriftform aus. Daher darf es uns auch nicht wundern, daß ein so großer Unterschied zwischen dem runden lateinischen und dem eckigen Runenalphabet entstand. Stein, Holz und Metall, worauf unsere Vorfahren schrieben, machen die Schrift eckig; Pergament und Papier ermöglichten dagegen rundere Formen. Es gab in damaliger Zeit drei Runenalphabete: das nordische, das angelsächsische und das deutsche. Von allen kommt die nordische Runentypen dem Uralphabet am nächsten. Wie bei den Chinesen, Ägyptern und andern Völkern, so wurde auch in Germanien die Schrift von den Priestern und Königen als Geheimnis bewahrt. Dies sagt auch schon ihr Name. Runa heißt Geheimnis und hat dieselbe Wurzel wie raunen. Eine Zurückführung des Runenalphabets auf die griechisch-lateinische Schrift bildet Ulfilas' gotisches Alphabet, mit dem er seine berühmte Bibelübersetzung schrieb. Er merzte einige Runen ganz aus, andere ergänzte er durch die lateinischen Buchstaben oder änderte ihre Form. Unter den Denkmälern dieser gotischen Schrift ragt »Der silberne Kodex« zu Upfala, ein Bruchstück der Bibelübersetzung Ulfilas', hervor.

Im 8. Jahrhundert war die lateinische Schrift über das ganze germanische Europa verbreitet. Man verwarf die Runen und betrachtete sie schließlich sogar als heidnische Zauberzeichen. Der Osten Europas entzog sich in gewissem Sinne der lateinischen Schrift, nahm aber doch einige Buchstaben in das slavische Alphabet auf, aus dem sich unser jetziges russisches entwickelt hat. Die lateinische Schrift wird gegliedert in Minuskel- und Majuskelschrift. Bei der lateinischen Majuskel unterscheidet man zwei Arten: die »Capitalis rustica« und die »Capitalis quadrata«. Im Gegensatz zu diesen beiden Schriften steht die Unziale. Sie rechnet zwar noch zu ihnen, hat aber einen viel schwungvolleren Charakter als diese. So wird z. B. aus E = €̄, aus N = Ŋ, aus M = ℳ, aus V = Ƶ usw. Da die Majuskel zum Schreiben viel Zeit in Anspruch nahm, wurde der Drang nach einer schneller zu schreibenden Schrift immer größer. Es entstand die Minuskel. Als älteste Form ist die Halbunziale zu betrachten. Ihr folgten als wesentlichste Schriften in den verschiedenen Ländern die karolingische Minuskel, die gotische Minuskel und schließlich, als man noch schneller schreiben mußte, die humanistische Minuskel. Ihre Buchstaben stehen aber nicht mehr senkrecht, sondern neigen mit der Spitze nach rechts, haben also Kursive Charakter. Sonst gleicht sie in ihrem Äußern in vielen Teilen der karolingischen Minuskel. Am bekanntesten ist und war die gotische Minuskel- oder Mönchschrift, in der die weitaus meisten Bücher und Urkunden des Mittelalters geschrieben wurden. Man sieht dieser Schrift an, daß sie in Zeiten entstanden ist, da die gotische Baukunst in vollster Blüte stand. Ihre Urkunden und Bücher gehören unstreitig zu dem Schönsten und Vollkommensten, was auf dem Gebiete der Schriftkunst geleistet worden ist. Es gibt darunter Werke, die einen wertlosen Inhalt haben, durch ihre künstlerische Ausstattung aber unschätzbar sind. Später wurde den Schreibern die strenge steife Gotisch zu unbequem; man strebte nach etwas Schwungvollere. Es bildete sich aus der Gotisch die Fraktur. Mit Recht kann man sie eine echt deutsche Schrift nennen, da sie ein Erzeugnis der sächsischen Kanzleien ist. Aus ihr entstand dann eine noch flottere Type, die Kanzleischrift. Ein Schreibart (Schrift ist sie eigentlich nicht zu nennen), die auch bis ins Altertum zurückreicht, ist die Chiffre- oder Geheimschrift. Sie besteht aus ganz willkürlichen Zeichen, die nur den Personen, die ihre Bedeutung untereinander abgemacht haben, bekannt sind. Wunderlich

erscheint uns die Erzählung von Herodot, wie einst im grauen Altertum eine Geheimschrift befördert wurde. Das Haupt eines Sklaven wurde rasiert, die Schrift auf die Kopfhaut geschrieben, und dann ließ man das Haar wieder wachsen. Nun wurde der Sklave fortgeschickt und gelangte unbehindert an seinen Bestimmungsort. Hier schnitt man fein Haar ab, las die Botschaft und entfernte sie. Die Chiffreschrift, deren man sich noch heute im diplomatischen Verkehr bedient, besteht größtenteils aus Zahlen. Für jeden Buchstaben wird eine bestimmte Zahl hingeschrieben, die vorher ausgemacht ist.

Das Lesen aller bisher angeführten Schriftarten war für das Auge bestimmt, den armen Blinden also nicht zugänglich. Valentin Hany befaßte sich 1785 in menschenfreundlicher Weise damit, den Blinden Zugang zur Literatur zu verschaffen. Er erfand die erhabenen Schriftzeichen, die mit Hilfe des Taftinnes gelesen wurden. Der Blinde konnte nun zwar lesen, aber noch nicht schreiben. Erst Charles Barbier erfand im Jahre 1830 eine brauchbare Blindenschrift, die von Louis Braille verbessert wurde; nach ihm heißt sie Brailleschrift. Sie besteht aus Punkten, die mit einer Nadel in Papier gestochen werden. Ein breites, tafelförmiges Instrument, in dem sich rechtwinklige Ausschnitte befinden, bestimmt den Abstand der einzelnen Punkte, Worte und Zeilen. Das System ist in letzter Zeit noch sehr vervollkommen worden. Der Druck gleicht einem Prägedruck.

Wie wir aus der Entwicklung der Schrift sehen, war von jeher das Bestreben vorherrschend, die Schriftzeichen zu vereinfachen, um dadurch eine schnellere Schreibmöglichkeit zu erlangen. Die Stenographie löst dies in glänzender Weise.

Ihren Vorläufer hat diese Schnellschrift in den »Tironischen Noten«. Diese waren etwa zur Zeit des jüngeren Cato von einem Sklaven erdacht worden. Später finden wir dann eine ähnliche Kurzschrift bei den Griechen. Auch im Mittelalter wird uns von Tachygraphen berichtet; doch ein wirklich brauchbares System, d. h. ein System, das so schnell zu schreiben war, wie man spricht, war noch nicht erfunden. Erst Franz Xaver Gabelsberger gelang es, auf Grund langer Studien und mit Hilfe der »Tironischen Noten«, ein wirklich brauchbares System zu erfinden. Neben dem Gabelsberger-System sind zwei andere Systeme berühmt geworden, nämlich das von Stolze und das von Schrey. Diese wurden später vereinigt. Endlich sei noch der Reichskurzschrift gedacht, die wegen ihrer Einfachheit jetzt auch als Unterrichtsfach in den Schulen gelehrt wird. Es fehlt allerdings noch sehr viel, bis man die Stenographie als Volkseigentum betrachten kann. Erst wenn sie als obligatorisches Lehrfach an allen Schulen eingeführt ist, wird dieses erstrebenswerte Ziel erreicht sein. Aber alles geht noch nicht schnell genug: auch die Kurzschrift genügt heute nicht mehr. Deshalb kann man auf etwas Schnelleres: die Schnellschrift. Heinrich Pöus in Dessau erfand ein System von 40 Zeichen von verblüffender Einfachheit, von dem er behauptet, es sei mindestens zwanzigmal so kurz als die heute übliche Langschrift. Es soll in wenigen Tagen zu erlernen sein. Weltstenographie nennt er sein System, das auch auf die Welthilfssprache Ido zugeschnitten ist. Ehe beides Allgemeingut der ganzen Menschheit wird, wie Pöus es erträumt, das dürfte wohl noch einige Zeit dauern. *Edwin George, Eichwalde*

D I E G E B U R T D E R B U C H S T A B E N

B E S U C H I N E I N E R S C H R I F T G I E S S E R E I

Wenn man zum erstenmal auf das Gebäude zugeht und es von ferne sieht, sucht man vergeblich an ihm die Fabrik. Es liegt in einer verkehrstillen Allee, direkt neben einer Schule, der es gleicht wie ein Zwillingengebäude. Dieses Zusammentreffen einer Schriftgießerei mit einer Schule ist recht merkwürdig; in dem einen Haus werden die Buchstaben gegossen, in dem andern werden sie erlernt. Auch äußerlich haben die beiden Häuser etwas Verwandtes; beide haben eine unauffällige, ruhige Farbe in ihrer Bekleidung; beide haben die langen Reihen fauberer Fenster in ihren Fassaden; Fenster, die von weißen Stäben durchbrochen sind, ein freundlicher Anblick. Vormittags erhebt der Chef der Gießerei zuweilen seine Augen vom Schreibtisch und schaut den spielenden Kindern im Schulhof zu,

nette Ablenkung das! Kommt man aber auf das Werk näher zu, so hört man bald, daß in diesem Gebäude durchaus nicht jene Ruhe ist, die man vermutet hatte. Die Gießerei ist das einzige Industrierwerk zwischen vielen Privathäusern. Das Zischen der Transmissionen schwirrt durch die Luft. Der Weg der Type beginnt bei dem Zeichner. Die Variationen der Schriften hängen von dem Einfallsreichtum der Zeichner ab. Immer wieder werden neue Schriften erfunden. Das Alphabet existiert in unzähligen Figuren. Der Buchstabe wird in vergrößertem Maße auf Papier gezeichnet. Im eignen photographischen Atelier, das über die modernsten und praktischsten Apparate verfügt, wird diese Zeichnung photographiert, und zwar in der verkleinerten Form der wirklichen Type. Nach

dieser Photographie erfolgt die Herstellung der Matrize, der Mutter der Type. Die Herstellung der Matrizen, die in verschiedenen Räumlichkeiten erfolgt, ist ein langames, mühevoll und vor allem sehr anspruchsvolles Arbeiten. Da gehören feine Augen und geduldige Hände dazu. Das Schneiden der Matrizen ist erstklassige Handwerkskunst. Es geschieht nach drei verschiedenen Methoden. Die älteste, auch heute noch gebräuchliche Art ist die Herstellung des geschnittenen Stahlstempels. Das geschieht nun folgendermaßen: Auf die polierte Kopffläche eines kleinen Stahlblockes, der die Größe eines kleinen Fingers hat, wird die Buchstabenform nach der photographierten Zeichnung abgepaßt. Dann ergreift der Schneider feine Werkzeuge und schneidet den Buchstaben scharf, tief und genau in den Stahl hinein. Den Stahl läßt man vorher erglühen; dann ist er weich und nachgiebig. Der fertige Stahlstempel trägt auf seinem Kopf den positiven Buchstaben. Zur Kontrolle des Schriftbildes macht der Stempelschneider während der Arbeit Rußabdrücke, nach denen Korrekturen vorgenommen werden. Zum Guß der Type aber ist die entgegengesetzte Form, die negative Form, notwendig, eben die Matrize. Der Stahlstempel wird daher in ein weiches Metall, Eisen oder Kupfer, hineingepreßt. Ein kleiner Eisen- oder Kupferblock wird in ein Richtinstrument gespannt, um die möglichst genaue Stellung des Stempels zu erhalten. In einer Hebelpresse wird der Stempel eingepreßt, und so entsteht die Matrize. Bei größeren Schriftgraden ist der Stahlschnitt unwirtschaftlich; man benutzt deshalb die zweite Herstellungsart der Matrize, die galvanische Methode. Nicht in Stahl, sondern in ein weiches Metall, Zeug genannt, schneidet man den Buchstaben auf die Breitseite ein. Der Zeugschnitt geht auf die gleiche Art vor sich wie der Stahlschnitt, mit Händen und Werkzeug. Von dem in Zeug geschnittenen positiven »Original« wird die negative Matrize auf galvanischem Wege hergestellt.

Das ist für den Zuschauer ganz außerordentlich interessant. Wir treten in ein kleines Gemach ein, das uns zunächst zur Flucht anregt. Auf dem Absatz möchten wir uns herum-drehen und sofort verschwinden. Warum? Darum, weil wir da in einer ganz verwünschten Weise immerzu husten müssen. Wir husten aber nicht gern. Doch wir zeigen uns tapfer und halten aus. Der »Meister dieses mysteriösen Kabinetts«, ein Mann, der schon lange nicht mehr zu husten braucht in diesem alchimistischen Zimmerchen, erklärt. Vor uns sehen wir zwei Badewannen, in die wohl keiner von uns steigen möchte; denn die Temperatur ihrer Flüssigkeit ist 80 bis 90 Grad Celsius. Zudem sieht die Flüssigkeit, die darin hin und her schwabbelt, dickes, grünes Gewässer, nicht einladend aus. Auch duftet sie nicht nach göttlichen Parfüms. Dünne, grüne Dämpfe steigen ständig empor und reizen unfre Kehlen; wir husten. Hier also bilden sich unsichtbar und geheimnisvoll, dennoch zauberhaft genau, die galvanischen Matrizen. Mehrere Originale legt der Galvanoplastiker zusammen, schließt sie mit einer Isolierschicht – die Seite mit den eingepreßten Buchstaben bleibt natürlich offen – und hängt sie in das Bad an Kupferstangen. Den Originalen gegenüber hängt man die Nickelplatten, das Geburtsmaterial der Matrizen. Sämtliche Stücke hängen tief in der Flüssigkeit. Wenn man sie sehen will, muß man sie an ihren Drähten heraufziehen. Die Flüssigkeit enthält Nickelsulfat (präparierte Nickelfalze), Wasser und Essigsäure. Durch diese Bestandteile wird die Fortleitung der elektrischen Ströme begünstigt. Positive und negative Elektrizität strömen die

Kupferdrähte hindurch; unter ihrer despotischen Kraft zerfallen die eingehängten Nickelplatten; die kleinen Teilchen des zerfallenen Nickels, Moleküle, schwimmen die Originale an, setzen sich fest, bilden eine dicht zusammenhängende Schicht, die, später von den Originalen abgeklopft, auf ihrer Innenseite die negative Form der Buchstaben zeigen. Das ist die Entstehung der galvanischen Matrize. Das so gewonnene negative Abbild, das Auge, wird dann mit Zink hintergossen. Die gußfähige Matrize ist fertig. Wichtig für diese Bäder ist die Temperatur, die Schwere und die Stromstärke der elektrischen Energie, die immer gleichmäßig fein müssen. Verstöße gegen die diffizilen Rezepte vereiteln das Entstehen der Matrizen. Ein Millimeter Schicht bildet sich in zehn Stunden etwa. Je nach Größe der Buchstaben hängt das Original im Bad. Die Bildung mancher Matrizen dauert oft sehr lange, zwei bis drei Wochen – die durchschnittlichen eine Woche. Wir kommen zu der dritten Methode der Matrizenherstellung. Die bereits geschilderten sind Handarbeit, die dritte ist maschinell. Hier erspart sich die Vorarbeit. Es wird das Buchstabenbild nicht erst positiv hergestellt, sondern das negative Bild wird direkt gebohrt mit raffiniert konstruierten Maschinen. Diese Bohrmaschinen beruhen auf dem Übertragungssystem des Pantographen (Storch-schnabel). Auf einer Messingschablone wird der Buchstabe eingeschnitten, etwas größer, als er hergestellt werden soll. Diese Messingschablone wird zur Rechten des Pantographen eingeschraubt. Die Schablone befindet sich jetzt unter dem Führungstift. Der Arbeiter setzt die Maschine in Betrieb und fährt mit dem Führungstift den Buchstaben auf der Schablone nach. Diese Bewegung erzeugt gleichzeitig eine andre Bewegung am andern Ende der Maschine. Hier dreht sich der Bohrstift fortwährend um seine eigne Achse. Dieser Bohrstift besteht aus Silberstahl. Während er sich dreht, sechs- oder siebenmal in der Minute, bohrt sich seine Spitze in das unter ihm eingeklemmte Eisen- oder Bronzestück ein, tief und scharf. Die Bewegungen, die vom Führungstift ausgeführt werden, übertragen sich auf die Supporte, zwei kleine Metallblöcke, auf deren oberstem das zur Matrize bestimmte Bronzestück eingeschraubt ist. So wiederholt der Bohrstift zur Linken die Bewegung des Führungstiftes zur Rechten. Und auf dem Bronzestück erscheint das eingebohrte Bild des Buchstaben in der richtig verkleinerten Form. Der Bohrer kann durch zwei Schrauben auf jede beliebige Tiefe eingestellt werden. Die Bohrspitzen haben verschiedene Stärken. Alle Ausdehnungen der Buchstaben – Länge, Breite und Tiefe – ergeben sich nach der Gesamteinstellung des Pantographen und der Stärke der verwandten Bohrspitzen. Auch ist es wichtig, ob die Bohrspitze zentrisch gearbeitet ist. Ungenau gearbeitete Bohrspitzen verfälschen die Buchstabenlinien. Zu jeder Bohrmaschine gehört ein elektrischer Motor; er ist es, der die Bohrspitze sechs- oder siebenmal in der Minute um sich selbst rasen läßt. Er hat ein viertel Pferdekraft. Die Graveure, die umher-sitzen und die Schablonen kratzen, die Handstempel schneiden, die Zeugoriginale herstellen, arbeiten mit Lupen. Es geht bei diesen Dingen um Haaresbreite.

Die auf diese drei Arten hergestellten Matrizen sind in der bis jetzt erreichten Form noch nicht ganz gußfähig. Sie werden »justiert«. Die beim Einprägen, Hintergießen und Bohren entstandenen kleinen Unregelmäßigkeiten werden beseitigt. Mit Handgießinstrument und Handpumpe werden Probestabstaben gegossen. Bei allen Phasen der Herstellung wird mit intensiver Präzision gearbeitet. Es

stehen zur Prüfung der Tiefe der Matrize, der Linien und der Ausdehnung der Buchstaben außerordentlich genaue Meßinstrumente zur Verfügung; denn das fertige Produkt, die Schrifttype, muß sich genau in das feine typographische Maßsystem einfügen.

Jetzt kennen wir die Vorarbeiten für die Herstellung der Druckbuchstaben. Die eigentliche Fabrikation geschieht erst durch den Guß der Type aus der Matrize. Der Schilderung des Gießens seien einige Angaben über das Material vorausgeschickt. Dieses Material, aus dem die Typen gegossen werden, ist eine Legierung von Blei, Zinn und Antimon. Diese Mischung, die nach einem bestimmten Verhältnis erfolgt, garantiert die Widerstandsfähigkeit und Geschmeidigkeit der Buchstaben. Das Typenmaterial wird meistens schon in der richtigen Legierung von den Metallhütten geliefert, teilweise aber auch in der eignen Schmelze der Gießerei hergestellt.

Wir betrachten zuerst die Handgießmaschinen, die heute nur noch in beschränktem Maße Verwendung finden. Überhängende Buchstaben von Kursivschriften, Schmuckstücke und Einfassungen werden auf diesen langsamer produzierenden Maschinen hergestellt. Der Buchstabe, der aus der Handgießmaschine fällt, hat noch ein Angußstück, das abgebrochen werden muß. Auch ist noch ein Schleifen, Aufsetzen und Fertigmachen notwendig. Alle diese kleinen Nebenarbeiten erspart die Komplettgießmaschine, die bis zu 40 000 Buchstaben am Tage gießt. Um eine noch höhere Gesamtleistung zu erzielen, hat man die Doppelgießmaschine gebaut, die eigentlich zwei Gießmaschinen auf einem Sockel darstellt, jedoch von einem Arbeiter bedient werden kann. Die Tagesleistung dieser Maschine beträgt zirka 70 000 Buchstaben.

Die Gießmaschine besteht aus zwei Teilen, die sich beim Guß ineinander vereinigen. In dem einen Teil wird in einer kleinen, zur Matrize führenden Röhre der Körper des Buchstabens gegossen; im andern Teil ist die sich nähernde Matrize, die sich auf den Kopf der einströmenden Bleimasse abdrückt. Man könnte sagen, Blei und Matrize küssen sich, und aus dem Kuß entsteht der Buchstabe. Die Komplettgießmaschine arbeitet ihrem Namen gemäß: komplett. Sie entläßt den Buchstaben im Gegensatz zur Handgießmaschine druckfähig. Ihr innerer Organismus ist

technisch vollendet. Sie gießt nicht nur den Buchstaben, hurtig und genau, sie schneidet ihn auch richtig und stößt die Angüsse ab. Druckfertig fallen die Buchstaben aus der Maschine und reihen sich auf einem hölzernen Winkelhaken nebeneinander auf. Die Maschine ist in ihren sämtlichen Teilen durchhöhlte, kanalisiert. Fortwährend fließt durch Schläuche zugeleitetes Wasser durch diese Kanäle, um die Maschine in der richtigen Temperatur zu halten, sie vor Überhitzung zu bewahren. Um das in dem Napf flüssige Blei in feinem Schmelzzustand zu erhalten, wird dieser Bleinapf von Mißchpreßgas beheizt. Der sich fortwährend bildende silbrige Bleischaum wird abgeschöpft. Jede Maschine hat eine Transmiffion. Alle Transmiffionen sind an einen 8-PS-Motor angeschlossen. Das Klappern der Maschinen und das Zischen der Transmiffionen machen die Gießsäle zu den geräuschvollsten Räumen der Fabrik. In der Komplettgießmaschine wird der Buchstabe auf Normalhöhe gegossen. Leider gibt es noch eine ganze Anzahl von Druckereien, die alte Maschinen mit eigener Höhe haben. Deshalb müssen für diese Druckereien die Schriften auch auf besondere, diesen alten Maschinen entsprechende Höhen umgearbeitet werden. Diese Umarbeitung, das Fräsen, erfolgt in einer besonderen Abteilung des Betriebes, in der Höhefräse.

Nun greifen die Teilerinnen in die Produktion ein. Das sind weibliche Arbeitskräfte, die das Zusammenlegen der fertigen Buchstaben beforgen. Von jeder Schrift wird eine ganz bestimmte Einheit gegossen, zusammengelegt und verkauft. Diese Einheit, deren Zusammenstellung sich nach den Eigentümlichkeiten der betreffenden Sprache richtet, heißt das »Minimum«. Der Guß erfolgt nach besonders aufgestellten Gießzetteln, die jedes einzelnen Buchstabens Gußzahl bestimmen. Die Teilerin holt sich die Buchstaben von den Maschinen, legt sie nach den Vorschriften des Minimums zusammen, packt ein, etikettiert, numeriert, und der Buchstabe ist versandfertig. Diese Minima kommen dann auf das Lager, das zwar räumlich nicht riesenhaft, aber so beschwert durch seine bleiernen Lasten ist, daß man so vorsichtig war, es in das Souterrain zu quartieren. Vom Lager aus wird geliefert. Ausgegangene Schriften werden sofort ergänzt durch neuen Guß und auf Lager gegeben.

Hermann Linden, im »Hamburger Echo«

A N F Ä N G E D E S B I B L I O T H E K W E S E N S

Als älteste Bibliothek auf unserer Erde wird noch heute vielfach die Handschriftenammlung des ägyptischen Königs Olymandias, der in sagenhafter Zeit über das Nilreich geherrscht haben soll, angesehen. Die altperischen Könige sollen in Susa eine Bibliothek besessen haben, und von den Assyriern wissen wir, daß sie auf Tonplatten geschriebene Keilschriften sammelten, von denen das Britische Museum zu London allein mehr als 30 000 Stück besitzt. Bis wir aber zu einer Bibliothek gelangen, über deren Inhalt und Umfang wir Näheres wissen, müssen wir doch über eine lange Zwischenzeit hinübersehen. Die erste, zwar auch nicht erhalten gebliebene Bibliothek, deren Bestand aber geschichtlich erwiesen ist, dürfte jene von Alexandrien gewesen sein. Sie wurde vom König Ptolomäus Lagi, einem Jugendfreunde Alexanders des Großen und Gründers der seinen Namen tragenden Dynastie (324–285 v. Chr.), ins Leben gerufen. Ein Teil dieser Bücher- oder richtiger Handschriften-

ammlung wurde im Museum zu Bruchion, in einem der schönsten Stadtteile von Alexandrien aufbewahrt, während der Rest von 300 000 Manuskripten im Tempel des Jupiter Serapis, der mit einem Spital und klinischen Hörsaal für Studierende der Medizin verbunden war, aufgestellt war. Der Gründer dieser allen Gelehrten offenstehenden Bibliothek hatte auch das Glück, einen Mann zu finden, der es verdiente, Vorsteher einer solchen Anstalt zu sein. Er hieß Demetrius Phalereus und war trotz seiner eigenen schriftstellerischen Tätigkeit unermüdlich an der Arbeit, die ausserlesenen Geisteschätze aller Völker herbeizuschaffen. Auch die Nachfolger des ersten Ptolomäers ließen sich die Erweiterung der Alexandrinischen Bibliothek angelegen sein. Als die Athener einst, von einer schweren Hungersnot heimgejagt, die Ägypter um Getreide baten, schickte ihr König das verlangte Korn nicht früher ab, bevor nicht die Griechen die Originalhandschrift der Werke des Äschylos,

Sophokles und Euripides ausgeliefert hatten. Der Ptolemäer war aber edel genug, fogleich Abschriften davon für die Athener anfertigen zu lassen.

Die zweite, ebenfalls öffentliche Bibliothek, aber von weit aus kleinerem Umfange, gründete König Attalus von Pergamus (241–198 v. Chr.), der sich die Förderung von Kunst und Wissenschaft angelegen sein ließ. Auch unter den römischen Herrschern gab es viele, die auf die Anlegung von Bücherfammlungen großen Wert legten. Auf ihren Eroberungszügen dünkte manchen von ihnen keine Beute so kostbar wie ein feltenes Buch. Selbst der graufame Diktator Cornelius Sulla, der im eroberten Athen seinen Soldaten Raub und Plünderung gestattete, bewahrte die im Tempel des Apollo aufgefundenen Handschriften vor der Vernichtung und sorgte für ihre Überführung nach Rom. Die erste allgemein zur Verfügung stehende Bibliothek in Rom wurde von dem aus plebejischem Geschlecht stammenden Schriftsteller Afnius Pollio (75 v. Chr. bis 6 n. Chr.) gegründet, die in einem am Aventinus gelegenen Tempel untergebracht war. Der durch seine Genußsucht berühmt gewordene Feldherr Lucullus war trotz seines Hanges zu sinnlichen Freuden doch auch den Wissenschaften zugetan und legte auf einem seiner Landgüter eine bändereiche Bibliothek an, die er der Gelehrtenwelt seiner Zeit zur Verfügung stellte. Wir wissen, daß Cicero sie oft benützt hat. Wäre Julius Cäsar nicht Meuchlern zum Opfer gefallen, so hätte er eine große Bibliothek gestiftet, zu deren Leitung er bereits den gelehrten Varro in Aussicht genommen hatte. Kaiser Octavianus legte fogar zwei Bibliotheken, eine lateinische und eine griechische an, die er nach seiner Schwester Octavia benannte. Domitian ließ einige durch Brände und Kriegsereignisse beschädigte Bibliotheken wieder herstellen und schickte nach Alexandrien, das noch

immer als die vorzüglichste Bücherstadt galt, eigene Schreiber, um dortige Bücher zu kopieren.

Aber auch hervorragende Gelehrte, wie Cicero, Plinius, Severus und andere, besaßen große Büchereien. Es gab fogar eine Zeit, in der das Bücherfammlen zum Lieblings-sport der Reichen gehörte, denn der weise Seneca eiferte gegen die übertriebene Bücherliebhaberei, indem er sagte: »Wozu diese unzähligen Bücher, deren Titel der Besitzer nicht einmal alle kennt? Diese Menge belastet den Lernenden, unterrichtet ihn aber nicht. Es ist besser, sich einigen Schriftstellern ganz zu widmen, als unter allen umherzuirren.« Im Mittelalter finden wir noch immer Italien als das Land mit den bedeutendsten Bibliotheken. In Florenz schuf zur Zeit der Mediceer ein gewisser Nicolini, der Sohn eines reichen Handelsherrn, eine hervorragende öffentliche Bibliothek. Das mittelalterliche Rom verdankte dem Papst Nikolaus V., Venedig dem Kardinal Bessarion die erste öffentliche Bibliothek.

Die königliche Bibliothek in Paris enthielt im Jahre 1364 insgesamt nur zwanzig Bände. Karl V. bereicherte sie mit 900 Bänden und ordnete an, daß der Lesesaal auch in der Nacht beleuchtet werde, damit er jederzeit benützlich sei. Von den ältesten Bibliotheken Deutschlands wollen wir jene der Familie Fugger in Augsburg erwähnen, welche derart bewundert wurde, daß sie der Philosoph Wolfius einen literarischen Himmel nannte, der mit so vielen Büchern versehen ist, als Sterne am Himmel funkeln. Auch die Anfänge der Leihbibliotheken können bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgt werden. Johann von Gmunden vermachte 1435 seine große Bücherfammlungen der Artistischen Bibliothek in Wien mit der Bestimmung, daß sie verpflichtet sei, die Bücher und Schriften gegen eine von ihm festgesetzte Taxe auszuleihen. *Hans Winter, Wien*

D A S R Ä T S E L H A F T E P L A K A T

Ort der Handlung: Ein Abteil der Hamburger Vorortbahn. Unter der Decke viele Plakate, die Delikateswürstchen, Zigaretten, Warzenmittel, Damenwätfche usw. anpreifen. Ich sitze im Nebenabteil und kann nicht alle Plakate sehen. Personen: Kuddel Griesmuhl, Keffelklopfer; Fietje Möller, Dreher; Heini Evers, Nieter; zwei bessere Herren in schwarzem Anzug; eine Gemüefrau. —

Kuddel stoppt sich seine Piep, Heini hat mit seinem Kaffeetäg zu tun, da sich scheinbar der Propfen gelöst hat. Fietje hat sich behaglich zurückgelehnt und stiert schon minutenlang nach einem mir unsichtbaren Plakat. Es beginnt folgendes Gespräch: »Du Heini, wat full dat wull fin dor up dat Plakot?« Heini (stoppt seinen Kaffeetäg wieder in seine Binnentasche, nimmt einen frischen »Swarten«): »Afschä, dat weet ick ook nich, Kuddel, hes du dor all vun heurt?« — Kuddel (ist noch nicht ganz mit der Piep fertig): »Wat full dat sien, dat is wull so wat för de Warften.« — Fietje: »Jarr, dat kann wull angohn, worum hefft se dat wull blos nich dor bischräben.« Aber Heini ist anderer Ansicht. Da der Zug aber gerade auf Sternschanze hält und Fahrgäste aus- und einsteigen, höre ich nur einzelne Worte aus der erregten Debatte, wie Druckluft, Druckknopf, »Wat to'n Schweißen« usw. Der Zug setzt sich wieder in Bewegung. Der eine schwarzgekleidete Herr: »Wissen Sie, was das ist, Herr Affeffor?« — Der andere weiß es scheinbar auch nicht, man sieht nur, wie er mit den Händen herumfuchelt und

abwechselnd etwas Langes und dann etwas Rundes zeigt, aber immer dabei mit den Achseln zuckt. Der Zug raffelt in Altona ein. Kuddel, Fietje und Heini sind in heftiger Debatte; Heini will Holstenstraße aussteigen, verpaßt es aber in der Aufregung. Kuddel zeigt beim Diskutieren mit seiner frischgefüllten Pfeife nach dem Plakat, wobei der mühselig gestopfte Tabak herausfällt, gerade in eine Kiepe Vierländer Ananas-Erdbeeren hinein. Die Grünwarenfrau, der der Korb gehört: »Ochott, ochott, de scheunen Eerbeern, fon Takeltüg von Mannslüd, fon Swinvolk — —« In der Aufregung bohrt sie bei einer raschen Wendung das Ende ihrer Trage dem Herrn Affeffor in die kurzen Rippen. Diesem bleibt die Luft stehen, er stöhnt stoßweise: »Sehen — Sie sich — doch — vor — —« — Kuddel sieht ganz bedebbert in die Erdbeerkiepe und versucht mit seinen großen griesen Händen den Tabak von den Erdbeeren zu fammlen, was ihm nur kümmerlich gelingt. — Langsam gehen die Wogen der Erregung niedriger, und als die drei, Kuddel, Fietje und Heini, sich in Altona trennen, sind sie sich ganz einig: »Dat is wull Preßluft uller fon Schiet.« Die beiden Schwarzgekleideten haben sich indeffen auf »Blaudruckstoffe« geeinigt. — Jetzt kann ich meine Neugierde nicht länger zähmen, ich bahne mir einen Weg ins Nebenabteil und stehe hocheftaunt vor einer wunderbar farbig ausgeführten Hamburger Ansicht, auf der die lakonischen Worte prangen: »Offetdruck von ...« *Karl Koch, Hamburg*

F Ü R U N S E R E B Ü C H E R E I E N

Wie sollen wir für die Bücherei werben?

Die Entleihung von Büchern aus unfern Arbeiterbüchereien ist noch nirgends in Deutschland wesentlich über den Stand von 1913 hinausgekommen. In den allermeisten Orten steht sie noch weit dahinter zurück. Das liegt zu einem großen Teil daran, daß die Büchereien während des Krieges in einen argen Zustand geraten waren, und daß man seitdem noch nicht die Kräfte und die Mittel gefunden hat, sie wieder aufzubauen und auszubauen. Aber auch dort, wo die Büchereien ergänzt und geordnet worden sind, ist der Verkehr noch nicht so lebhaft, wie man ihn wünscht. Welche Maßnahmen sind zu treffen, um diese unverkennbaren Mißstände zu beseitigen?

Die erste Forderung muß immer wieder lauten: Schafft Geld! damit die defekten und noch erflattungswürdigen Bücher in einen anziehenden Zustand versetzt werden können, vor allem jedoch, damit neue Bücher gekauft werden können. Sobald nur erst die Bücherei wieder von sich reden macht, sobald sie den Mitgliedern lieb und wert wird, kommt auch die Gebefreundlichkeit der einzelnen. Damit aus den Kassen der Organisationen mehr Geld für die Büchereien fließen kann, sollte überall ein jährlicher Kulturbeitrag zur obligatorischen Einhebung gebracht werden. Bei Festen sollte man den Überfluß den Büchereien zuweisen. Von Gemeinde- und Kreisbehörden muß man möglichst viel Mittel zur Ergänzung der Büchereien zu erlangen versuchen. In jeder Bücherei müßte ein Sammelkasten für freiwillige Gaben stehen. Außerdem sollte jedem Mitgliede zur Pflicht gemacht werden, daß es aus seiner Privatbücherei möglichst viele Bücher ausschaltet und der Organisationsbücherei zuweist. Natürlich nur gute Bücher!

Sodann, wenn alle Wege geebnet sind für einen guten Stand und Weiterbau der Bücherei, soll man eine große Werbetätigkeit für die Entleihung von Büchern entfalten. Es ist zu allererst nötig, daß die organisierten Arbeiter wissen, daß eine Bücherei da ist, wo sie sich befindet, wann und unter welchen Bedingungen man Bücher leihen kann. Das alles soll man auf kleine Zettel drucken lassen, die dann in jedes Mitgliedsbuch eingeklebt werden.

Ferner sollte man diese Zettel in jeder Sitzung, bei jeder Versammlung und bei jedem Feste, bei jeder Übungsstunde aller Sport-, Gefangs- und anderer Vereine verteilen lassen. In den Parteizeitungen muß sehr oft, am besten jede Woche im Versammlungskalender oder an anderer auffälliger Stelle, ein Hinweis auf die Bücherei stehen. In allen Verkehrslökalen der Arbeiter, in den Bureaus der Partei und der Gewerkschaften, in den Konsumvereinsläden müssen kleine oder größere, auf jeden Fall aber sehr auffällige Plakate aufgehängt werden, die zur Bücherei verweisen. In den Anzeigekästen oder auf den Anzeigetafeln der Gemeindebehörden muß ein ständiger Hinweis auf die Bücherei stehen.

Hat man nun durch diese mannigfachen Maßnahmen Alarm für die Bücherei geschlagen, dann sollen die Leute auch wissen, was sie dort haben können. Wo die Mittel da sind, soll man natürlich Kataloge drucken oder sie sonstwie vervielfältigen lassen. Probestücke davon legt man in öffentlichen Verkehrslökalen aus. Überall dort, wo viele Arbeiter hinkommen müssen: Gewerkschafts-Bureaus,

Krankenkassen-Bureaus usw. Vielfach oder meistens fehlt das Geld für die Katalogherstellung. Deshalb greift man zu andern Mitteln. In jeder Versammlung spricht an geeigneter Stelle ein Vertreter der Bücherei und sagt: die und die Bücher, die zu diesem Vortrag passen, gibt es in der Bücherei. Daselbe muß in jedem Unterrichtskursus geschehen. Dort können auch Listen der entsprechenden Bücher ausgegeben werden. Bei besonderen Jubiläumsanlässen, z. B. 50-, 75- oder 100-jährigen Geburts- und Todestagen bekannter Kämpfer, Denker und Dichter, muß der Bibliothekar geschickte kleine Notizen für die Zeitung schreiben und muß darauf hinweisen, daß die Bücher des betreffenden großen Menschen oder Bücher über ihn in der Bücherei zu haben sind. Noch wirksamer sind Vorlesestunden, literarische Abende, Dichterabende oder Dichterfeierstunden an Sonntag-Vormittagen. In geschickter, packender Weise muß über den Denker oder Dichter gesprochen, aus seinen Werken vorgetragen oder erzählt werden. Dann muß gefagt oder angeschrieben werden, welche Bücher zu dem Thema die Bücherei benutzt. In solchen Veranstaltungen sollte man außerdem immer eine Anzahl billiger Bücher zum Verkauf auslegen. Die Bibliothek soll zum Eigenbesitz von Büchern hinleiten. Die Büchereiverwalter sollten diese Vorschläge beherzigen und das, was sie davon noch nicht geübt haben, ins Werk setzen. Der September gehört noch zur stilleren Zeit. Im Oktober schon muß für jede Bücherei die Hochsaison beginnen. Der Bibliothekar soll nicht nur selbst unablässig tätig sein, er muß auch die Ursache dafür sein, daß andere ihm Helfer und Förderer werden. *Gustav Hennig, Gera*

Otto Mäding: Unsere Sonnenwelt ein technisches Wunder. (Elektrochemie des Sonnensystems.) 78 S. 3 Mark. Verlag Thomas, Leipzig. — Das letzte Jahrzehnt hat deutlicher als je gezeigt, daß es nichts Absoletes gibt. Hypothesen und Theorien brachen zusammen und wurden durch neue ersetzt. Die alte Anschauung, daß das Atom das letzte Unteilbare sei, mußte der modernen Elektronentheorie Platz machen. Molekül, Atom und Elektronen traten an seine Stelle. Einsteins stellte die gesamte Weltbetrachtung auf einen neuen Boden. Theorien und Weltanschauungen waren fruchtbare Arbeitshypothesen. Warum sollte das Weltbild des Verfassers nicht ebenfalls eine davon sein? Vorerst sind in der Arbeit noch formallogische Fehler, und eine große Reihe von Vorgängen ist ungenügend geklärt. Es widerspricht der Beobachtung, davon auszugehen, daß, wenn zwei Dinge die gleichen Leistungen zeigen, ihnen auch gleiche Gesetze zugrunde liegen müßten. Weiter widerspricht es der Kenntnis der Elektronentheorie, von der »positiven Elektrizität« in derselben Form zu sprechen wie von der negativen, da bisher der Beweis lediglich für die Existenz des negativen Elektrons erbracht wurde. Der Gedanke, das gesamte Weltgeschehen als einen Dauerprozeß zu betrachten, ist fruchtbar, aber ebenfalls nicht neu. Trotz der problematischen Behandlung des Stoffes ist die Broschüre interessant und regt stark zum Nachdenken an. Kenntnis in der Elektrochemie, Elektrizitätslehre und Elektronentheorie müssen beim Leser vorhanden sein. Das Büchlein ist nur Arbeitern mit guter Vorbildung zu empfehlen; Arbeiterbibliotheken mit beschränktem Etat sollten auf die Beschaffung verzichten. O. R.



WIE DIE PFLANZEN IHRE FARBEN MISCHEN VIERTER TEIL

Nun ist es Herbst geworden! Wiederum hat sich das Antlitz der Natur völlig verändert! Von Baum und Strauch lachen uns jetzt duftende Früchte entgegen, beleben reife Samenstände das Landschaftsbild.

Bewundernd betrachten wir die köstlichen Äpfel und Birnen, von denen es weit über tausend Varianten gibt, die sich nicht nur durch Form und Größe, sondern ganz besonders durch die Färbung unterscheiden. Zartes, duftiges Gelb wechselt mit tiefem Rostbraun ab, leuchtendes Rot ist auf der Sonnenseite in feinsten Verteilungen geschaffen. Köstliche Pflirsche laden verführerisch zum Pflücken ein, und vom Weinstock lachen uns die gelb- und blaugefärbten Reben entgegen, deren Beeren bei durchfallendem Licht wie Opal in buntem Farbenpiel schillern.

Alle diese Früchte sind in ihren Farbenzusammenstellungen so raffiniert luxuriös ausgestattet, daß es an dieser Stelle nicht möglich ist, näher darauf einzugehen. Aber auf eine andere Erscheinung möchte ich aufmerksam machen, auf den zarten Reif, der fast allem Obst überlagert ist, und der der Farbwirkung durch den matten Glanz ihr eigenes Gepräge verleiht. Tomaten dürfen wir nicht übergehen, die mit ihren roten Früchten das bunte Bild der Gärten und Märkte vervollständigen. Neben den Obstgehölzen lassen auch viele unserer Wildfrüchte wirkungsvolle Färbungen aufkommen. Hochrote Berberitzen, schwarze Holunderbeeren und karminfarbene Hagebutten seien nur erwähnt, denn sie sind besonders zahlreich vertreten. Die Eberesche, die mit ihren leuchtenden Früchten wohl die schönste Herbstzierde unserer Alleen bildete, verschwindet ja (aus verkehrstechnischen Gründen) leider immer mehr aus dem Landschaftsbild. Wer aber einmal Gelegenheit hatte, eine Straße im Schmucke der hochroten Beeren zu sehen, die die Baumkronen über und über bedecken, wird sich dieses prächtigen Anblickes

gern erinnern. Noch mehr Schönes zeitigt der Herbst. Kontraste von einzigartiger Wirkung bringt uns das buntfarbene Laub der heimischen Wälder. Sattes Rot, tiefes Gelbbraun vereinigt sich mit dem dunklen Grün der Nadelhölzer zum stimmungsvollen Ganzen.

In den hohen Buchenwald dringt jetzt der Sonnenstrahl, den die halbentlaubten Kronen nur schwer aufzuhalten vermögen, und zaubert auf Stamm und Laubpolster die schönsten Farben hervor. Was sagt uns nicht ein Kastanienbaum im Schmuck seiner goldgelb verfärbten Blätter! Auch hier ist es wieder die Umgebung, der Rahmen, aus dem das einzelne in den Vordergrund tritt. Bei trübem Regenwetter wirkt so ein Herbstlaub schwermütig, erinnert an Scheiden und Meiden. Im hellen Sonnenschein hingegen leuchten die Farben auf, sprechen von prunkender Abschiedsfeier, die baldige Wiederkehr verheißt. Herbstfärbungen von Gelb und Rot, in welchen feinen Nuancierungen treten sie doch auf! Vergewärtigen wir uns die bordeauxrot verfärbten Mahonienblätter, die Effektfarben von Gelb und Rot bei Berberis, die Tönungen des herbstlichen Weinblattes! Schöne Wirkungen kann auch das Laub der Linden hervorrufen. Leider währt diese gelbe Pracht nur kurze Zeit. Auch Ahorn färbt sich prächtig braunrot, zumal wenn er auf gutem Boden steht, ebenso die Rot-eichen. Wilder Wein überzieht mit schillerndem Rot Haus und Zäune, eine Farbe, die besonders bei hellem Sonnenschein wie leuchtender Purpur erscheint. Auch der ferne Orient und Amerika haben uns ein gut Teil Bäume mit herrlicher Herbstfärbung geliefert; durchwandert man Ende Oktober oder Anfang November unsere Parks oder botanischen Gärten, so überrascht die Fülle der Farben. Der Tulpenbaum bringt ein helles Gelb, so klar und rein, daß das Auge sich nicht satt zu sehen vermag. Es erinnert an das Gelb einer Zitrone, ist aber doch anders, viel

leuchtender. Die Felsenbirne, *Amelanchier canadensis*, leitet helles Gelb mit Orange wirkungsvoll ineinander über, eine Farbmischung, die in den seltensten Fällen (Malven ausgenommen) glücklich erreicht wird. Die amerikanische Esche zielt sich, wie der Dichter sagt, mit Purpur und Gold, es sind aber auch tatsächlich einzigartige Farben. Bei der Parottie, *Parottia perfica*, wird ein tiefes, fattes Goldgelb mit Scharlachrot vereint. Japanische Azaleen führen das prächtige Blutorange, das man auch auf vielen Japanvasen und -porzellan nachgebildet findet. Rhus-Arten, Effigebäume, faszinieren mit ihren purpurroten Tönungen wie kaum eine andere Pflanze. Auch an Blumenschmuck ist der Herbst nicht arm. Wunderbare Farbenspiele vom Weiß zum Gelb, vom Gelb zum Rot sind bei den Dahlien vertreten. Edelgeformte Blüten bedecken die Stauden über und über und lassen die feinen Farben noch wirkungsvoller zum Ausdruck kommen. Es ist ganz unmöglich, alle die Schönsten der Schönen hier zu nennen, daher seien nur folgende Dahlienarten zur Probe aufgezählt: »Hindenburg« leuchtend lichtgelb, »Rapallo« dunkelgoldlackrot mit goldiger Berandung, »Ehrliche Arbeit« gelblich zinnober, Rückseite blaßgelb, »Skagerrak« kanariengelb, »Kantors Rosel« lila-rofa, »Meisterstück« lila auf grünlichem Grunde, »Heimweh« purpurviolett, »Salmonea« lachsfarben, »Verklärung« hellgelb, »Schönes Farbenkönigin« leuchtend rofa, »Japanische Sonne« rot mit gelb, »Friede« rofa-lila. Welche Dahlie man auch nennen mag, eine jede stellt ein Kunstwerk der Farbenzusammensetzung dar. — Reiche Abwechslung in der Mannigfaltigkeit ihres Blumenflors bieten uns die Aftern und Gartenchrysanthen. Dunkel-

purpur mit Goldgelb, Lavendelblau mit Ultramarinviolett, Hellblau, zart Lila und rein Weiß stehen neben karminroten und zarten rofa Tönungen. Großblumige Chrysanthen mit ihren unzähligen Nuancierungen überbieten einander an Farbenpracht.

So bringt uns der Herbst mit feinen bunten Tönungen noch einmal ein Aufleuchten aller Farben, schafft einen würdigen Ausklang von der Blütenpracht verfloßener Monate.

Schon seit alters her ist der Mensch bemüht gewesen, die Farbenpracht der Natur in Bildwerken wiederzugeben. Hervorragendes ist hier geleistet worden. In den alten Bildern, die fast ausschließlich Porträtdarstellungen sind, finden wir die Pflanzen nur zur dekorativen Wirkung des Hintergrundes verwendet. Selbst bis in die präaffektive Zeit hinein findet man die gleichen, leicht stilisierten Naturbilder. Späteren Epochen, und vor allem den Pointillisten und Naturalisten war es vorbehalten, das Blumenbild lebendiger zu gestalten, es zu dem zu machen, woran wir uns heute in den Museen erfreuen. Mögen nun diese Bilder auch noch so lebendig sein, mögen die Früchte zum Greifen nahe liegen, es ist doch stets etwas daran, nicht zum Schaden des Bildwerkes, was für den Gärtner, für den genauen Naturbeobachter mit der wirklichen Pflanzenwelt nicht in vollem Einklang steht. Nur das rein sachliche Auge des photographischen Apparates gibt das Pflanzenbild naturgetreu wieder. Der Kunstdruck, die Möglichkeit, eine Farbaufnahme in Tausenden von Exemplaren zu vervielfältigen, vermittelt uns so das objektive Bild der Pflanzenwelt, die Jahr für Jahr in ständig wechselnder Farbenfülle an unserem Auge vorbeizieht. *Diplom. Gartenbauinspektor Kurt Thomae*

DER AUFBAU DES SEELISCHEN • VIERTER TEIL

Es bleibt uns noch übrig, die letzte der drei seelischen Richtungen, das *Fühlen*, das wir bereits als sozusagen die Urrichtung des Seelischen kennengelernt haben, in seiner Weiterbildung und Höherentwicklung zu verfolgen. Denn wie das Denken und Begehren (Wollen) und in engstem Zusammenhang mit diesen feinen beiden Geschwistern steigt auch das Gefühl allmählich zu immer höheren Stufen empor. Die wichtigsten dieser sogenannten höheren Gefühle, die wir wenigstens in kurzem Fluge durchstreifen wollen,

sind die ästhetischen (künstlerischen), intellektuellen (geistigen), ethischen (moralischen, sittlichen) und religiösen. Zunächst die *ästhetischen* Gefühle! Bereits die Tiere haben, wie bekannt, ihre Freude an bunten Farben, an frohem oder schmachtendem Gefange, an anmutigen, in bestimmtem Rhythmus bestehenden Bewegungen. Darwin und andere Naturforscher haben uns gezeigt, eine wie wichtige Rolle diese Eigenschaft bei der geschlechtlichen Zuchtwahl — übrigens auch der Menschen, wie man weiß — spielt.

Ebenso ist es mit dem Schmuck und den Spielen schon der Naturvölker. Hier liegen die Anfänge der *Künfte*, die sich dann im Laufe der Geschichte, bereits im Altertum bei den Griechen, zu hoher Vollendung entwickelt haben, der bildenden (Architektur oder Baukunst, Plastik oder Bildhauerkunst, Malerei), der dichtenden und der Tonkunst, von den technischen, wie unter anderem der Buchdruckerkunst, ganz zu schweigen. Je höher und feiner das Vorstellungsleben des einzelnen wie ganzer Völker sich entwickelt, desto mehr steigert sich auch die anfangs unbewußt, später immer stärker ihrer selbst bewußt werdende Freude an Symmetrie und Ebenmäßigkeit, an Rhythmus und Takt, an Harmonie der Form von Wort, Lied und plastischen oder architektonischen Gebilden bis zu höchstem künstlerischen Empfinden. Im Gegensatz zu den rein sinnlichen Gefühlen sind die künstlerischen frei von selbstfüchtigem Interesse; sie führen vom bloß Luftvollen oder Angenehmen in das Reich des Schönen und Erhabenen. Merkwürdigerweise geht der Sinn für das Kunstschöne, in der Entwicklung der Einzelmenschen wie auch der Menschheit überhaupt, in der Regel dem für die Naturschönheiten voran, erst in den letzten Jahrhunderten z. B. ist das Reifen in schöne Gebirgsgegenden aufgekommen.

Die zweite Art der höheren Gefühle sind die rein *geistigen* oder *intellektuellen* Gefühle, die mit der Ausbildung des Denkens (Verstandes) als seine Vorläufer, seine Begleiter und seine Folgererscheinungen verbunden sind. Welche Freude empfindet z. B. schon der Schüler über die wohlgeungene Lösung einer etwaigen mathematischen Aufgabe oder der Gelehrte über eine neue Entdeckung oder Erfindung wissenschaftlicher oder technischer Natur: eine Freude, die zunächst ganz selbstlos ist und ihn, wie den Archimedes bei seinem bekannten »Heureka!« (Ich hab's!) alles andere vergessen läßt! Aber wir genießen auch schon innere Freude bei dem Empfinden eines klaren Zusammenhanges, an der Konsequenz unserer oder, beim Lesen und Hören, fremder Gedanken, an der sich ungewollt oder gewollt ergebenden Übereinstimmung mit anderen; während umgekehrt bei ihrer Disharmonie, bei Unklarheit und Zusammenhanglosigkeit Unlustgefühle in uns aufsteigen.

Eine dritte Gattung sind die *sittlichen* oder *moralischen* Gefühle, die der früher geschilderten Ausbildung des Willens parallel gehen, die über-

haupt mit dem sittlichen Wollen und Handeln so eng verschwifert sind, daß zahlreiche Philosophen — unserer Meinung nach mit Unrecht — das Gefühl zum Maßstab des Sittlichen gemacht haben, was es oft genug sicherlich auch ist, aber doch nicht fein *folgte*. Das Kind und der Naturmensch und auch von uns »Kultur«menschen die der Natur am nächsten Stehenden fühlen, namentlich zuerst, in der Hauptfache egoistisch. Immerhin regen sich doch schon verhältnismäßig früh, auch bei den höheren Tieren, uneigennützig Gefühle: Mitleid und Mitfreude, Hilfsbereitschaft. Neben dem bis zur Vernichtung geführten, unbarmherzigen Kampf ums Dasein in Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt, den der Darwinismus in den Vordergrund stellt, tritt doch auch die »Gegenseitige Hilfe in der Entwicklung«, wie unter anderem der russische Anarchist Fürst Peter Krapotkin (1842—1920) in einem diesen Titel tragenden interessanten Buche (verdeutschte von G. Landauer, 1904) gezeigt hat, bei zahlreichen Tiergattungen, und noch stärker natürlich beim Menschen, ziemlich früh in Erscheinung. Schon die Vögel besitzen Muttergefühl, das sich beim Menschen — wenn auch nicht überall! — von der rein instinktmäßigen sogenannten »Affenliebe« durch innige Verbindung mit sittlichen Anschauungen zur wahren Mutterliebe erhebt. So könnten wir auf allen möglichen Gebieten — und die Welt der sittlichen Gefühle ist die reichste von allen — die Aufwärtsentwicklung von der anfangs bloß körperlich bedingten (instinktmäßigen) Empfindung bis zu den höchsten durchgebildeten sittlichen Gefühlen verfolgen: so bei der Geschlechts-, Verwandten-, Nächsten-, Volks- bis zur Menschheitsliebe, bei dem Freundschafts-, Scham-, Ehr- und Taktgefühl, bei den das sittliche Wollen begleitenden Gefühlen des Gewissens, der Pflicht, der Gerechtigkeit usw. Natürlich können sich auf der andern Seite auch die entgegengesetzten egoistischen Gefühle von harmlosen Empfindungen zu den schlimmsten Leidenschaften des Genusses, des innern und äußern Besitzes, der Schädigung und Vernichtung steigern.

Auch die *religiösen* Gefühle entspringen aus den keineswegs moralischen, sondern zum Teil recht selbstfüchtigen Naturgefühlen der Furcht und der Verwunderung, die sich erst allmählich, und dies auch nicht einmal bei allen Menschen und Völkern, zu solchen der Bewunderung und Ehrfurcht steigern, bis sie zuletzt die Gottheit als

den Träger nicht bloß der Welt, sondern auch der Werte und Zwecke ansehen lernen. Aber wenn sich auch bei einigermaßen gefitteten Völkern und Menschen die Religion schon auf verhältnismäßig früher Stufe mit gutem Handeln und vernünftigen Vorstellungen verbindet oder doch verbinden sollte, so liegt doch unfers Erachtens ihre tiefste Wurzel weder im Erkennen noch im Wollen und der Sittlichkeit, sondern im *Gefühl*. Religion besteht nach der Begriffsbestimmung des bedeutendsten evangelischen Theologen im 19. Jahrhundert, D. v. Schleiermacher (1768–1834), in dem »Gefühl unserer schlechthinigen Abhängigkeit vom Unendlichen«. Das religiöse Gefühl hat die Menschen von jeher zwar zu vielem Schönen und Guten, ja Heiligen, aber auch zu Äußerungen des Fanatismus, der kleinlichen Beschränktheit getrieben. Selbstverständlich können die Gefühle ihrem Grad und ihrer Stärke nach unendlich verschieden voneinander sein. Auf Erkennen und Wollen kann das Gefühl hemmend und schwächend, aber auch anfeuernd und stärkend wirken. Falls sich der Mensch zu sehr von seinem Gefühl beherrschen läßt, wird er phantastisch. Jedenfalls ist das Gefühl keine Erkenntnisquelle und sollte allein auch keine Willensquelle sein, wozu es von vielen Wirr- und Brauseköpfen der Gegenwart in Religion und Politik, ja sogar in dadurch romantisch werdender Philosophie gemacht wird. Sobald man sich auf ein bloßes Gefühl beruft, hört jedes ernsthafte Diskutieren auf; über den Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten. Andererseits ist, wie selbst der besonnene Kant einmal zugestanden hat, nichts Großes in der Welt ohne Leidenschaft, d. h. leidenschaftliche Begeisterung, geschaffen worden.

Wir wollen mit einer allgemeinen, auf den *gesamten* Menschen sich beziehenden Betrachtung schließen. Es gibt *Verstands-*, *Gefühls-* und *Willens-* oder *Tatmenschen*, von denen dem Kindes- und Jugendalter vorherrschend der zweite, den kräftigen Mannesjahren der dritte, dem vorgerückten Alter der erste Typ eigen ist. Die Veranlagung zu den einzelnen Typen ist in der Regel vererbt; jedoch kann Umgebung und Erziehung, auf höherer Stufe die Selbstzucht, manches dazu tun, um wenigstens die schärfsten Kanten abzuschleifen. Früher unterschied man, auch in der Wissenschaft, die Menschen gern nach den sogenannten vier *Temperamenten*, indem man die Art eines jeden Menschen als von

feiner Blutbeschaffenheit abhängig sich vorstellte: in Sanguiniker (Leichtblütige), Melancholiker (Schwer-, eigentlich Schwarzblütige), Choliker (Heißblütige) und Phlegmatiker (Kaltblütige). Und da man sich an dieser an sich veralteten Einteilung die verschiedenen menschlichen Seelenstimmungen gut klarmachen kann, sei sie für die folgende kurze Schilderung beibehalten. Jedes dieser vier Temperamente hat seine Vorzüge, aber auch seine Fehler. Der Sanguiniker besitzt zwar Frische, Frohsinn, Lebhaftigkeit und Gutmütigkeit, jedoch auch Flatterhaftigkeit, Leichtfinn, Mangel an Ernst und Energie. Der Melancholiker zeigt zwar Ernst, Zartheit und Tiefe, aber auch Trübsinn, Verdrießlichkeit und Empfindlichkeit. Der Choliker ist tatkräftig, feurig und entschlossen, aber auch maßlos in seinen Leidenschaften, egoistisch, jähzornig und stolz bis zum Hochmut. Des Phlegmatikers Ruhe, Bedächtigkeit und Kaltblütigkeit endlich artet nur zu oft in Langsamkeit, Untätigkeit, Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit aus. Kein Mensch besitzt indes glücklicherweise nur *ein* Temperament, und das ist gut so. Die meisten vereinigen sie sämtlich in sich, aber in den verschiedensten Mischungsgraden, die außerdem noch durch Lebensalter, Geschlecht, Stand, Beruf, Volk, Rasse in der mannigfachsten Weise modifiziert (geändert) werden. Jeder Leser wird sich das im einzelnen ausmalen können, wenn er etwa an die verschiedene Art von Kindern und Alten, Männern und Frauen, Nord- und Südländern, Weißen und Negern oder Indianern denkt. Die von uns zu erstrebende ideale Seelenstimmung ist eine möglichst gleichmäßige Ausbildung der verschiedenen Gemütskräfte, ein möglichst *harmonisches* Gleichgewicht von Verstandes-, Willens- und Gefühlsleben. Mit Recht ist schon von den alten Griechen das »Maß« oder die »Besonnenheit«, eigentlich und besser *seelische Gesundheit*, als eine der höchsten Tugenden neben der Mannhaftigkeit, Weisheit und Gerechtigkeit gepriesen worden. — Mit solchem Maßhalten braucht durchaus keine übermäßige Nüchternheit, kein Zurückdrängen eines frischfrohen natürlichen Temperaments verbunden zu sein, sondern nur bewußte Beherrschung aller Körper- und Seelenkräfte, damit im Lebenskampfe womöglich herauskomme ein vollkräftiger Mensch mit klarem Kopf, festem Willen und warmem Herzen, in einer Gemeinschaft freiwilliger Menschen. Prof. Dr. K. Vorländer, Münster

MUSEUM DER STIMMEN

Papyrosrollen, die auf Jahrtausende zurückblicken, vermitteln dem Gelehrten von heute und durch ihn der jetzt lebenden Generation die Kenntnis längst verschwundener Kulturen. Bei ihrer Kenntnis ist es möglich, das Leben und Treiben untergegangener Geschlechter rekonstruktiv wieder vorzustellen. So bilden die alten Rollen Dokumente von unmeßbarem wissenschaftlichem und kulturhistorischem Wert.

Sie lassen aber auch die Frage auftauchen, was von unserer schnelllebigen Zeit auf die späteren Jahrhunderte etwa überkommen wird. Die Geruhfamkeit der Alten ist uns fremd geworden. An die Stelle sorgfamer und fast unverlöschbarer Bilderschrift trat die Massenproduktion der Rotationsmaschinen. Das Zeitalter der Technik bringt immer rasenderes Tempo in der Entwicklung. Noch ist es kein Jahrhundert her, daß die ersten Telegraphen für die öffentliche Benutzung in Deutschland freigegeben wurden — und schon hängt heute jeder zweite Mensch am Hörer des Radio. Die Daguerrotypie ist durch die Flimmerstreifen der Filmproduktion fast um Jahrtausende zurückgeworfen. Daneben tritt nach der telegraphischen die drahtlos-telephonische Bildübertragung ihren Siegeszug an. Nur phantasiebegabte Mitbürger können sich eine vage Vorstellung davon machen, was etwa in fünfzig weiteren Jahren noch an Überraschendem auf die Menschheit einzustürmen vermöge. In solcher Hast täglicher Ereignisse sucht die Buchdruckerkunst in Gemeinschaft mit der Photographie vieles auf unvergänglichem Papier festzuhalten, was für die Gegenwart besonders charakteristisch ist. Spätere Forscher und Lernbegeisterte werden sicher mehr an Quellenmaterial über diese Zeitepoche vorfinden, als wir es über vergangene Perioden der Menschheitsgeschichte haben. Besonders über den Menschen selbst, über sein Treiben, sein Streben, seinen Kulturzustand, vor allem über seine Sprache haben wir aus der Vergangenheit immer nur sehr bescheidene Zeugnisse. Jeder kennt die Geschichte vom Demosthenes, dem griechischen Redner, der trotz seines Sprachfehlers so lange gegen das Toben des Meeres anschrill, bis er die volle Beherrschung der Sprache gewonnen hatte. Was weiß man sonst von ihm, außer dem mehr oder weniger bestimmten Inhalt der Reden, durch die er später den Ruhm seines Volkes

mehrte? Weiß man heute überhaupt, wie die Sprache der alten Griechen oder Lateiner lautete? Dies im wörtlichen Sinne gemeint. Die Dozenten der alten Sprachen sind sich durchaus nicht einig über ihren Lautcharakter.

Wie aber steht es in der Jetztzeit? Hunderte von Völkern und Volksstämmen, die den Alten völlig unbekannt waren, sind nun in den Kulturkreis eingetreten, den der europäische Expansionsdrang zog. Je genauer man hinsieht, desto mehr Differenzierungen findet man sogar innerhalb einer Volksgemeinschaft, die nach außen als ein Geschlossenes erscheint. Auch diese Entwicklung nach außen und nach innen ist keineswegs beendet. Ihre Straße zu verfolgen, ihre Etappenstationen für Gegenwart und Zukunft festzuhalten, daran ist Wissenschaft und Technik heute in gleichem Maße interessiert.

Auf diesem für die Nurpraktiker scheinbar sehr abseitigen Gebiete gibt es manche gute Spezialleistung. Eine besondere Betrachtung verdient unter ihnen das *Museum der Stimmen* (Lautbibliothek), das der Preussischen Staatsbibliothek in Berlin angegliedert ist. Es verdankt seine Entstehung und sein Wachstum der Initiative seines Leiters Professor *Wilhelm Doegen*. Dieser, Philolog von Beruf, hat schon in jungen Jahren die Bedeutung der »sprechenden Platte«, des Grammophons, für den *Sprachenunterricht* erkannt und in seinem Kreise zu fördern gesucht. Mit der Zeit aber wuchs ihm die Erkenntnis, daß man mit technisch verbesserten Platten nicht nur Unterrichts-, sondern auch kulturelle Sammelzwecke verfolgen könne. Er begann deshalb über die Herstellung unvergänglicher Platten nachzudenken und ihrem Verwendungszweck immer weitere Kreise zu ziehen.

Äußere Gelegenheit, diesem Streben einen ganz neuen Anstoß zu geben, bot ihm der Weltkrieg. Aus allen Weltteilen strömten in den Kriegsgefangenenlagern Deutschlands die buntesten Völkermischungen zusammen: aus dem Innern Asiens, aus dem fernsten Osten, aus Afrika, Australien, Amerika, nicht zuletzt aus fast jedem Winkel Europas. So verschieden die Volkstypen, so bunt geartet die Sprachen. Sie für die Wissenschaft und Sammlung nutzbar zu machen, war ein glücklicher Gedanke. Dieser, erst einmal gedacht, war allerdings nicht so leicht in die Wirklichkeit umzusetzen. Es bedurfte mehr als einer

Konferenz, mehr als einer Denkschrift, bis endlich die zuständigen Instanzen ihre Genehmigung gaben, bis Kriegs- und Kultusministerium außer ihrem »Ja« auch die nötigen sonstigen Unterstützungen zur Verfügung stellten.

Aber schließlich ist es gelungen. Ein ganzer Stab von sprachwissenschaftlichen Kapazitäten hat gemeinsam daran gearbeitet, von den verschiedensten Völkern die Sprache in charakteristischen Einzelheiten festzuhalten. Zunächst das gesprochene Wort auf den Lautplatten, dann den Text des Gesprochenen oder Gefungenen in Antiquaschreibschrift und schließlich den gleichen Text nach bestimmten Regeln in phonetischer Aussprachebezeichnung. Daneben wurden die Typen der Völkerstämme photographisch festgehalten und außerdem noch ihre charakteristischen Merkmale durch besondere Schädelmessungen zu fixieren versucht.

So hat sich in der Lautbibliothek ein ganz eigenartiges kulturhistorisches Material angeammelt, das in seiner Bedeutung kaum geschätzt werden kann. Für Unterrichtszwecke werden die Volkstypen wie die Sprach- oder Musikproben in Lichtbildern vorgeführt. Daneben ertönt von der Walze das gesprochene Wort oder der Sang in fremden Idiomen, aber in vollendeter Klarheit und Deutlichkeit der Aussprache.

Eine eigne Erfindung Doegens unterstützt den Zweck: *Lautstopper*, auf diesem Gebiete ungefähr das, was die Zeitlupe beim Photographieren ist. Der Lauthalter fixt einen besondern Ton, der sich dem Ohr einprägen soll, und läßt ihn beliebig lange erklingen. Man denke an den französischen Nasallaut, der dem deutschen Anfänger beim Sprachlernen besondere Mühe macht. Er kann mittels des Lauthalters oder -stoppers so lange und so oft dem Lernenden vorgetragen werden, bis ein Verwechseln nicht mehr möglich ist.

Nicht weniger als 250 verschiedene Volksstämme der Erde haben sich in dem Lautmuseum Berlin ein Stelldichein gegeben: Briten, Schotten, Walliser, Flamen und Wallonen, Franzosen, Basken, Bretonen, Kreolen, Italiener aller Stämme, Serben, Ukrainer, Groß- und Weißrussen, Juden, Esten, Litauer, Finnen, Nordwinen, Tschere-miffen, Wotjaken und Ostjaken, Kosaken, Baskiren, Kaukasier, Armenier, Mongolen, Japaner, Anamiten, Malaien, Hindus, Gurkhas, Sikhs, Afghanen und Beludschien, dazu die mannigfachen Völker aus Afrika. Von ihnen allen wurden Aufnahmen in der Art hergestellt, wie

wir sie eben geschildert haben. Nicht weniger als 1651 solcher Lautaufnahmen zählt das Institut allein aus den Gefangenenlagern Deutschlands! Grammophonplatten sind nun freilich nichts Neues, aber was die Lautbibliothek bringt, ist nicht mit Grammophonplatten zu verwechseln. Dort werden die Lautaufnahmen auf stark *vernickelte Kupferplatten* übertragen, die so gut wie unvergänglich sind und deshalb in die Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende dauern dürften. Wenn unfre heutige Sprache infolge ihrer innern Wandlungen von unfern Nachfahren nur so wenig noch verstanden wird, wie etwa die Sprache des Nibelungenliedes von den Heutigen, dann werden diese Dauerplatten der Lautbibliothek die Sprache des 20. Jahrhunderts wieder hervorzaubern, Staunen und Verwunderung bei den Hörern wecken.

Das Tätigkeitsfeld der Sammlung ist jedoch nicht nur auf Sprachproben aus allen Weltteilen beschränkt. Ein nicht minder vornehmes Kulturwerk verrichtet sie durch das *Festhalten der Stimmen hervorragender Mitlebender*. Wenn eines Tags das fünfzig- oder hundertjährige Bestehen der deutschen Republik gefeiert wird, wird man in deutschen Ländern das Weimarer Treugelöbnis des Ersten Präsidenten dieser Republik *Friedrich Ebert* in seiner eignen Stimme wiederhören können. Alle Größen dieser Zeit, sei es unter den Politikern oder Wissenschaftlern und Künstlern, werden in ihrer charakteristischen Sprechweise, mit ihrem besondern Stimmklang für die Geschichte festgehalten. Was das für die Zukunft bedeutet, ist heute nur zu ahnen. Wir brauchen nur daran zu denken, daß Männer wie Fichte und Stein so wenig aus der deutschen Geschichte fortzudenken sind, wie etwa Bismarck und Eugen Richter, Bebel und Windthorst. Von ihnen und zahlreichen anderen Größen haben wir Bildnisse und Schriftstücke, Reden und Bücher. Aber das Unmittelbare fehlt, das im Klang der Stimme und durch das gesprochene Wort auf den Hörer wirkt. Die Erfindung des Grammophons, die Verbesserung der Plattenherstellung und ihre im wahrsten Wortsinne großartige Ausnutzung im Lautmuseum zu Berlin bieten die Sicherheit, daß der Stimmenklang der heutigen Führenden nicht verweht wird. Damit öffnen sich kulturhistorische Ausblicke von einer Weite, daß kaum einer ihren Endpunkt zu erfassen vermag.

Franz Klühs, Berlin

FREMDE KLÄNGE

Ein milder Sommerabend strich mit weichen Fittichen über das kleine, verfleckte Dorf. Um hohe Linden und Ulmen tollten in lautloser Jagd die Fledermäuse. Im tiefsten Schatten, umfangen und umwirrt von den Nachtgefängen des Gefträuchs, lagen die vereinzelt Höfe. Nur aus wenigen Fenstern fiel noch rotes, ruhiges Lampenlicht. Still war es im Dorfe, doch mit dem Hauch der Nacht kam ein fremder Klang. Die Droffeln hielten inne in ihrem Lied, wenn der laue Wind diesen Klang verstärkt herübertrug. Klirr! sprang ein leises Geräusch durch den Abendfrieden. Aus dem niedrigen Fenster einer Kate turnte eine kleine, gewandte Gestalt. Rudi Wipp war das, des Kätners Einziger. Wie ein Wiesel schlich er durch den Gemüsegarten nach der Straße. Mit bloßem Kopf, hemdärmelig und barfuß kam er an, lief schnell eine Strecke auf dem Weg entlang. Im Schutze des Spritzenhäuschens verschnaupte er ein wenig und setzte, immer noch recht behutend, mit einem Blick nach dem elterlichen Haufe hinüber, die Holzpantoffeln auf die Erde. Fort lief er dann, mit vorgebeugtem Oberkörper. Die Pantoffeln klapperten vergnügt auf den rauhen Steinen, die kurzen, weißen Hemdärmel schwenkten durch das Dunkel.

Auf einer Weide vor dem Dorfe gab eine Arena ihre Vorstellung. Hoch bis an die Äste einer großen Eiche ragten die Gerüste. Weißes Gaslicht flackerte und warf feinen Schein in die blanken Blätter. Volltönig quoll die Orgelmusik in die Sommernacht hinein.

Rudi Wipp achtete nicht mehr auf den Weg. In seinen Augen stand das bunte Bild der Arena. Als er die Menschen sah, die den Platz umgaben, wunderte er sich, daß es so viele waren. Da war ja kaum hindurchzukommen.

Aber Rudi Wipp war geschmeidig. Die Knüffe eines Bauernföhnes und das Quarken eines griesgrämigen Tagelöhners nahm er sich nicht sehr zu Herzen. Er kam hindurch. Auf die erste Bank setzte er sich. Da war noch viel Platz, nur die Kinder des Gutsbesitzers saßen dort mit einem Fräulein. Rudi Wipps Augen wurden groß. Weit aufsperrte er den Mund, und sein brauner Kopf folgte den Bewegungen des schaukelnden Trapezes. Nachher kam da ein Kerl angefprungen, der fiel gleich auf die Nase. Überhaupt: solchen Kerl hatte Rudi noch nicht gesehen. Ein breites Maul hatte der, einen hohen spitzen Hut und – das war ja zum Lachen – ein rotes und ein weißes Hofenbein. Sehr dumm mußte der Kerl sein, denn jeden Augenblick bekam er eine Ohrfeige, daß er dreimal koppheißer schoß. Rudi Wipp lachte, daß ihm Tränen über die Backen liefen. Da stand ein blaßes, schlankes Mädchen vor ihm, das in der Hand einen Teller hielt. Rudi erschrak heftig, sah das Mädchen groß an. »Du mußt noch bezahlen – fünfzig Pfennig«, sagte eine feine, zarte Stimme.

Der Junge sah nichts mehr als den weißen Teller, in dem ein paar Geldstücke lagen. Immer größer wurde der Teller und fing zuletzt an, sich zu drehen. Rudi wußte nicht, was er sagen sollte. Da hörte er wieder die Stimme. Ungeduld lag darin:

»Wenn du kein Geld hast, mußt du hier weggehen.«

Hinter ihm lachte jemand. Die Kinder des Gutsbesitzers, die neben ihm saßen, beugten sich vor, um ihn besser sehen zu können. Da ließ Rudi Wipp den Kopf hängen.

»Ich hab' ganz gewiß kein Geld«, sagte er leise.

Unwillig sah das Mädchen den Jungen an. Dann ging es zögernd fort. Es hatte ein fleischfarbendes Trikot an, um die Hüften eine blaue Krause. Schwarzes, langes Haar fiel aufgelöst in den Nacken. Feine Glieder, ebenmäßige Formen zeigten leichtes Spiel der Muskeln. Rudi vergaß zu atmen. Dem Mädchen sah er nach. Die Orgel dröhnte. Über den Köpfen der Zuschauer balancierte ein Seiltänzer mit der Stange. Rudi sah das, aber seine Gedanken blieben bei dem Mädchen. Immer noch hörte er den fremden Klang der Stimme. Etwas hätte er dem Mädchen sagen mögen.

Am liebsten wäre er nach Hause gegangen, aber das mochte er der Leute wegen nicht. So blieb er bis zum Schluß. Dann aber drängte er sich schnell durch die auseinanderströmende Menge, zog die Pantoffeln aus und huschte auf der dunklen Dorfstraße dahin. Einmal blieb er stehen. Ihm war, als spiele die Orgel immer noch. Aber es war still; nur einige leise Schritte hörte er in der Ferne und dunkle Stimmen. Durch den Garten schlich er wieder. Sein Fuß stieß gegen einen Apfel, der vorzeitig abgefallen war. Er nahm ihn auf. Und ein Gedanke kam dem Jungen. Rasch hob er alle auf, die er fand. Alle Taschen stopfte er voll. Einen aß er in feiner Freude. Aber er ging nicht ins Haus. Schnell lief er den Weg zurück. Glücklicherweise lächelte er vor sich hin. Doch das Lächeln schwand, als er die Arena liegen sah. Herzklopfen bekam er. Die Arena lag im Dunkel. Nur bei dem Wohnwagen brannte noch eine kleine Flamme, und aus dem Fenster kam ein schwacher Strahl.

Hinter dem Strauchwerk, ganz nahe, stand Rudi. Zittern schüttelte ihn. Der Nachtwind wehte so kühl. Einen Mann erblickte er; der sprach mit einem Hunde. Das Mädchen sah er nicht. Und als der Mann im Wagen verschwunden war und der Hund sich verkrochen hatte, schlich Rudi traurig davon. Lange, lange lag er noch mit offenen Augen in der Kammer. Die Mädchengestalt spielte lieblich durch seine Träume. Als Rudi aufstehen sollte, war er noch sehr müde. Seine Mutter wunderte sich ein wenig, ließ ihn aber liegen. Und so schlief er bis in den halben Vormittag hinein.

»Was hast du, Junge?« sagte die Mutter und beobachtete ihn von der Seite. Beforgt war der Blick. – »Ich? Nichts!« Sachte schlich er hinaus, lungerte im Garten zwischen den Stachelbeersträuchern herum. Und als Mutter sich hinten im Stall bei dem Vieh zu schaffen machte, warf er aus seinem Versteck einen Knüttel gegen den leuchtenden Augustapfelbaum. Dumpf prasselten die Früchte auf die Erde, geschwind raffte er sie in einen Beutel, und husch! war Rudi Wipp wieder verschwunden.

Nicht auf der Dorfstraße ging er. Nein, weit über die Felder lief er, im großen Bogen um das Dorf herum, und als er keine Menschen in der Umgebung mehr sah, lief er, als gäbe es irgendwo ein großes Feuer zu sehen. Nur durch den Wald mußte er noch. Aufatmend lugte er durch das Gebüsch, hinter dem er in der Nacht gestanden hatte. Und da erschrak Rudi, daß der Beutel seinen Händen entfiel und ein paar Äpfel ins Gras kollerten.

Die Arena war weg. Tiefe Wagenspuren führten von dem Platz über die Weide nach der Landstraße. Unbeweglich stand Rudi Wipp. Seine Augen suchten den Platz, auf dem er gefessen hatte, verfolgten den Weg, den das Mädchen gegangen war. Die fremde Stimme hörte er wieder. Dann sah er die prächtigen, rotbäckigen Äpfel. Weinen mußte er. Und lange strich er noch in der Feldmark umher.

Paul Behlau, Altona

FÜR UNSERE BÜCHEREIEN

Bücherei-Aufbauarbeit in Österreich. Daß die Fortschritte des Arbeiterbüchereiwesens Österreichs ganz besonders in Wien ein beispielloses Tempo haben, ist jedem Fachmann so bekannt, daß viele Worte dazu überflüssig sind. Die ganze Stärke dieser Arbeit erschließt sich aber doch erst bei eigener Anschauung. Bei einer Ferien-Studienfahrt nach Wien und Kärnten im Juli d. J. sah ich unter anderm die große neue Bezirksarbeiterbücherei in Floridsdorf, die in einem der neuen Wohnhöfe untergebracht ist. Die Raumfrage ist glänzend gelöst. An der Front einer breiten Straße liegt das Bibliotheklokal. Hell und luftig ist der große Raum. Zweckmäßige Regale sind eingebaut, und die Leser sind nur durch eine lange Tafel, nicht durch eine Schalterabsperrung von den Büchern und den Bibliothekaren getrennt. »Leute, die hinter Schaltern thronen«, gewinnen allzu leicht etwas Unnahbares und Majestätisches. Die Kosten für die Einrichtung der neuen Bücherei, die jetzt schon 12000 Bände umfaßt, sind in der Höhe von 50000 Schilling = 30000 Mark schnell und begeistert von den Gewerkschaften aufgebracht worden.

Vorbildlich ist der Katalog der Bücherei ausgestattet. Dafür einige treffliche Proben:

Der Titel: *Unser Buch*, Verzeichnis der Bücherei der Arbeitervereine Floridsdorfs. Aus den Vorworten:

Was sagen ernste Menschen über Bücher?

Für meine Seele kommt Besuch; / Ein schönes, wohlge-
wachsenes Buch. / Zur Lampe trag' ich's sorglich hin, /
Vielleicht steckt auch ein Mensch darin? / Doch Menschen
blühen in dünner Saat. / Vielleicht ist's nur ein Literat? /
Doch nein, bei Gott, wer hätt's gedacht, / Ein Mensch ist's,
der da weint und lacht. / Schon weilt er mir leibhaftig
nah, / Lebendiger noch, als stünd' er da. / Mir wird Er-
kenntnis, wird Bescheid / Von fremder Seele Wunsch und
Leid. / So fühlt sich Leid von Leid bewegt, / Wie Woge
sich zu Woge schlägt, / Und wenn die letzte Schranke fällt, /
Raufcht auf der tiefe Strom der Welt. / Mit wunschgestillter
Seele Dank / Führ' ich den neuen Freund zum Schrank. /
Dort steht mir Freund an Freund gereiht, / Wer spricht
da noch von Einfamkeit?

Franz Karl Ginzkey

Immer wird mir eine Gefechtspause in der ungeliebten Piave-
schlacht im Juni 1918 in Erinnerung bleiben, da mir ein
gütiger Zufall den Liliencron'schen »Pogfred« in die Hand
spielte. Was keine Macht, der stärkste Mensch nicht be-
wirken konnte, vermochte ein Buch: Ich vergaß diese ent-
setzliche Welt und lebte für Augenblicke in der schönsten,
die uns erschlossen ist.

Robert Hohlbaum

Ich bin kein Bücherwurm, aber der Anblick einer Biblio-
thek kann mich zuweilen erschüttern. Diese still gereihten
Schätze des Geistes, welche Summen von Empfindung,
Bekanntnis, Gedankenkühnheit, erlittenem, mit Leben
bezahltem Wissen, dem Chaos abgerungener Form enthal-
ten sie – welch eine Welt von Menschlichkeit! Ja, eine
Bücherfammler kann mir Gefühle erwecken, denjenigen
verwandt, mit denen man den gestirnten Himmel betrachtet.

Thomas Mann

Das Lesen ist ein Vergnügen und eine Kunst. Zum Ver-
gnügen lesen viele. Sie erwischen oft Schundromane und
ähnliches Zeug. Unfre Bücherei will recht viele davor be-
wahren. Sie sollen von uns interessante Erzählungen und

Romane bekommen, die aber auch in Inhalt und Sprache
schön und wertvoll sind. Neben ihnen haben wir auch
Werke, die uns in den Geist der Naturwissenschaften und
den Geist der Gesellschaftswissenschaften einführen. Wer
nur Romane verschlingt, der will sich nur unterhalten.
Nehmt auch hier und da ein ernstes Buch zur Hand! Von
Himmel und Erde, Menschen und Tieren erzählen viele
schöne Bücher. Auch sie sind interessant, spannender oft
als Romane. Wer einmal ein Buch zur Unterhaltung und
dann wieder ein Buch zur Belehrung liest, der empfindet
nicht nur Vergnügen, der versteht auch die Kunst des Le-
sens und hat dauernden Gewinn.

Den einzelnen Abteilungen sind kurze Leitfäden voran-
gestellt, z. B.: Kurzer Leitfaden durch die deutsche Roman-
literatur, von Fritz Stadler. Schundliteratur. Ein Wort an
unfre Frauen. Kurzer Führer durch die sozialistische Lite-
ratur. Zwischen die monotonen Seiten der Autoren- und
Titelaufführungen sind kleine Schlagzeilen eingestreut,
über die der Leser unbedingt stolpern muß, z. B.:

Ein gutes Buch ist ein wahrer Schatz.

Mit einem guten Buch allein

Vergißt man leicht des Tages Pein.

Und ärgerst du dich noch so sehr,

Ein Buch stellt oft die Laune her.

Die Einführung des Papiers und die Erfindung des Drucks
haben das Denken zu einer Weltmacht erhoben.

Vom Schlechten kann man nie zu wenig und das Gute nie
zu oft lesen.

Auch in der Provinz, das heißt in den übrigen Bundes-
staaten der Republik Österreich, marschieren die Arbeiter-
büchereiwesen. Dort sind meistens die Arbeiterkammern
die Träger der Bewegung. Vor mir liegt der Bericht der
Arbeiterbücherei der Arbeiterkammer für Kärnten in
Klagenfurt. Ich sah diese Zentralbücherei und eine ihrer
Filialen in Ferlach bei meinem Dortsein Anfang August d. J.
Immer wieder war ich der Bewunderung voll über das,
was dort in kurzer Zeit, allerdings auch mit reichlichen
und sicheren Mitteln, geleistet wurde.

Die Bücherei der Arbeiterkammer begann 1924 ihren öffent-
lichen Betrieb mit 1430 Bänden. Heute sind im Lande zehn
ständige Bibliotheken vorhanden mit insgesamt 9191 Bän-
den, außerdem werden noch fünf Wanderbibliotheken mit
Bücherkisten von je 120 Exemplaren eingerichtet. Im
Jahre 1925 betrug die Zahl der entliehenen Bücher ins-
gesamt 5398, 1926: 9259; für 1927 dürfte die Zahl auf
24000 anschwellen. Die Büchereien werden demnächst
völlig katalogisiert sein, und dadurch wird sicher ein neuer
Aufschwung kommen. Möge die deutsche Bewegung
sich von diesen Beispielen zu erhöhter Tätigkeit anfeuern
lassen!

Gustav Hennig, Gera

Charles de Costers Hauptwerk: Uilenpiegel und Lamme
Goedzack. Ein lustiges Buch trotz Tod und Tränen, er-
scheint in einer neuen Ausgabe, übersetzt von Wolfskehl,
bei Paul List in Leipzig. Dieser Übersetzung wird nach-
gerühmt, daß sie sehr gut sei. Frühere deutsche Ausgaben
sind erschienen bei Eugen Diederichs in Jena und im
Inselverlag Leipzig. De Costers 100. Geburtstag wurde
am 20. August d. J. gefeiert. Der Dichter ward geboren
am 20. August 1827 in München und starb am 7. Mai 1879
in Ixelles bei Brüssel.

DAS SCHIFF

BEIBLATT DER TYPOGRAPHISCHEN MITTEILUNGEN / SCHRIFTFLEITUNG: ERNST PRECZANG, BERLIN
NUMMER II / NOVEMBER 1927

Ernst Heinrich Schrenzel, Dresden: DER EWIGE NIL

Aus den Fenstern der ägyptischen Staatseisenbahn fah ich durch die hitzeflimmernde Luft auf das flache, sandige Land, auf die gespenstigen Arme der Ziehbrunnen, auf einzelne Palmen, die — wie aus einer Radierung oder aus einem Traum erwacht zu fein schienen, auf lastentragende Kamele, auf die Fellachen in ihrer primitiven Tracht — mit offenen Augen zwar, doch mit denen eines Menschen, dem Bilder des Orients wohl vertraut waren von manchem fernen Weg unterm Kreuze des Südens. Da bannte aber ein Neues, noch nicht Gesehantes, magisch den Blick: Segel zogen über das Grün von Feldern hin, hockende Gestalten glitten über die Erde — unbeweglich und doch fortbewegt, lautlos dabei, ohne das Knarren eines Wagenrades, erschütterungsfrei wie etwas Körperloses. Ich stand im Zuge auf und fah in langer Fahrt nichts als das gleiche, unwirklich scheinende Bild, bis sich endlich der Bahndamm ein wenig hob und mich nun von meinem erhöhten Standpunkt aus sehen ließ, daß zwischen den Feldern flache Barken durch engste Kanäle glitten, durch einige der aber tausend Wasseradern des Nils, die das Land durchziehen, aus Wüste Blüte und Frucht zaubernd. Da war mir, als hätte ich nicht auf ein neues Stück Erde geschaut, sondern in ein Wunder.

Vom 146 Meter hohen Plateau der Cheopspyramide blickte ich über Kairo hin, die leuchtende Stadt, über die Sphinx zu meinen Füßen, den Riefenkomplex der Mamelukengräber, über die zeitalte Wüste, von der Sandhosen aufwirbelten, fern und ferner, bis in den ungewissen Dämmer hin, in dem sich noch die Pyramiden von Sakkarah silbergrau abzeichneten. Gezirah lag drunten mit der unwahrscheinlichen Pracht der Palmengärten, das fließende Meer des Nils,

und über einem Bild, an dem Jahrtausende geschaffen haben, flog ein silberner Vogel des Heute: ein englischer Bagdadflieger. Da umraufchte es mich wieder wie ein Wehen des Wunders.

Und diesen gleichen Eindruck wirkt die phantastische Kahnfahrt durch die Säulennalleen der Tempel zu Philäe, schenkt der beängstigend grandiose Blick vom Nildamm zu Assuan auf diese Wasser, die — durch hundert Tore donnernd — ein halb natürliches, halb künstliches Meer erfüllen, das den Segen seiner Fruchtbarkeit über zehntausend Felder gießt in einem großartigen System von Adern.

Wunder: die Sphinxallee, Wunder: das Tal der Könige, Wunder: die Aussicht auf diesen Strom von Khartum aus, wo die zwei Brüder des afrikanischen Hochgebirges, der Bahr el Atrak (der Blaue Nil) und der Bahr el Atjad (der Weiße Nil) zusammenströmen und dann in gemeinsamem Bett, dem Auge sichtbar noch weithin als zwei getrennte Ströme nebeneinander fließen: mäßig schnell der eine, der bläulich gefärbt ist von der dunklen Lavaerde seiner abessinischen Heimatberge, wildreißend der andre und milchig schimmernd vom Schlamme weißlicher, feiner Tonerde.

Wunder ist es, den »Sudd« zu sehen, die kilometerweiten Seen kaum fließenden Wassers, das überwuchert und durchfilzt ist von Myriaden grüner Pflanzen, durch welche die Schifffahrt sich buchstäblich Gassen schlagen muß. Und es mutet wie ein Wunder an, am Ende der Trockenperiode in den stehenden fauligen Seen und Tümpeln des Atbara, des gewaltigen Nebenflusses des Nils, jenen reißenden Bergstrom wiederzuerkennen, der nach dem Ausbruch der Tropenregen von den nördlichen und westlichen Plateaus Äthiopiens aus in steilem Gefälle wie eine rasende

Sintflut zur Tiefe fauft und sein Bett zu sprengen droht unter der entfeffelten Wut seiner Elementarkraft.

Ja: das Mirakel wohnt an den Ufern und in den Ländern des Nils. Und es wohnte hier, seit seine Wellen aus fernen Bergen bis ins ägyptische Märchenland flossen. In Kairo zeigen die regfamen Fremdenführer die Stelle, an der Moses Wiege auf dem Nil gefunden wurde — aber auch nach dem Wort der Bibel trug dieser Strom ja das Knäblein, das den Weg von hier bis zum Sinai ging, schwamm auf diesen Waffern »Gottes Wort in der Knospe«. Hier ward »Joseph der Träumer« Joseph der Prophet. Und hier am Nil ward mancher zum Träumer und mancher zum Propheten durch abertausend Jahre. Und Traum aus fernsten Ländern auch zog der Strom an sich, und der Träumer und Schnfüchtigen, die es zu seinen Ufern zieht, ist kein Ende bis auf diesen Tag. Und es scheint wie Bestimmung und wie Symbol, daß dieser gewaltige Strom alles in seinem Bereich in gewaltigste Maße zwingt — zeitlich wie räumlich, materiell wie im Geist —, denn die Länder, die er durchfließt, sind ganz seine Kreaturen, sind — wie Herodot von Ägypten sagt — »Geschenke des Nils«.

Dieser Strom hat wie kein zweiter die ungeheuren Gebiete, die er durchzieht, in buchstäblichem wie in übertragenem Sinne befruchtet. Und die alten Ägypter, denen er Jahr um Jahr das »Nilwunder« bescherte, die köstliche Überschwemmung gerade zur Zeit der trostlosesten Trockenheit, dankten ihm nicht nur das Brot, das er wachsen ließ, sondern ihre Religion, ihre Wissenschaft, die ganze Kultur ihres gewaltigen Reiches. Primitivster Sinn in Urtagen der Menschheit nahm die befruchtende Schwellung des Nils als Segen, ihr Ausbleiben als Fluch der Stromgötter, in deren Gewalt und Willkür sich das

Volk das sonst unerklärliche Steigen und Sinken der Flut gegeben dachte. So steigt aus den Gaben an Feldfrüchten und Tieren, die den Göttern dargebracht werden, aus den Menschenopfern, mit denen man in Zeiten der Not ihren Zorn verfühnen wollte, ein kindhafter Glaube auf, so erwuchs neben ihm ganz folgerichtig eine Wissenschaft, die für jene fernen Tage ganz erstaunlich exakt war. Denn der Sinn der Gelehrten wurde durch die zeitlich regelmäßigen Überschwemmungen, die sich unter dem wohl überblickbaren, klaren Tropenhimmel begaben, auf das Vorhandensein großer Rhythmen in der Natur, auf die Beobachtung irdischer und himmlischer Gesetzmäßigkeiten, auf die Betrachtung von Zahl und Maß gelenkt. So entstand neben einer die Naturkräfte wunderbar symbolisierenden Religion für das Volk jene umfassende Wissenschaft der Gelehrten, die noch heute aus den Überlieferungen der altägyptischen Astronomie zu uns spricht und — sinnfälliger und erschütternder noch — aus dem Reichtum kunstvollster Bauten, die sich in ihren Riesenmaßen harmonisch den gewaltigen Dimensionen, den Exzessen der Erscheinungen einfügen, die am Nil herrschen. Doch gingen die alten Ägypter neben dem religiösen Weg und dem der Wissenschaft, welche die großen Zusammenhänge beobachtete, noch einen dritten, auf dem ihnen viele der Völker folgten, zu denen Kunde von dem Wunderstrom in Afrika gelangt war: den Weg des Versuches. Man wollte das Geheimnis des Nils einfach dadurch ergründen, daß man ihn erforschte: man versuchte, stromaufwärts bis zu seiner Quelle vorzudringen, mit der man das Geheimnis zu entdecken hoffte, das dem Strom so magische Gewalt über die Gebiete gab, die er durchzog. Und man wollte die Quelle besitzen und mit ihr jene Gewalt. (Ein zweiter Artikel folgt.)

LETZTER WUNSCH

*Hier, Freunde, bringt mich zur letzten Ruh'
Mitten im Dufte der Reben,
Die dem lachenden Himmel zu
Sich aus dem Friedhof heben.*

*Bringt mich zur Ruh', daß um's bleiche Gebein
Neue Wurzeln sich ranken
Und um das Kreuz einst im sonnigen Schein
Saftige Blätter schwanken.*

*Und beginnt am entblätterten Stab
Herbstlich die Frucht zu leuchten,
Preßt dann die Traube mir über mein Grab,
Daß es die Tropfen beseuchten.*

*Sendet des Lebens Gruß in die Nacht
Des Todes, den flammenden, freien —
Mag dann des Winters fröstelnde Macht
Mir das einsame Grab überschneien.*

KURT MEGELIN, BERLIN

Verbreitung von Radio-Nachrichten

Die Flutwelle von Internationalismus, die jetzt über die Welt geht, erfaßt auch die geistige Arbeit des Dichters, Schriftstellers und Künstlers. Im 19. Jahrhundert waren die zahlreichen Autorengesetze geschaffen worden, und da die Kultur eines Volkes heute nicht zum mindesten sich in der Art zeigt, wie es das geistige Eigentum schützt, so wetteiferten die einzelnen Völker miteinander, um den Schöpfungen des Geistes gerecht zu werden, sie auch nach außen hin als Rechtsgut zu kennzeichnen. Aber es genügt nicht, daß man vor den nationalen Grenzen mit dem Schutz der immateriellen Rechtsgüter haltmacht. Die ständige Zunahme der internationalen Verkehrsbeziehungen führte allmählich dahin, daß sich heute in bezug auf den Absatz nicht nur der industriellen und gewerblichen, sondern auch der künstlerischen Leistungen kein Land mehr auf sich allein beschränken kann. So kam man denn zu der Überzeugung, daß eine Hauptlücke der Gesetzgebung des 19. Jahrhunderts darin bestand, daß man bei der Nationalität stehen blieb und den Schutz mehr oder minder dem Inländer und den im Inlande erschienenen Werken zuteil werden ließ.

Das mußte überwunden werden, und es wurde der Grundsatz aufgestellt, daß die Werke des Schriftstellers und Künstlers nicht nur in seinem eigenen Lande, sondern in der ganzen Welt geschützt werden. Und um dem Rechte des Geistes Anerkennung zu verschaffen, entstanden die Verträge zwischen den einzelnen Staaten und die hauptsächlich in Betracht kommende internationale Übereinkunft, die Berner Konvention.

Bei der Schaffung aller Urheberrechtsgesetze und auch der internationalen Verträge konnte man natürlich nicht die Entwicklung der Technik voraussehen, so daß deren Fortschritte, soweit sie im Dienste des geistigen Schaffens stehen, nicht berücksichtigt werden konnten. Erst bei der Revision der Berner Konvention im Jahre 1908 wurde der Bedeutung der Kinematographie Rechnung getragen und allen Werken der Literatur, der Wissenschaft und der Kunst ein Schutz gegen Nachbildung und Vorführung durch die Kinematographie gewährt. Ebenso aber auch wurden selbständige kinematographische Erzeugnisse urheberrechtlich geschützt.

Inzwischen ist die Radiotelegraphie und Radiotelephonie allgemein zur Anwendung gekommen, und zwar so schnell, daß mit ihrer Entwicklung die Gesetzgebung nicht Schritt halten konnte. Zwar gibt es in einigen Ländern sehr genaue Vorschriften, die das Recht zur Benutzung radioelektrischer Empfänger regeln, in anderen Ländern aber wird das Auffangen radioelektrischer Wellen mehr oder weniger erleichtert, einerseits durch das Ausfallen sich darauf beziehender Verordnungen, andererseits durch den Mangel an Strafbestimmungen gegen das unerlaubte Auffangen solcher Wellen. Nun ist es ohne weiteres erklärlich, ja selbstverständlich, daß ein Werk der Literatur oder der Tonkunst vor der unberechtigten Übertragung durch Radio genau so geschützt werden muß, wie vor der unberechtigten Aufführung, Vorführung oder dem unerlaubten Nachdruck. Darüber eine Einigkeit zu erzielen, wäre nicht schwierig. Ganz anders liegt die Sache, soweit es sich um die Verbreitung von Neuigkeiten handelt. Der radioelektrische Nachrichtendienst ist durch die verschiedenartigen Bestimmungen oder das Fehlen solcher in den einzelnen Ländern in ziemliche Verwirrung geraten, ja, der Nachrichtenaustausch, der zur gegenseitigen Verständigung der Völker

dienen soll, wird als gefährdet betrachtet. Nun hat bei der Genfer Sachverständigenkonferenz der Ausschuß der Nachrichtenagenturen den Völkerbund erfucht, bei den verschiedenen Regierungen oder bei den zuständigen Verwaltungen dahin zu wirken, daß so schnell wie möglich in die Gesetzgebung oder in die Verwaltungsbestimmungen über die Einrichtung der radioelektrischen Empfangsstationen (Vorschriften über die Genehmigung solcher Stationen) folgende Bestimmungen eingefügt werden:

»Die Bewilligung einer radioelektrischen Empfangsstation verleiht einzig und allein das Recht, die Sendungen der öffentlichen Sendedienste (Radiokonzerte, Vorträge, Wetterprognose, Börsenkurse, Marktkurse, Zeit signale, Tagesnachrichten usw.) sowie die Sendungen der Versuchsposten aufzunehmen. Es ist dem Inhaber einer solchen Station verboten, Radiotelegramme oder Mitteilungen irgendwelcher Art, oder Presse- und wirtschaftliche Nachrichten aufzufangen, deren Empfang nur den Abonnenten dieser Dienste gestattet ist. Wenn Mitteilungen dieser Art unabsichtlich aufgefangen werden, so dürfen sie weder schriftlich aufgezeichnet, noch dritten Personen mitgeteilt, noch für irgendeinen Zweck benutzt werden. Es ist verboten, zum Zweck einer geschäftlichen Ausbeutung die Nachrichten zu benutzen, die von einem öffentlichen Sendedienst verbreitet werden.«

Diese Vorschrift sollte durch eine Strafbestimmung unterstützt werden, z. B. nach dem Muster der Gesetzgebung eines mitteleuropäischen Staates, die in den oben erwähnten Fällen eine Gefängnisstrafe von acht Tagen bis zu drei Monaten für das bloße Auffangen von Nachrichten und eine Gefängnisstrafe von vierzehn Tagen bis zu sechs Monaten für die Veröffentlichung der unberechtigt aufgefangenen Nachrichten oder für ihre Benutzung zum Schaden des wirklichen Empfängers vorsieht.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die großen internationalen Nachrichtenagenturen an der gesetzlichen Regelung dieser Frage das allergrößte Interesse haben, und ebenso verständlich ist es auch, daß sie den Wunsch haben, daß die Nachrichten, die sie unter Anwendung erheblicher Kosten und Mühen sich beschaffen und verbreiten, nicht unbefugt benutzt werden. Es handelt sich dabei hauptsächlich um jene Nachrichten, die an bestimmte Abonnenten über Wirtschaftsfragen geliefert werden. Daß die Verbreitung dieser Nachrichten verboten wird, auch damit kann man sich einverstanden erklären. Dagegen ist es ein Nonfens, ein Verbot zu verlangen, das das Auffangen derartiger Nachrichten unterfagt; denn ein solches Verbot befagt ja nichts anderes, als daß es verboten sein soll, derartige Nachrichten überhaupt zu hören. Es wäre gerade so, als wollte man Passanten, die über die Straße gehen, verbieten, die Gespräche anderer zu hören. Die Forderungen des Ausschusses der Nachrichtenagenturen gehen also in diesem Punkte zu weit und müssen dahin eingeschränkt werden, daß es verboten ist, derartige Mitteilungen, die für einen bestimmten Abonnentenkreis gegeben werden, geschäftlich irgendwie auszunutzen.

Fritz Hansen, Berlin-Lankwitz

Ein Kulturdokument des Weltkrieges

Im Dezember des Jahres 1916 wurde für das in den ungarischen Waldkarpathen kämpfende »Deutsche Karpathenkorps« eine Kriegszeitung mit dem Namen »Deutsche Karpathen-Zeitung« herausgegeben. Herausgeber war das deutsche Generalkommando mit dem Sitz in Felfo-Vifo. Als Schriftleiter zeichnete der in den Kreisen der »Vaterlandspartei« durch Herausgabe seiner Monatschrift »Der Panther« bekannte Deutschbalte Leutnant Axel Ripke. Die Herstellung und der Druck der Zeitung selber erfolgte in der idyllisch an den Abhängen der Berge, der Theiß und Har gelegenen Stadt Máramaros-Sziget in der primitiven Druckerei von Máramarosi Független Ujlág (Kovács Ödön). Der Besitzer erhielt für die Benutzung seiner Druckerei täglich 20 Mark, Farbe und Papier für die täglich in einer Auflage von 6000 Exemplaren erscheinende Zeitung besorgte das Generalkommando. Die Herausgeber verfolgten den Zweck, den Truppen möglichst schnell die neuesten Nachrichten von den übrigen Kriegsschauplätzen zu übermitteln. Dazu benutzte wiederum die Schriftleitung die in Aknaslatina errichtete Funkstation, die mit Nauen bei Berlin (wenn kein Gewitter war) in ständiger Verbindung stand. Die Kosten der Herstellung wurden anteilmäßig durch die in den Stellungen liegenden Truppenteile-Abonnenten aufgebracht und zeitigten ein solches Ergebnis, daß für den bis Ende April 1917 angeammelten Reingewinn von 2500 Mark die bekannten, an der Feldmütze zu tragenden Karpathenabzeichen bezahlt werden konnten. Die technischen Mitarbeiter (Setzer und Drucker) wurden den in den Stellungen liegenden Truppenteilen durch »Regimentsbefehl« unter Benutzung der Kriegsstammrolle entnommen. Die Abkommandierten waren überglücklich, den ungestörten Schützengräben den Rücken kehren zu dürfen, um endlich einmal von der Überfülle des Ungeziefers, Läufe genannt, befreit zu werden. Alle Kameraden-Kollegen waren im V. d. D. B. organisiert, und das Zusammenarbeiten und -leben war echt kollegial, es artete fogar mitunter zur größten musikalischen Ausgelassenheit aus. Diesen Übelstand glaubte der Hauptchriftleiter Leutnant Axel Ripke dadurch zu beseitigen, daß er die nachfolgende, für sich sprechende »Dienst- und Quartier-Ordnung« durch Anschlag bekanntgab. Mit Absicht sind die Namen der damaligen Mitarbeiter aufgeführt, damit die noch Lebenden sich ihrer Tätigkeit in Máramaros erinnern mögen. Die später gefallenen Kollegen sind an einem † erkenntlich.

Dienst- und Quartier-Ordnung.

1. Die Mannschaften der »Deutschen Karpathen-Zeitung« werden daran erinnert, daß sie sämtlichen Anordnungen und Befehlen der Uffz. Koch, † Brofius und Tribbels unbedingt Folge zu leisten haben. Die militärische Disziplin oder gar das Verhältnis des Vorgesetzten zum Untergebenen ist durch die Abkommandierung zur »Deutschen Karpathen-Zeitung« in keiner Weise aufgehoben. Die Uffz. sind verpflichtet, mir jede Weigerung, Kritik oder auch nur lässige Ausführung bei Erteilung ihrer Befehle durch die Mannschaften der »D. K.-Ztg.« sofort zu melden.
2. Uffz. Brofius ist für die Ordnung und Sauberkeit des Mannschaftsquartiers verantwortlich, Oberjäger Koch für die Ordnung und Sauberkeit der Redaktionsräume, für die Druckerei der jeweilig dienstfreie Setzer.

3. Innerhalb der Herstellung der Zeitung bestimmt der Jäger Schierwater die jeweiligen zu setzenden Manuskripte. Seinen Anordnungen sowie auch der Verteilung des gesetzten Textes innerhalb der Zeitung ist ohne jede Kritik Folge zu leisten.
4. Die Verteilung der Manuskripte an die einzelnen Setzer hat † Wittkowsky, im Falle seiner Abwesenheit Zimmermann, vorzunehmen. Eine Weigerung, den Anordnungen der drei Genannten Folge zu leisten, wird zur sofortigen Ablösung des betr. Mannes führen.
5. Der Besuch des Feldkinos sowie des Urania-Kinos ist bis auf weiteres sämtlichen Uffz. und Mannschaften der »D. K.-Ztg.« ohne jedesmalige, vorher einzuholende besondere Erlaubnis von mir verboten.
6. Die Setzer haben bis 10 Minuten vor 9 Uhr abends sämtlich in ihrem Quartier zu sein. Um 10 Uhr muß das Licht ausgelöscht sein, und sämtliche Setzer haben um diese Zeit in ihren »Betten« (!) zu liegen. Verantwortlich dafür ist mir Wittkowsky, im Falle seiner Abwesenheit Zimmermann. Diese beiden haben mir auch etwaige Zuwiderhandlungen gegen diesen Befehl am andern Tage zu melden.
7. Die in der Redaktion wohnenden Uffz. und Mannschaften haben gleichfalls bis 10 Minuten vor 9 Uhr abends im Quartier zu sein, falls sie nicht mit einem dienstlichen Befehl unterwegs sind. Um 1/2 11 Uhr muß das Licht ausgelöscht sein, und sämtliche Mannschaften müssen in ihren »Betten« liegen.
8. Die Kommandozeit, die diesen Bestimmungen zugrunde gelegt wird, wird zwischen 11 und 12 Uhr mittags telephonisch durch den Jäger Geise von der Ortskommandantur eingeholt und an den Ersatz-Ref. Wegener weitergegeben. Wegener überbringt sie zusammen mit dem Heeresbericht Wittkowsky bzw. Zimmermann und dem Uffz. Brofius. Bei nicht erfolgter Übergabe wird sowohl der Überbringer wie der Empfänger bestraft.
9. Die Wäsche wird künftig von sämtlichen Uffz. und Mannschaften nicht außerhalb des Hauses, sondern von ihnen selbst gewaschen, und zwar in folgender Reihe:
Der jeweilige dienstfreie Setzer wäscht seine eigene Wäsche sowie auch die eines Druckers, und zwar wäscht:
Rajewsky . . . gleichzeitig die Wäsche von Heyn,
Wittkowsky gleichzeitig die Wäsche von Haak,
Sperling . . . gleichzeitig die Wäsche von Brofius,
Gent . . . gleichzeitig die Wäsche von Koch,
Zander . . . gleichzeitig die Wäsche von Tribbels.
Die übrigen Mannschaften waschen jeder ihre Wäsche selbst. Die frischgewaschene Wäsche ist nach ihrer Trocknung am andern Tage mir vorzulegen, und zwar bringt der betreffende Setzer sowohl seine Wäsche wie die seines Kameraden am Vormittag nach Ablegen des Satzes zu mir in die Redaktion.
10. An jedem Sonnabend früh 5 Uhr 45 Minuten und Dienstag abend 6 Uhr 45 Minuten treten die Setzer einschließlich des »dienstfreien« Setzers im Hofe der Redaktion an und werden dann geschlossen zusammen mit den in der Redaktion wohnenden Mannschaften, ausgenommen der Jäger Geise und der Ldftm. Gaertner, vom Oberjäger Koch zum Baden geführt. Nach Rückkehr des Uffz. Tribbels hat dieser die Führung an Stelle

des Oberjägers Koch zu übernehmen. Nach dem Baden werden die Mannschaften zunächst »geschlossen in das Quartier der Setzer geführt« und von da aus die zur Redaktion gehörigen in die Redaktion.

- II. Die Drucker sowie Geise und Gaertner werden jeden Donnerstag nachmittag geschlossen 3 Uhr 45 Minuten vom Redaktionshofs gleichfalls zum Baden geführt und von da aus zurück in das Mannschaftsquartier, von wo aus Geise und Gaertner sich »selbständig« (!) zur Redaktion zurück begeben. Die Führung hat in diesem Falle Uffz. Brofius.

Máramaros-Sziget, 26. Juni 1917.

Ripke,

Lt. der Reserve und Hauptschriftleiter
der »Deutschen Karpathen-Zeitung«.

N.S. Im Falle meiner Abwesenheit hat der Oberjäger Koch die genaue Durchführung der erteilten Befehle zu überwachen. Zu diesem Zwecke hat er täglich abends das Mannschaftsquartier zu revidieren. Dem Oberjäger Koch ist auch

die Wäsche vorzulegen. Eine Erlaubnis zum Besuch des Feldkinos kann jedoch nicht von ihm erteilt werden.
Máramaros-Sziget, 26. Juni 1917.

Ripke,

Lt. der Reserve und Hauptschriftleiter
der »Deutschen Karpathen-Zeitung«.

Wie diese Dienst- und Quartier-Ordnung von den Mitarbeitern aufgenommen wurde, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden, nur das eine mag erwähnt werden, daß fast ausnahmslos alle interessierten Kollegen Familienväter waren, die selber Kinder zu Staatsbürgern erzogen. Wenn man wußte, daß die frei umhergehenden russischen Gefangenen ungehindert das »Feldkino« besuchen durften, so kann man ermessen, welchen Schikanen die Kameraden seitens eines Deutschruffen, der nun zufällig einmal ihr Vorgesetzter war, ausgesetzt waren. Im übrigen kennzeichnet die abgedruckte »Ordnung« jenes kleinliche Bevormundungssystem, das im November 1918 krachend zusammenbrach. *Otto Gaertner, Lübeck*

Notizen aus alter Vergangenheit

Eine Gefellensprechung im Jahre 1740

Am Sonnabend, dem 25. Juni des Jahres 1740, setzte die Buchdruckergesellschaft zu Dresden die bereits am Tage Johannis des Täufers begonnenen Festlichkeiten anlässlich der 300-Jahr-Feier der Erfindung der Buchdruckerkunst fort. Sie begannen am Vormittag mit einem »actu depositionis«¹⁾, darbey drei ausgelernte, nemlich: Carl Friedrich Schmidt von Wittenberg, Christian Lebrecht Brauer von Liebenau und Johann Gottlieb Schindrich von Christianenstadt bei einer öffentlichen Versammlung deponirt wurden. — Vor der Deposition, welche ganz neu durch eine poetische Feder verfertigt worden, hörte man eine schöne Musik, alsdann trat ein Kunstglied, Johannis Heinrich Zipfel, im römischen Habit auf, welcher eine Rolle Papier in der Hand hatte und die gewöhnliche Vorrede hielt. — Der dabei gebräuchliche Lehrmeister erschien in einem schwarzen Mantel, der Depositor aber trug ein großes hölzernes Beil, womit er denen Cornuten²⁾ die auf dem Kopfe tragenden bunten mit Schellen besetzten Hüte abschlug, davor ihnen der Lehrmeister bunte Cränze aufsetzte und selbige zu rechtchaffenen Kunstverwandten im Namen der gantzen Gefellenschaft bestätigte. —

Nach 12 Uhr ergötzte sich die gantze Gefellenschaft mit einem anfehnlichen Tractement³⁾. Über (während) der Tafel wurde eine neuverfertigte Jubelcantata mit untermengter instrumental Musik abgefungen. Die Gesundheit der und der gesamtten Buchdruckerkunst wurden unter dem Klang der helltönenden Waldhörner getrunken. Nach aufgehobener Tafel haben sich noch viele von den Anwesenden noch eine Zeitlang allda aufgehalten und sich mit Tantzten und anderen erlaubten Ergötzlichkeiten vergnüget, dabei ihnen von der Buchdruckergesellschaft mit Coffee, Thee, Wein und Bier nach ihrem Vermögen wiederum aufgewartet worden. Die drey neuen Kunst-

verwandten hatten das Vergnügen, in ihren Cränzen die Gäste zu bedienen bis um 12 Uhr, da sich denn diese Jubelfeier mit großem Vergnügen geendigt.

Mitgeteilt von Arno Kapp, Leipzig

Druckkosten und Papierpreise vor drei Jahrhunderten

In einer altbraunschweigischen Taxordnung, aufgestellt im Jahre 1645, also drei Jahre vor Beendigung des Dreißigjährigen Krieges, finden sich auch interessante Angaben über Druckkosten und Papierpreise, die vor drei Jahrhunderten im alten Deutschland üblich waren.

Aus der Tabelle, die die Druckkosten klarlegt, betitelt »Von dene Buch-Druckern« sei hervorgehoben, daß unsere Altvorderen, »wann einhundert Exemplaria gedruckt und gelifert werden / voor einen Bogen drei Thaler« geben mußten. Für den Druck von zwei- bis vier- bis siebenhundert Exemplaren wurde jeder Bogen, der über das erste Hundert unter die Presse wanderte, ein halber »guter Pfennig« in Absatz gebracht. — Falls mehr als 700 Exemplare von den Verlegern in Auftrag gegeben wurden, wurde der Preis nicht bogenweise, sondern ballenweise (der Papierballen zu fünftausend Bogen errechnet) und zwar »dero gestalt / daß je meer Exemplaria von jedem Bogen gedrukket / je weniger voor jeden Bogen zu drukken (angesehen / desto weniger Form zu umbsetzen nötig) gegeben wird.«

Über die Papierpreise damaliger Zeit sei berichtet, daß ein Ballen gewöhnliches Druckpapier dreiundeineinhalb Taler kostete. Damals war schon die Einteilung getroffen, daß ein Ballen zehn »Rys«, ein Ries zwanzig Bücher und ein Buch fünfundzwanzig Bogen enthalten mußte. — Der Preis für ein Ries »Makulaturpapier« war mit neun, höchstens zwölf Mariengroschen, und der Preis für ein Ries einfaches Schreibpapier mit einem Taler und vier Mariengroschen festgesetzt. Allerbestes Schreibpapier (»gut Regal-Papyr«) brauchte höchstens mit drei Taler für das Ries bezahlt zu werden.

Hans Runge, Braunschweig

Nehmt teil an den Fernkursen des Bildungsverbandes 77



Ein soziales Balladenbuch der Büchergilde Gutenberg

Josef Luitpold (Josif Luitpold Stern), 1886 in Wien geboren, hat sich nach vollendeten Hochschulstudien der Literatur zugewendet, aber zugleich von Jugend an in der Partei gearbeitet. Bibliothekar im Volksheim, reformiert er die Wiener Arbeiterbibliotheken, wirkt einige Zeit als Sekretär von Ferdinand Avenarius am »Kunstwart«, dann als Redakteur der »Wiener Arbeiterzeitung«, Leiter der Wiener Volksbühne und Herausgeber der Zeitschrift »Der Strom«. Den Krieg macht er als Infanterist mit, befreit sich von dem Grauen durch Empörung (»Herz im Eisen«, antimilitaristische Gedichte, 1917, Dietz-Verlag, Stuttgart, und die Novelle »Bilal«, die in der Zeitschrift »Der Kampf« Januar-März 1919 erschien). Im Jahre 1919 ist er Leiter der österreichischen Arbeiterbildungszentrale und des Reichsbildungsamtes der Wehrmacht, später Leiter der sudetendeutschen Arbeiterbildungszentrale; wird als Wanderlehrer in Deutschland und in der Schweiz bekannt; jetzt Direktor der Arbeiterhochschule in Wien, die er in vorbildlicher Weise leitet.

So verborgen hielt Genosse Stern sein dichterisches Schaffen, daß ich erst durch Romain Rolland darauf aufmerksam wurde. Der französische Dichter hebt in seinem Buche »Audessus de la mêlée« rühmend den Aufsatz »Die Dichter« von Josif Luitpold hervor (»Die weißen Blätter«, März 1915), der die frisch-fröhliche Kriegslyrik geißelt.

Zur Feier des Republiktages, am 12. November 1926, durften wir Josif Luitpolds Dichtung »Die neue Stadt« in der Vertonung von Paul Pisk hören. Eine der brennendsten Qualen unfreier Zeit, die Wohnungsnot, hat ihren Dichter gefunden. Die tiefempfundenen Worte werden Zahllosen Hoffnung auf lichtere Zukunft bringen. (Die Dichtung erschien, geschmückt mit Holzschnitten von O. R. Schatz, in der Büchergilde Gutenberg.)

Die Sammlung revolutionärer Balladen »Die Rückkehr des Prometheus« (Buchgestaltung von O. R. Schatz, Buchmeister-Verlag, Berlin) knüpft an den alten griechischen Mythos an und setzt ein Denkmal »den erlauchten Stirnen und Herzen, die der Fackel des Prometheus von Geschlecht zu Geschlecht Halt und Fassung, Glut und Verbreitung gesichert haben«. Aus authentischen geschichtlichen Dokumenten schöpft der Dichter Ewig-Gültiges. Der leidende, gemarterte, ans Kreuz geschlagene, der verbrannte, schändlich verklavte und gemordete Mensch, der, durch Schmerz wissend geworden, geläutertes Opfer, für die Befreiung der Brüder stirbt, der Revoltierende, der Märtyrer – Prometheus, Lichtspender in verschiedener Gestalt. In ehernen

Rhythmen fliegt die Vision des Webgefanges vor uns auf – ein armer Knecht träumt vor der Schlacht, er sehe die Walküren das Schlachtgewebe bereiten. »Gewebe von Menschendarm, dran hängen Häupter von Knechten arm«, ertönt das (sprachlich gewaltige) Lied vom Pauker von Niklashausen: »Mich könnt ihr wohl zu Pulver brennen, mit meinen Gedanken nit werdet ihr's können«; der Sang vom Bauern Sogoro, vom unermüdlischen Trommler, dem indischen Proleten Mohammed, den Knaben Barrat und Ranvier (selten wurde das Heroische der Kinderseele so im Innersten erfaßt), vom Soldaten Leclerc, der sich ruhig weigert, auf die Brüder zu schießen, indem er sein Gewehr langsam, feierlich mit dem Kugellauf zur Erde dreht. Taufende folgen seinem Beispiel: »Vive la Commune!«

In zarteren Tönen singt der Dichter von Müttern, die entfesselte Naturgewalten, rohe Kraft des Herrn beziegen, um ihre Kinder zu retten; von der »kühnen Erbarmung« des Amfelfelder Mädchens, der Harriet Tupman, Florence Nightingale, des Arztes Faneau. Mensch und Natur aufs innigste verwachsen – Amfel und Falter »Zeugen von Leid und Aufopferung«. – Die Balladen vom Blut und vom Alaskahund Balto werden allen unfern Jungen teuer werden. – Das Radio verkündet, im Spital zu Bloomsburg könnte der junge Soldat Johnny durch Blutübertragung gerettet werden. Der Schlofferlehrling Tom Bixton, einer von den »verflixten Schwarzhörern«, schreibt sofort an die Spitalsleitung, er sei bereit, gibt den Brief seinem älteren Bruder, dem Hutarbeiter Charles, der ihn zu befördern verspricht, selbst aber hineilt, mit seinem Blute den fremden Bruder rettet. Die Nachricht hört Tom wieder im Radio und begreift: auch im Helfen noch Lehrjunge. Stürzt zu Charles ins Spital – der liegt, fauber gebettet, hat Toms Brief in der Hand und küßt die schiefen, krummen Kinderbuchstaben – haben sie ihm doch den Weg zum Opfer gewiesen. »Charles Bixton, organisierter Hutarbeiter, zweiter Gewerkschaftskassierer und sonst eigentlich gar nichts weiter« – ein Mensch. – Und der Hund Balto, der mit Aufgebot seiner letzten Kraft den Schlitten durch die Schneewüste zieht, um den Arzt in die verfeuchte Stadt zu bringen – Brudergeschöpf – auch du uns heiliges Vorbild. Die Worte Josif Luitpolds: »Ich fing' ein Lied, das wird den Gerechten, das wird den Arbeitern wohl gefallen«, finden in unfern Herzen innigste Bejahung.

Das soziale Balladenbuch eignet sich besonders als Weihnachtsgeschenk für junge Leute. Aber auch die Alten werden es mit Genuß lesen. Dr. Anna Nußbaum, Wien

Für unsere Büchereien

Die Cleveland Public Library (Ohio)

Nach der letzten Veröffentlichung des »U.S. Department of the Interior. Statistics of Public, Society and School Libraries 1923« hatte die Public Library in Cleveland mit ihren 54 Zweigstellen in der Stadt insgesamt 775 262 Bände, wovon 114 055 Bände während des Stichtjahres erworben waren. Bei einer Gesamtbevölkerung von 880 000 Einwohnern waren 214 393 Benutzerkarten ausgegeben. Die Zahl der benutzten Bände betrug in diesem Jahre 4 797 688, das Gesamteinkommen der Bibliothek 3 015 688 Dollar, davon die eigentlichen Bibliotheksausgaben 951 148 Dollar, während der Rest als Teil der Baufumme anzusehen ist. Diese Zahlen sind dann im neuen Hause schnell überholt. Die letzten, mir persönlich gegebenen Ziffern mögen von Interesse sein, »obwohl auch sie längst antiquiert sein werden, wenn Sie in Europa von ihrem Dampfer fliegen«, wie man mir mit Stolz sagte. Nach einem Vortrag von Frau L. Eastmann, der jetzigen Leiterin der Bibliothek, beträgt der Gesamtbestand zirka eine Million Bände, wovon die Hälfte in der Hauptbibliothek aufgestellt, die übrigen auf die Zweigbibliotheken verteilt sind. Der Zugang des letzten Jahres betrug 220 000 Bände, wobei die Schlager des Jahres und Kinderbücher ufw. in 60–80 Exemplaren gekauft wurden, während etwa 30–40 000 Bände als verbraucht ausgeschieden wurden. Ausgeliehen wurden etwa 6 Millionen Bände. Als Etat standen 1 670 000 Dollar zur Verfügung, wobei nur ein geringer Teil für den Bau neuer Zweigbibliotheken anzusetzen ist. Die Arbeit wurde von insgesamt 975 Angestellten, das ist mehr als ein Prottausend der Bevölkerung, geleistet.

Das erst kürzlich mit einem Kostenaufwand von fünf Millionen Dollar (ohne Bauplatz) errichtete Gebäude der Bibliothek ist aus dem Gedanken heraus entworfen, dem Benutzer den Gesamtbestand der Bibliothek direkt zugänglich zu machen. Die Bibliothek besteht im Grunde aus 16 einzelnen Lesefälen mit großen Handbibliotheken und direktem Zugang zu den unmittelbar nach dem Kern des Gebäudes hin daran anschließenden Magazinen für das betreffende Fachgebiet, so daß eigentlich alle Fenster des ganzen Hauses Lesefäle anzeigen, während die Magazine, um einen Riesenlichtschacht gruppiert, den Kern des Hauses bilden. Der innerste Hof im Erdgeschoß, von der Brett Memorial Hall – so nach dem früheren Leiter und Schöpfer des neuen Systems und Baues genannt – eingenommen, dient allerdings als Zentralzeitchriftenlesesaal, während der Raum darüber in den oberen Stockwerken, wie gesagt, als Lichtschacht für die Magazine umbaut blieb. Das Erdgeschoß des Baues nehmen die am häufigsten benutzten Abteilungen ein: hier finden sich die »Allgemeinen Nachschlagewerke«, einschließlich der Adreßbücher für den Kaufmann, eine Kartenabteilung, die allgemeine Abteilung »Literatur«, die Abteilung »Fremde Literatur« und die Popular Library, Romane für die Ausleihe enthaltend, mit direktem Ausgang in die Leihstelle der Bibliothek. Der zweite Stock ist dagegen mehr für den »scholar« bestimmt, mit den Abteilungen Philosophie und Religion, Erziehung, Soziologie, Geschichte (Biographie und Recht), Technik, Patentwesen. Im dritten Stockwerk Kinderabteilung, Junge-Leute-Saal, Schulabteilung, daran anschließend eine Abteilung für die Bibliotheksausdehnungsbewegung auf Erwachsene, eine Abteilung für Klaffenbibliotheken, die in den Schulen unterhalten werden, und der feuerfichere Schatzraum für besonders kost-

bare, noch zu erwerbende oder als Geschenk begeisterter Freunde erwartete Bücher, ferner die John C. White Collection für Folklore und Orientalistik, eine wissenschaftliche Spezialbibliothek von 50 000 Bänden.

Aus einem Aufsatz von Dr. Jürgens, Berlin, in »Bücherei und Bildungspflege«, Stettin 1927, Heft 7.

Ludwig Kohl: Zur großen Eismauer des Südpols. Eine Fahrt mit norwegischen Walfischfängern. Strecker & Schröder, Stuttgart, 1926. Mit 88 Abbildungen auf Tafeln und im Text und einer Karte. Der Verfasser begleitete 1923/24 die erste norwegische – und damit überhaupt die erste – Walfangexpedition in die Antarktis als Arzt. Die Expedition unternahm das kühne Wagnis, mit einem gewöhnlichen Frachtschiff von 12 000 Tonnen den antarktischen Packeisgürtel zu durchbrechen und ins Roßmeer, das südlichste Meer unfers Planeten, vorzustoßen, um hier Wale zu fangen. Der Versuch glückte, und Kohl schildert eindrucksvoll die lange Fahrt. Sein Buch ist kein wissenschaftliches Werk, sondern eine schlichte Reisebeschreibung mit einigen Einstreuungen wissenschaftlicher Beobachtungen. Daß das Buch sehr fesselt, verdankt es der anschaulichen Erzählkunst Kohls, der Fährnisse und Schönes der monatelangen Seereise, die gefahrvolle Durchbrechung des Packeisgürtels, den drohenden und doch zauberhaft lockenden Reiz der Antarktis, die eisige Schönheit der Polarnächte am Inlandeisgürtel, Eisgefahr und Sturmbedrängnis, die Aufregungen des Walfanges und die Verarbeitung der Beute uns nahezubringen versteht. – Vielleicht ist ein Mangel des Buches, daß man zu wenig vom eigentlichen modernen Walfang, der zwar eine Industrie geworden ist, aber noch immer von abenteuerlicher Seefahrerromantik umweht wird, und den sozialen Verhältnissen der Walfänger erfährt.

Man kann das Buch guten Gewissens unfern Arbeiterbüchereien als wertvollen Zuwachs empfehlen. Als Gegengewicht rekordhaften Entdeckungsrummels ist es ein Zeugnis stillen, tapferen Pioniertums auf wirtschaftlichem Gebiet. Zugleich auch ein Beispiel großzügigen kapitalistischen Unternehmertums, wenn es – lohnt. Und es hat gelohnt! – Die Bilder sind sehr gut.

Herbert Friester, Gera-Tinz

Sigrid Undset: Christin Lavranstochter, Roman-Trilogie, 3 Bände. Frankfurt a. M., Rütten u. Loening, 1924/26, geb. zusammen 28 Mark. Leider wird es bei der finanziellen Lage der meisten Arbeiterbüchereien diesen nicht möglich sein, das gewaltigste Werk der Romanliteratur der neuesten Zeit anzuschaffen. Mit einer Wucht und Kraft fondergleichen, mit einem Einfühlungsvermögen in die tiefsten Triebkräfte des Frauenlebens und des Menschenlebens überhaupt, ist dieser »Roman« gestaltet. Ist das überhaupt noch »Roman« im landläufigen Sinne? Nein – das ist nicht nur dichterische Widerspiegelung, das ist das Leben selbst in all seiner Schönheit und in seiner Grausamkeit. Aus meiner Lektürepraxis von Tausenden von Büchern ragen nur ganz wenige solcher Hochgipfel hervor wie dieses Werk: Shakespeare (alles) – Gobineau (Renaissance) – Stifter (Nachkommer). Bücher, bei denen ich alles um mich tagelang vergaß und nur in brennendster Ungeduld weiterlas – wo ich mit den Helden litt bis zur Verzweiflung, jubelte und schluchzte. – Wer das übertrieben findet, lese das Werk. Nicht von ungefähr sind bereits in der kurzen Zeit, da es aus dem Norwegischen ins Deutsche übersetzt worden ist, zirka 200 000 Exemplare umgesetzt worden. Der Name der Norwegerin Sigrid Undset hat von diesem Werke an Weltbedeutung.

Gustav Hennig, Gera

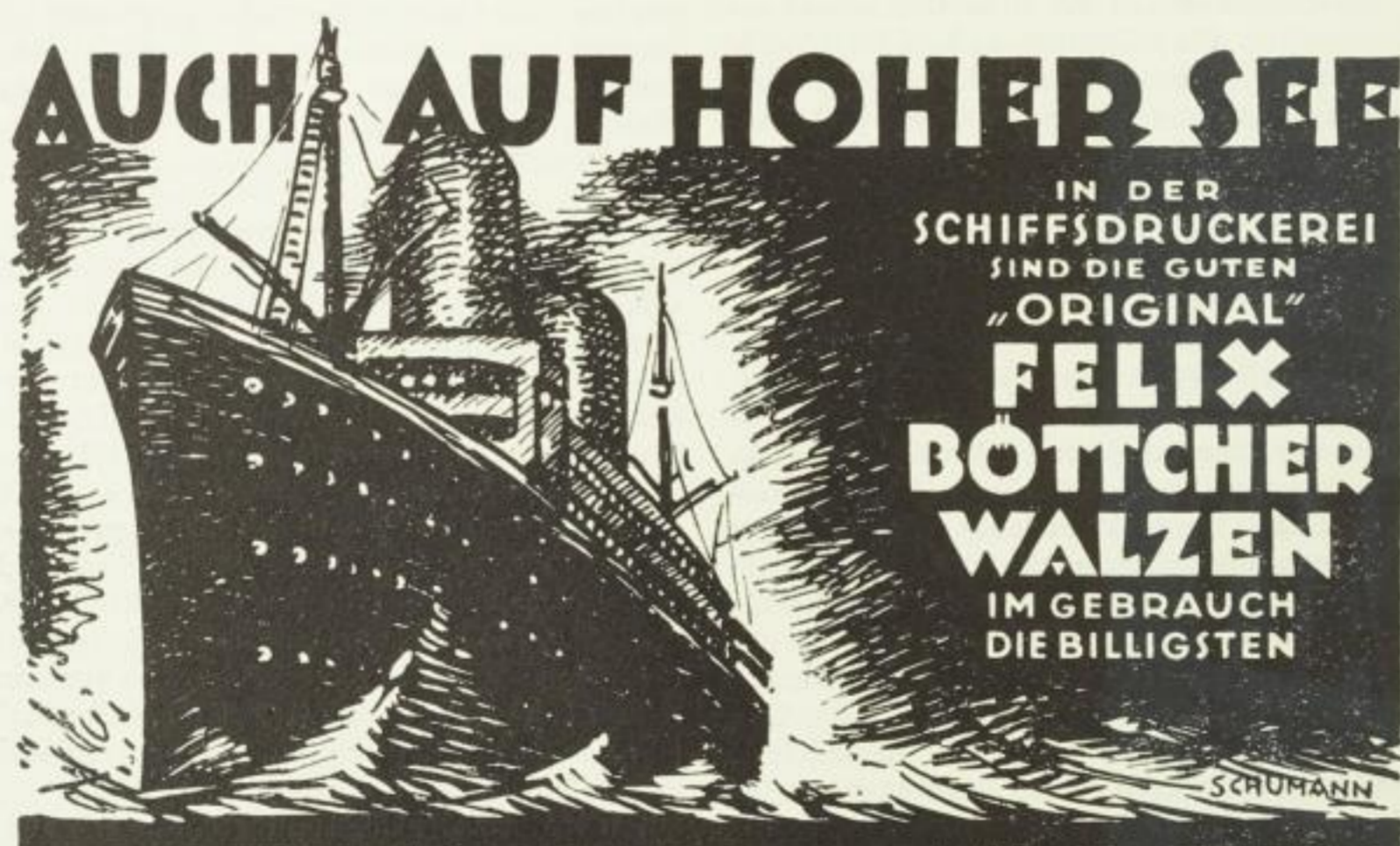


WOLLEN SIE SICH BERUFLICH FORTBILDEN

dann nehmen Sie teil an den vom Bildungsverband der Deutschen Buchdrucker eingerichteten Fernkursen

1. FERNKURSUS FÜR SCHRIFTSCHREIBEN
Briefe 1 bis 16
2. FERNKURSUS FÜR SCHRIFTSCHREIBEN
Briefe 17 bis 28
3. FERNKURSUS FÜR FARBENLEHRE
4. FERNKURSUS FÜR BERECHNEN VON
DRUCKSACHEN

Anmeldungen und Teilnahme jederzeit. Dauer der Kurse 6 Monate. Für Mitglieder des Bildungsverbandes besondere Teilnahmegebühren. Verlangen Sie Auskunft und Probebriefe vom Bildungsverband der Deutschen Buchdrucker, Berlin SW 61, Dreibundstraße 5



FELIX BÖTTCHER-LEIPZIG
BERLIN/MÜNCHEN/HANNOVER/HAMBURG/STUTTGART/KÖLN

SCHEMANN

DAS SCHIFF

BEIBLATT DER TYPOGRAPHISCHEN MITTEILUNGEN / ZWÖLFTES HEFT / DEZEMBER 1927
SCHRIFTFÜHRUNG: ERNST PRECZANG / ANSCHRIFT: BERLIN SW 61, DREIBUNDSTRASSE 9

FEIERABEND

VON WALTER SCHENK

Nun im Dämmern des Abends der lärmende Alltag verrauschen will,
hält unser hämmerndes Herz in beseligter Stunde den Atem still,
und wir trinken begierig und schweigend die feiernde Nacht in uns ein,
freuen uns tief und inbrünstig, nun frei, frei des graulamen Tages zu sein.

Frei des Alltags, der heiligstes Sehnen des Glaubens im Hohn erstickt,
frei nun des schändlichen Fluchs, der die strebende Kraft mit Ketten umstrickt,
dir nur jauchzt die trunkene Seele das feurigste herrlichste Lied,
Freiheit! Deine Verkündung wie seliges Ahnen die Brust durchzieht!

Unfern Träumen entschwindet die nichtige Welt und ihr nichtig Tun,
feiernder Abend, o selige Erfüllung, in deinem Schoß zu ruhn!
Und wir steigen blinden Auges die himmlische Straße empor,
stehen in heiliger Verzückung, vom Licht geblendet, am goldenen Tor.

Und da greift es nur leise, doch rätselhaft zwingend, nach unserer Hand,
führt uns die Liebe und zeigt uns den Weg zu der Träume aufglühendem Land...
Wille bricht. Wir gehen befeuert, umarmen uns schweigend und still,
keiner mit nüchternen Werken andächtige Stunden morden will.

Feierabend! Doch morgen umkettet uns wieder der rohe Tag,
schlägt in den Aufschrei der blutenden Seelen lautlärmender Hämmerschlag,
tanzen Bücher und Zahlen vor unsern Blicken in wildem Chor -
Eine Stunde des Abends hebt uns zu Himmeln empor.

AUS »JÜNGSTE ARBEITERDICHTUNG«, ARBEITERJUGEND-VERLAG, BERLIN SW 61

DER EWIGE NIL FORTSETZUNG UND SCHLUSS

ERNST HEINRICH SCHRENZEL, DRESDEN

So kam es, daß die Nilquellen Jahrtausende hindurch den Geist romantischer Forscher gleich leidenschaftlich bewegten, wie das weltumspannende Konzept der großen Eroberer und Politiker. Und als im dritten Drittel des vorigen Jahrhunderts der englische Forscher Speke von Khartum aus an die Royal Geographical Society das in der Folge berühmt gewordene Telegramm senden konnte: »The Nile is settled«, fühlte sich Großbritannien als die Macht, die eines der größten geographischen Rätsel gelöst hatte und die — schon nach dem Rechte des Ersten — entscheidend in der Weltfrage des Nilproblems für alle Zukunft mitzubestimmen hätte. Und eine britische Nilpolitik von größtem Konzept setzte ein, die nicht wieder ruhen sollte bis auf den heutigen Tag, wenngleich einerseits andere Mächte weit begründetere »Interessen« hatten, andererseits die »Entdeckung« der Nilquellen durch den Engländer Speke nur einen am Ende vielfältiger internationaler Bemühungen liegenden teilweisen Erfolg darstellt.

Wer hatte ihn vorbereitet? — Ein endloser Zug von Gelehrten, Träumern, Phantasten, Abenteurern, Staatsmännern und Eroberern, der sich für unseren Blick im grauen Altertum verliert. Denn schon dreitausend Jahre vor Christi Geburt zieht eine gewaltige Expedition nach »Punt«, dem Lande des Goldes und des Elfenbeins, und bringt »aus den Reichen der Riefen und der Zwerge« fagenhafte Kunde. Diese muß aber, wie wir heute wissen, sehr begründet, der Erfolg jener Expedition ganz gewaltig gewesen sein. Denn sie muß tatsächlich bis in die Gegend der Nilquellen vorgestoßen sein, die in tiefen Urwäldern die zwerghaften Pygmäen und im Südwesten des Viktoriasees die riesigen Watuffi beherbergt, deren Körperlänge weit über zwei Meter beträgt. Das Land der Quellen des Weißen Nils muß also damals tatsächlich für Ägypten schon entdeckt gewesen sein. Der Blaue Nil aber umfloß damals dort, wo sich heute die große abessinische Provinz Godjam ausdehnt, mit seinem gewaltigen Bogen von drei Seiten jenen mächtigen Block des äthiopischen Hochlandes, den die Alten (eben weil er fast zur Gänze von Wasser umspült war) »die Insel Meroe« nannten. Auf dieser war eine feltfame, reiche Kultur erblüht, die sowohl mit der altindischen wie mit der altägyptischen in reger Wechselwirkung stand.

Auch den Philosophen von Meroe aber war die Entdeckung der Nilquellen und die erstrebte Herrschaft über sie schon ein gewichtiges Problem. Dieses hat nach den Schriften Diodors von Sizilien schon die großen Geister der ältesten Zeit und einen der sieben Weltweisen beschäftigt. Sesostris, ein mächtiger Eroberer im Altertum, hatte das Wort gesprochen, er zöge den Ruhm, die Nilquellen entdeckt zu haben, der Herrschaft über sein Weltreich vor. Und der Perferkönig Kambyfes suchte die geheimnisvollen Quellen. Der große Alexander befragt in der Lybischen Wüste im Tempel des Jupiter Ammon die gelehrten Priester nach dem Ursprung des Nils. Sie sagen ihm, was sie hierüber wissen, und er wählt eine Schar von Äthiopiern aus, dem seiner Meinung nach fähigsten Stamme für ein solches Unternehmen, damit sie die Quellen suchen. So sehen wir eine feltfame Entdeckungsmiffion unter dem Machtwort eines Großen einem großen Ziel nachstreben: von Theben aus verfolgt sie den Nil stromaufwärts, bis sie endlich im Labyrinth von Schluchten, Tälern, Felsperren und Schilffeen jede weitere Orientierung verliert. Sie bringt nur die Kunde, daß der Strom sich ostwärts drehe. Drum meint Alexander später, als er den durch die Schneeschmelze im Kaukasus angeschwollenen Indus am Oberlauf erreicht, wieder den Nil gefunden zu haben, den er schon einmal im Westen gesehen hatte. Und er betrachtet diese Entdeckung als das größte Werk seines Lebens, bis er den Irrtum erkennt. Aber die Nilfrage war »aktuell« geworden; auch Alexanders Nachfolger Ptolemäus und Ptolemäus Euergetes senden Miffionen nach Äthiopien, die Quellen zu entdecken. Vergebens! Vergebens auch bemüht sich der große Cäfar nach dem Sturze der ägyptischen Monarchie um das Problem, vergebens sendet Nero zwei Zenturionen zur Ergründung des Geheimnisses aus. Der einzige Erfolg so vieler Bemühungen ist, daß Plinius ein neues Sprichwort für die unlösbarsten und hoffnungslofesten Aufgaben der Welt prägt: »Caput Nili quaerere!«: »Die Nilquellen entdecken!«

Aber die Alten — naiv im wissenschaftlichen Rüstzeug, arm an materiellen Hilfsmitteln im Vergleich zu uns — hatten den richtigen Instinkt für die Größe des Weltproblems, das an den Lauf dieses Stromes gebunden ist.

Wir wissen heute, daß dieser mit seiner Länge von rund siebentaufend Kilometer neben dem Mississippi der gewaltigste Strom unseres Planeten ist, den Amazonasstrom um seine halbe, den Kongo und die Wolga um ihre ganze Länge, den Rhein um das sechsfache seines Laufes übertreffend. Wir haben ihn in alle Länder verfolgt, die er durchfließt, unter allen Namen, die er trägt, entdeckt. Ein deutscher Reisender, Oskar Baumann, besteigt im Quellgebiet des Viktoria-Nyanza Höhenzüge, die von den Eingeborenen wörtlich »Mondgebirge« genannt werden, und hellt so der modernen Welt, welche schon die Riesen und Zwerge der alten Expedition nach »Punt« in noch heute erhaltenen Völkerstämmen kennengelernt hat, die dritte Sage des altägyptischen Entdeckungsberichtes auf: daß der Nil in den Mondbergen entspringe. Ein anderer Deutscher, Doktor Kandt, entdeckt endgültig die eigentliche Nilquelle im Rukarara. Dieser wechselt im Munde der Eingeborenen schon zweimal den Namen, ehe er sich in den Viktoria-Nyanza ergießt. Er verläßt diesen als Kivira, durchfließt den Choga-See und heißt nun »Viktoria-Nil« bis zum Einfluß in den Albert-See. Als Bahr el Diebel (Bergstrom, richtiger »Bergmeer«) verläßt er ihn, bildet das phantastisch große Sumpf- und Schilfgebiet des »Sudd«, nimmt den Gazellenfluß auf und heißt nun: Bahr el Abiad — Weißer Nil. Bei Khartum vereinigt er sich mit dem Bahr el Afrak, dem Blauen Nil, zu jenem Strom, den wir geographisch kurzweg »Nil« benennen, womit die Eingeborenen aber nur den Austritt des Flusses bezeichnen. Diesen selbst nennen sie »El Bahr«: das Meer.

Klar liegt es vor uns, dieses strömende Meer, durchzieht den gewaltigen Sudan, Ägypten, das einst ein Weltreich war und dem heutigen Tage ein Janushaupt zeigt, das über die Jahrtausende blickt wie die steinerne Sphinx von Gizeh. Denn das »Tal der Könige« und das Graben nach

einem im Schutt verfunkenen Einst erfüllen dies Land nicht. Nein: aus einer nationalen Bewegung, die das Volk erwachen ließ, leuchtet es wie das blutige Rot eines neuen Morgens, während am Suezkanal England und Frankreich lauern, sich wechselseitig argwöhnisch betrachtend und dabei aufmerksam »das Sprungbrett nach Indien« bewachend. Und den englischen Soldaten am Nil ist die alljährliche Überschwemmung kein Wunder mehr. Denn sie wissen: in den abessinischen Bergen herrscht von Anfang Juni bis Ende September die tropische Regenzeit, füllt staubtrockene, hitzezerklüftete Flußbetten mit reißenden Bergwassern und sendet in wildem Gefälle den Blauen Nil zu Tal, der bei Khartum seine ungeheuren Wassermengen in den Weißen Nil ergießt und mit ihnen den dunklen, fruchtbaren Schlamm, den er von den Lavabergen Äthiopiens gefeilt hat. Und da dort, in den Bergen Abessinien, der wahre »Schlüssel des Nils« zu finden ist, werden die englischen Flieger über Kairo, die britischen Soldaten im Sudan, die Staudämme bei Assuan, die englisch-französisch-italienischen Aspirationen in und auf Abessinien dem aufmerksamen Blick zu einzelnen Steinchen, die sich zu einem Mosaik von Weltbedeutung gruppieren: zum Bilde der Nilpolitik. Diese — von einem Alexander dem Großen geahnt, von zeitenfernen abessinischen Herrschern geübt — ist bis heute noch nicht zu ihrer vollen, welthistorischen Bedeutung gereift. Sie schreitet aber — stets jenseits der größten und aktuellsten weltpolitischen Ereignisse — seit Jahrzehnten leisen Schritten durch die Kabinette, sie hat schon Verträge gezeitigt, in denen gewaltige Zukunftsereignisse beschlossen liegen, sie wird die Nilfrage zu einer Weltfrage gestalten und den Strom mit der vieltausendjährigen Geschichte »aktuell« und »modern« werden lassen.

Drum verlohnt sich auch in übertragenem Sinne der Weg »zu den Quellen des Nils«.

Wünschen Sie sich ein Weihnachtsbuch umsonst ?

Dann beachten und lesen Sie den „Offenen Brief“ zum Weihnachtsfest auf Seite 348 im vorderen Teil des Heftes



Illustration aus dem Märchenbuch des Bremer Lehrers Karl Dantz: »Vom glückhaften Stern«, das soeben im Verlag der Büchergilde Gutenberg, Berlin erschienen ist; Preis 4,50 Mark für Mitglieder. Die Bilder zeichnete der Leipziger Maler Max Schwimmer.

VOM CHRISTBAUM=ANPUTZEN

MAX BRETHFELD IN DER »DÜRER-BUNDESKORRESPONDENZ«

Die allerverfchiedensten Christbäume habe ich schon gesehen: deckenhohe, kerzenstrotzende im Salon wohlhabender Familien; winzig kleine, mit ein paar Pfenniglichtlein und bunten Papierrosen im Stübchen armer Leute; in wahlloser Fülle und Buntheit beputzte und folche von echt künstlerischer Einheit und Feinheit. Dann wieder in der Weihnachtsmesse eines Kunstgewerbevereins eine Reihe von Weihnachtsbäumen, die ihr eigenartiges Gepräge dadurch bekommen hatten, daß ihr ganzer Schmuck bis zu den Lichthaltern von Kindern selbst hergestellt und nach einem bestimmten Gedanken am Baum angeordnet war, oder dadurch, daß man den volkstümlichen Anputz bestimmter Gegenden nachgeahmt hatte. Aber keiner von allen hat mir so gefallen wie der schlichte Weihnachtsbaum meiner Kindheit: die duftende, dunkelgrüne Tanne, mit ein, zwei Dutzend Lichtern, mit roten Äpfeln, vergoldeten Nüssen und mit Ringen und

Sternen aus braunem Pfefferkuchenteig. Damit soll nun nicht gesagt sein, daß ich keine Art für die einzig richtige hielt. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß es falsch ist, für die Gestaltung von Weihnachtsbäumen ganz bestimmte Rezepte zu geben und der Erfindungsgabe Schranken zu ziehen; falsch auch dann, wenn die Rezepte von erlesenem ästhetischen Empfinden diktiert sein sollten. Wirkliche und auch geschmackvolle Christbäume lassen sich mit den allerverfchiedensten Mitteln erreichen, wenn nur gewisse Grundregeln befolgt werden, die sich ganz natürlich aus dem Wesen des Christbaums, aus seinem Zweck, seiner Art, Form, Farbe und Größe ergeben.

Am kürzesten können wir uns in bezug auf die Farben des Christbaumschmuckes fassen. Sie müssen zum dunkelgrünen Gewande des Baumes passen. Man wird also in der Hauptsache rote, blaue, braune oder gelbe, und zwar mehr stumpfe

Töne bevorzugen, dazu Gold oder Silber. Und damit sich diese Farben nicht gegenseitig beeinträchtigen, wird man ihrer nicht zu viele verwenden. Mit grellbuntem, schreiendem Zuckerwerk und Marzipan zum Beispiel kann man nie einen schönen Zusammenklang der Töne, eine harmonische Farbeneinheit von Baum und Schmuck herstellen.

Auch auf die Form des Baumes ist dabei Rücksicht zu nehmen. Das Eigenartige der Tanne zum Beispiel ist, von Ausnahmen abgesehen, das fast regelmäßige, pyramidenförmige Sich-Verjüngen nach oben und das quirlartige Auseinanderstrahlen der Äste. Diese Klarheit, Schönheit und Eigenart des Wuchses darf nie durch ein Zubunt, durch ein Zuviel oder durch eine störende Anordnung des Schmuckes verdunkelt oder gar vernichtet werden. Im Gegenteil, man kann diese natürliche Architektur des Baumes durch zweckmäßige Anordnung des Schmuckes sogar noch betonen. So geben die roten oder blauen Garnfäden des Christbaumschmuckes, wenn sie nicht zu lang oder zu kurz (etwa 15 Zentimeter), von gleicher Farbe und gleicher Größe sind, durch die senkrechte Richtung, durch den Ausdruck des Hängens nach unten einen wirksamen Gegensatz zu den wagrecht feitwärts strebenden Ästen. Eine ähnliche Wirkung bringen auch herabhängende mattsilberne Lamettafäden hervor. Das sternförmige Auseinanderstrahlen der Hauptäste wird betont, indem man unten Äpfel und Nüsse, oben die Lichte an ihnen entlang reiht. Natürlich sind die schwereren Schmuckformen in der Nähe des Stammes, die leichteren nach den Astspitzen zu aufzuhängen. Wer Schmuck und Lichte überall dort befestigt, wo überhaupt ein Platz dafür vorhanden ist, hängt zwar den Baum hübsch voll, zerstört aber die Klarheit seines Baues. Wenigstens darf man Nebenäste nicht mit schweren oder stark farbigen Dingen belasten. Aus den gleichen Gründen ist die vielfach übliche Befestigung der Lichte auf besonderen, in den Stamm eingebohrten Eisendrahtarmen zu verwerfen.

Von Bedeutung ist ferner die Art des Schmuckes. Ob man bloß Äpfel, Nüsse und Pfefferkuchen oder auch Schokolade, Zucker, Marzipan, kleine matte Glaskugeln und Papier verwendet, ist weniger wichtig (so können einfache Ketten aus Goldpapierringen sehr hübsch wirken). Hauptsache ist, daß der Schmuck nicht widersinnig an sich ist. Äpfel und Nüsse oder Zapfen sind natürlich und sinnvoll; aber Möhren, Zwiebeln, Rettiche und Radieschen aus Marzipan oder sonst in der

Erde wachsendes Gemüse an den Christbaum zu hängen, ist Unfönn. Daselbe gilt von Attrappen, von Schuhen, Hüten, Tieren, Häuschen, Windmühlen und Schiffchen aus Zucker, Papier, Holz oder Blech . . .

Noch ein paar Worte über den Lichtschmuck, und zwar deshalb, weil man heutzutage sogar elektrische Glühbirnen verwendet. An Riesenchristbäumen bei Vereinsfestlichkeiten in Tanzsälen mag das bei der Größe der Bäume und der Länge der Brenndauer noch hingehen, ebenso beim Christbaum im Schaufenster wegen der Feuersgefahr. Aus der Familie aber sollte der elektrische Christbaum, der mit einem Knips erleuchtet und verlöfcht werden kann, verbannt werden. Gerade das anheimelnde rotgelbe Kerzenlicht, das von der aufsteigenden Wärme bewirkte Flimmern und Glitzern, das aus brennenden Wachslichten und erhitzten Nadeln entströmende Duftgemisch sind unlösbar mit wirklicher Weihnachtsstimmung verbunden und vermitteln dem Gemüt unverlöschbare Eindrücke. Das Lichterflimmern, das allmähliche Erlöschen der Kerzen, das Verfinken des Baumes in traute Dämmerung gehören zum Wesen des deutschen Christbaumes und des Weihnachtsabends. All das kann durch das zwar hellere, aber auch kältere, ungemütlichere elektrische Licht nun und nimmer ersetzt werden.

Und nun zum Schluß noch die Hauptfrage: Soll der Christbaum überhaupt geschmückt werden oder nicht? Ich selbst war für den geschmückten Baum, wenigstens überall dort, wo Kinder im Hause sind.

Nicht bloß deshalb erwärme ich mich für diesen angeputzten Lichterbaum, weil die Augen und Herzen der Kinder an buntem Tande hängen, nicht bloß, weil die Kinder gar zu gern in die roten Äpfel beißen und am süßen Naschwerk knabbern, das doch vom Baum ganz anders schmeckt als aus der Tüte, sondern weil die Arbeit am Christschmuck, das Ausschneiden, Kleben, Leimen, Vergolden und Einfädeln und das Anputzen selbst erzieherischen Wert birgt und sicher zu den schönsten Erinnerungen gehört, die Kinder aus dem Elternhause mit in das Leben hinausnehmen. Aber es gibt auch Leute mit anderer Meinung. Sie sagen: Am schönsten ist der Tannenbaum in feinem grünen Gewande, so wie er aus dem Walde hereinkommt. Schmuck und Naschwerk lenken nur von der Schönheit des Baumes ab und machen das zur Hauptsache, was darauf hängt. Auch diese Ansicht hat etwas für sich — entscheiden muß sich da jeder selbst.

WEIHNACHTEN BEI DEN ZIGEUNERN

VON E. WITTICH

Eine weitverbreitete und allgemeine Sitte, die sich auf die Sage vom Allfamenbaum* bezieht, ist bei den Zigeunern die Biabesker Rukengere (Verheiratung der Bäume) am Heiligen Abend. Ein Tannen- und ein Weidenbäumchen, die Zweige vom letzteren sind zu Knoten gebunden, werden nebeneinander auf einen in der Nähe der Wohnquartiere befindlichen Berg in den Erdboden eingegraben und beide mit rotem Wollfaden umwickelt. In der heiligen Nacht kann man den Allfamenbaum oft bei diesem Bäumchen sehen. Man kann entweder Glück oder Unglück davon haben. Verhält man sich lautlos, wird man sein ganzes Leben lang glücklich sein, redet man aber nur ein einziges Wort, so »geht der Verstand zum Mond hinauf«, das heißt von der Stunde an wird man unheilbar wahnsinnig werden. Auch glauben die Zigeuner, daß die Mule (Geister) in der Christwoche ihr Jahresfest feiern und den Menschen, besonders dem weiblichen Geschlecht, nachstellen. Die Frauen hängen daher ein Tüchlein mit ein wenig Kampfer und einer Muskatnuß darin am Wohnungseingang als Schutzmittel auf. Großen Einfluß auf ihr Leben im kommenden Jahr, die Witterung und sonstige Merkwürdigkeiten schreiben die Zigeuner der Christnacht zu. Die Tiere können dann sprechen. Zur Anregung der Freßlust soll man den Pferden, Eseln und Schweinen an diesem Abend gefalzenes Brot geben. Die Pferde werden, wenn man in der heiligen Nacht unter ihnen Asche von verbranntem Eschenholz verstreut, gegen die Geister gesiebt. Ein fruchtreiches Jahr gibt's, wenn in dieser Nacht Fischgeräte und Tierknochen auf die Felder und unter die Bäume gelegt werden. Unruhige Schweine und Esel in der Christnacht zeigen an, daß sich viele Mädchen im nächsten Jahr verheiraten; wenn sich dagegen die Hunde still verhalten, treten wenig Todesfälle ein. Sonst passiert aber gerade das Gegenteil, auch gibt's dann einen regenlosen, trockenen Sommer. Ist die Christnacht finster und stürmisch, wird das Jahr feucht und regnerisch. Am Christtag selbst kommen alt und jung bei den oben erwähnten »verheirateten Bäumen« wegen einer besonderen Feier zusammen. Der Älteste der Versammlung eröffnet die Feierlichkeit mit einem Gebet,

* Das ist dem Zigeunerglauben nach ein himmlischer Baum, der lauter silberne und goldene Blätter trägt und alle Blumen und Früchte, Kräuter und Samenarten der Erde.

dann machen die Kinder ein Feuer, und zu gleicher Zeit beginnen die Erwachsenen, während sie sich in eine kreislose, lange Reihe stellen und sich gegenseitig an den Händen fassen, mit einem Tanz, ausgeführt nach dem schnellen Takte eines dabei gefungenen Klageliedes (dessen Inhalt sich auf die entbehrungsreiche Jahreszeit bezieht), in dem sie bald drei Schritte nach links und nach vorn machen, dabei stets den Bäumchen sich nähernd. Bei ihnen angekommen, werfen sie die Bäumchen nebst Brot unter dem lauten Anrufen der Bolabenenger Ischinkle (Himmelsvögel), die ihrem Glauben gemäß dem Menschen schädlich oder nützlich sein können, ins Feuer und verbrennen sie. Die übriggebliebene Asche wird gesammelt und zu den verschiedensten Heilmitteln verwendet. Vom Rest nimmt jedes Familienoberhaupt und schüttet davon in seine ausgezogene Fußbekleidung. Ist dies geschehen, so müssen alle männlichen Mitglieder der Familie, angefangen vom Kind bis zum Greis, um die gegenseitige Anhänglichkeit zu stärken, diese Schuhe oder Stiefel eine Weile anziehen. Ein alter Zigeunerglaube ist es auch, daß nach dem Gebet von den »verheirateten Bäumchen« abgebrochene Zweige die mit ihnen berührten Haustiere vor Krankheit bewahren und den Zustand von erkrankten bessern. Allgemein verbreitet ist noch unter den Zigeunern der Glauben, daß man in einer der drei Weihnachtsnächte auch sámtliche in der Erde vergrabenen Schätze sehen kann, und daß zwei beherzte Männer dadurch sehr reich werden können, wenn sie es fertigbringen, ein sargähnliches Holzgestell dreimal um einen Kirchhof oder eine Kirche zu tragen, in einer halben Stunde nach Mitternacht. Brauchen sie länger, so setzen die Mule (Geister), die sich nur während dieser Zeit unsichtbar machen können, auf das Gestell, das dann so schwer wird, daß die Männer die Last nicht mehr tragen können; sie werden von Mulen getötet. Ein dritter Mann kann dies verhindern, wenn er mitgeht und die Bahre immerfort mit einem noch nicht gebrauchten Leinwandlappen abputzt; die Geister können dann keinen Platz darauf nehmen. —

Die Weihnachtsgebräuche der Zigeuner nähern sich jedoch im allgemeinen immer mehr denen der Christenheit; so scheint sich auch die Sitte des »Christbaummachens« bei ihnen einzubürgern, die früher nicht bei ihnen zu finden war.

REGENKOBOLD

VON KARL DANTZ

Regenkobold war auf der Wohnungsfuche. Windvater und Regenweib, seine Eltern, zählten zum fahrenden Volk; Regenkobold rechnete sich nicht dazu und mußte sehen, wo er unterkam. Einstweilen faß er auf einer Baracke des Notwohnungsquartiers, oben auf dem Schornsteinrand, und drückte seine nasse Mütze auf den herausquellenden Rauch. Dann sprang er vom Dach herunter auf das geöffnete Klappfenster der Baracke und guckte in die Stube hinein. Eine Frau stand am Ofen und wollte Feuer anmachen; aber der Rauch schlug in dicken Schwaden zurück. Weiß der Kuckuck, er will nicht ziehen; in diesem Haufe geht auch alles verkehrt.

Und dann hustete sie, als ob sie erstickten sollte.

Regenkobold kicherte vor Vergnügen.

Es macht sich, sagte er; hoffentlich lassen sich noch mehr schöne Spielchen hier anstellen.

Ist jemand dort? fragte eine feine Stimme, und gleich darauf kam Sonnenscheinchen, das in einem Fensterwinkel der Baracke zu Hause war, zum Vorschein.

Hu, einer von der nassen Art, dachte es schauernd, als es den triefenden Haarfchopf und die watschelnden Flossenfüße erblickte. Suchst du hier etwas? fragte es schüchtern. Eine Wohnung, du Dummes! Grinnd betrachtete Regenkobold das flimmernde Wesen.

Weißt du vielleicht etwas Paffendes?

O ja, die Dächer auf den Parkwohnungen find noch alle frei, wie ich gehört habe.

Danke, komme gerade dorthier, lachte Regenkobold grob. Mauern ohne Ritzen, Dächer ohne Löcher und Doppelfenster mit lauter heilen Scheiben... das ist nichts für unfereinen!

Aber es wohnen doch sicher nette Leute darin, verfuchte Sonnenscheinchen zuzureden.

Nett? Eingemummelt wie Tieffeetaucher laufen sie herum. Mit Lederkappen, Ledergamaschen, Gummimänteln und Gummischuhen. Gar nicht dranzukommen. Wenn ich ihnen ins Gesicht springen will, so halten sie einfach den Schirm vor und rauchen oder schwatzen weiter, gerade als ob ich Luft bin.

Da verfinsterte sich der Himmel, und ein heulendes Pfeifen ertönte. Sonnenscheinchen verkroch sich augenblicklich in feinem Fensterwinkel.

Das ist Papas Stimme, dachte Regenkobold erschreckt. Hol' der Teufel diese väterlichen Ermahnungen! Und rasch sprang er über die Dächer davon.

Mit gewaltigem Sprunge setzte Windvater über die Baracken und landete mitten auf dem Platz. Schwerfällig folgte ihm Regenweib, seine Frau.

Nimm dich doch in acht mit deinem Gehopfe, schalt sie mürrisch, ganz zerzaust sehe ich aus.

Das tat sie wirklich. Das nasse Haar klebte ihr in wirren Strähnen in Gesicht und Nacken, und die schweren, triefenden Röcke hingen ihr schlampig um den Leib. Bei jedem Schritt quoll Wasser aus ihren niedergetretenen Schuhen, und wo sie stand, hinterließ sie eine Wasserlache. Plötzlich kam Leben in sie hinein. Hui! ergriff sie ein nasses Tuch, das ihr am Gürtel hing, und wirbelte es faufend durch die Luft. Hageldicht flogen die Tropfen und prasselten auf Erde und Dächer.

Ich wollte dir auch geraten haben! keifte sie hinter Sonnenscheinchen her, das sich in feinem Versteck noch kleiner machte und zuletzt ganz verschwunden war.

Windvater stand keinen Augenblick ruhig. Die Hände in die Taschen seines weiten Mantels geschoben, tänzelte er fortwährend hin und her. Dabei drückte er, wie das von je seine Gewohnheit war, das Kinn in den Kragenauschnitt und blies mit geblähten Backen in seinen langen Bart hinein, daß ihm die Enden wie Handtuchzipfel um die Ohren flogen.

Die Baracken bebten in allen Fugen, und die schlecht verkitteten Scheiben klapperten in den Rahmen.

Sei lustig, alte Unke, sagte Windvater aufgeräumt und knuffte Regenweib in die Seite. Was hältst du von einem Tanz über diese klapprigen Hausgestelle?

Windbeutelien! erwiderte sie böse. Du weißt so gut wie ich, daß wir anderes zu tun haben!

Du mit deinen ewigen Pflichten! Der Wettermacher von Bremen kann warten, wie er immer gewartet hat. Als ob ich ihm zuliebe in den D-Zug liege. Komm' ich heut' nicht, komm' ich morgen.

Er tänzelte lustig um sie herum.

Regenweib aber schob die Brauen zusammen, und der Himmel wurde schwarz.

Dicke Luft! dachte Windvater. Der Spaß hat ein Ende. Also reifen wir in drei Teufels Namen.

Er reckte seinen Arm aus und hob Regenweib empor. Seine Stimme klang wie Geheul. Krachend stürzte eine Hofplanke zusammen. Ein Fenster zerfplitterte mit klirrendem Getöse.

Da gehen sie hin, dachte Regenkobold, der hinter der Planke gehockt hatte, und sah ihnen nach. Wer so etwas doch auch könnte! Unfereins muß schon mit den kleinen Heldentaten fürliebnehmen.

Was für Heldentaten? fragte die feine Stimme, und wohlbehalten kam Sonnenscheinchen wieder zum Vorschein. Feuer ausblafen, du Neugier, Lecknecker fuchen, Tropffellen entdecken, durch Zuglöcher pfeifen, Wäsche durch den Schmutz ziehen... was weiß ich. Du glaubst gar nicht, was für herrliche Spiele ich hier ausfindig gemacht habe. So wolltest du also wirklich hierbleiben?

Aber natürlich. Diese Gegend ist wie geschaffen für mich! Und ausgerechnet auf diesem Haufe... Wo die Leute so an mir hängen?

Sonnenscheinchen brach fast in Weinen aus.

Schwatz' keinen Unfinn! Sonnenschein auf einer Baracke ist immer Unfinn! Und beeile dich gefälligst mit dem Umzug, sonst gieße ich dich aus.

Er zog einen nassen Lappen aus dem Gürtel und schwenkte ihn, wie er es von seiner Mutter gesehen hatte.

Aus der niedrigen Tür der Baracke trat die Frau und sah ins Wetter. Das Kleid geschürzt, ging sie in ihren Pantoffeln vorsichtig über den schlammigen Platz.

Es regnet drinnen wie draußen, sagte sie zu der Nachbarin. Wenn das noch ein paar Tage so weiter geht, dann schwimmen wir nächstens mit den ganzen Möbeln zum Tempel hinaus.

*Reiz' den Regenkobold nicht!
Platschend durch die Straßen springt er,
klitschenaffe Lappen schwingt er
jedem ins Gesicht.*

Reiz' den Regenkobold nicht!

*Heimlich hockt er, boshast – stumm
an den Ecken, hinter Wänden,
reißt den Schirm dir aus den Händen,
oder klappt ihn um.*

Und entwischt dann, buckelkrumm.

*Tückisch folgt er deiner Spur,
reißt dir flugs vom Kopf die Mütze,
zerrt sie durch die tiefste Pfütze
wie an einer Schnur.*

Guck' nicht lange, fisch' sie nur!

*Dann reiß aus! Sonst setzt er, stutsch!
an den Leib dir ein paar Flossen;
zappelnd schwimmst du durch die Gassen,
und dann bist du futsch!*

Bist verschwunden – ri ra rutsch!

»Vom glückhaften Stern« heißt ein Buch, das der Bremer Lehrer Karl Dantz soeben in der Büchergilde Gutenberg erscheinen läßt. Es ist das Land der Kinder, ist ihre besondere Welt, die hier in kleinen Geschichten und symbolischen Märchen aufersteht. Die besondere Note des Buches liegt in seinem Zusammenhang mit dem Alltagsleben, das durch einen gefunden Optimismus verklärt wird. Es verzichtet auf die üblichen Märchenrequisiten, als da sind: Könige, Prinzessinnen u. dgl. Der Proletarierjunge selbst ist König in seinem Kinderland, und das Mädchen mit der geflickten Schürze ist Prinzessin – sofern nur noch die kindliche Phantasie in ihnen lebendig ist. Wir empfehlen dies Buch als Weihnachtsgeschenk für unsere Jugend, die ihre Freude an den Geschichten und lustigen Versen haben wird, und nicht zum wenigsten auch an den farbigen Bildern, die der Leipziger Maler Max Schwimmer dazu zeichnete (Preis 4,50 M.). Wir geben vorstehend als Probeblick ein symbolisches Märchen aus dem schönen Buche

BÜCHER ALS WEIHNACHTSGESCHENKE

VON P. MAX GREMPE, BERLIN-FRIEDENAU

Betrachtet man die höheren Anforderungen unserer Bevölkerung in bezug auf Teilnahme an anderen Kulturerrungenschaften, so bleiben die Klagen darüber berechtigt, daß der Absatz an Büchern bei uns in Deutschland im Verhältnis zur Bevölkerung immer noch klein ist. Unter diesem Gesichtswinkel kann auch die bisher hauptsächlich zu beobachtende Steigerung des Verkaufs schöngeistiger Literatur nicht befriedigen. Auch heute noch liegen die Verhältnisse so, daß fast jeder in seinem Bekanntenkreise eine Anzahl kaufkräftiger Leute weiß, die geradezu »prinzipiell« kein Buch kaufen. Mögen die Zeitungen die neuesten Romane, die aktuellen Erscheinungen zu brennenden Tagesfragen usw. noch so eindringlich zur Lektüre empfohlen haben – bis zum Kauf ist es auch bei einer außerordentlich großen Anzahl der sogenannten Gebildeten ein so weiter Weg, daß sie diesen meist überhaupt nicht finden. Mag die Fachpresse noch so eindringlich auf die Wichtigkeit der Fachliteratur hinweisen – gekauft wird diese doch nur in bescheidenem Maße. Noch immer ist der Bücherbestand – vielleicht abgesehen von den »unentbehrlichen« Klassikern – bei vielen unserer Zeitgenossen ein so geringer, daß sie die Anzahl der von ihnen erstandenen Werke ganz genau mit dem dazugehörigen Preis angeben können. Die bedauerliche Tatsache, daß der sogenannte »Literaturhunger« besonders auch auf belletristischem Gebiete im wesentlichen durch Ausleihen befriedigt wird, läßt sich alle Tage feststellen.

An diesem bedauernswerten Zustande sind sicherlich die Hauptinteressenten des Büchermarktes: Drucker, Verleger, Autoren, Angestellte des Buchhandels, Buchbinder usw. bis zu einem gewissen Grade selbst mit schuld. Das wird einem recht klar, wenn man zu Weihnachten die Geschenkfrage erörtert.

Macht jemand aus irgendeiner gewerblichen Branche Geschenke zu Geburtstagen, Hochzeiten, Taufen und ganz besonders zu Weihnachten, so ist es im allgemeinen ganz selbstverständlich, daß – wenn es irgend zugänglich ist – die zu schenkenden Objekte aus der eigenen Branche gewählt werden. Wer z. B. das Vergnügen hat, in seinem Verwandten- und Bekanntenkreise einen Fabrikanten oder Händler mit photographischen Artikeln zu haben, der kann sicher sein, daß dieser keine Zigarren oder Bücher für Geschenkzwecke kauft, sondern aus der eigenen Branche photographische Apparate, Filme usw. wählt.

Daß im allgemeinen die gleiche Tendenz im Buchgewerbe herrscht, wird niemand behaupten können. Der Ausnahmefall, daß der Autor, der soeben sein neuestes Werk herausgebracht hat, damit seinen Bekannten eine Freude macht, kann hier ausgenommen werden.

Zweifelsohne können die »direkten« Interessenten des deutschen Buchgeschäfts erheblich zum Absatz der Bücherproduktion beitragen, wenn sie es so machen würden, wie es bei allen Geschenkgelegenheiten in anderen Erwerbskreisen üblich ist. Warum sollen Drucker, Buchbinder, Verleger, Schriftsteller usw. nicht genau so selbstverständlich in erster Reihe literarische Erzeugnisse überall da präsentieren, wo sie zu Gaben verpflichtet sind? Im allgemeinen wird unzweifelhaft in unseren Kreisen nur so viel an das Schenken von Büchern gedacht, als es überhaupt Brauch

ist, d. h. man gibt zu Weihnachten den Kindern Märchenbücher und Jugendschriften. Für die jahraus, jahrein systematische Beschenkung mit Büchern ist doch aber die Situation im allgemeinen hinsichtlich des Büchermarktes günstiger als das Gabenmaterial jeder anderen Branche. Die zeitgenössische Bücherproduktion ist so außerordentlich reichhaltig, daß man ohne Übertreibung sagen kann: es läßt sich für jeden Geschmack und jedes Interesse etwas finden. Dazu kommt noch ein weiterer Vorzug: es läßt sich auch in jeder Preislage etwas Geeignetes herausfinden.

Gewöhnen sich alle Interessenten des Buchabsatzes daran, wo nur irgend zugänglich Erzeugnisse der Literatur zu schenken, so tragen sie eben zur Hebung des Absatzes der Produkte der »eigenen Branche« bei. Das kommt dann wieder allen Angehörigen des deutschen Buchgewerbes zugute. Würden wir uns daran gewöhnen, namentlich zu Weihnachten diese Gelegenheit großzügig wahrzunehmen, so wäre der entsprechende Erfolg sicherlich sehr bald in der Statistik des deutschen Bücherabatzes feststellbar.

Wie die Verhältnisse liegen, werden nachweislich gerade zu Weihnachten und bei ähnlichen Gelegenheiten außerordentlich viel Objekte geschenkt, die von dem damit Beglückten nicht vernünftig verwertet werden können. Es hatte sich bekanntlich eine Industrie entwickelt, die Artikel aller, auch der unglaublichsten Art zu sogenannten Geschenkzwecken produziert. Dadurch aber wird wieder das Publikum verführt, auf einen Gegenstand hereinzufallen, der nicht selten so unpraktisch wie nur möglich ist. Die Warnungen und Ermahnungen der Presse haben auf diesem Gebiete weder bei der Industrie noch beim Publikum eine nennenswerte Besserung zeitigen können. Was hier dauernd an Nationalvermögen verschwendet wird, das könnte leicht zu einem immerhin erheblichen Teile der deutschen Büchererzeugung zugewendet werden.

Daß sich kein vernünftiger Mensch der sachgemäß ausgewählten Gabe eines Buches als Geschenk zu irgendeiner Gelegenheit zu schämen brauchte, sollte zwar selbstverständlich sein, muß aber doch auch im »Volke der Dichter und Denker« immer wieder betont werden. In dieser Hinsicht kann man sich gegebenenfalls auf Wilhelm von Humboldt berufen, der gesagt hat: »Ich finde und habe immer gefunden, daß sich ein Buch gerade vorzugsweise zu einem freundschaftlichen Geschenk eignet. Man liest es oft; man kehrt oft dazu zurück. Man braucht es nicht wie eine Tasse, ein Glas, einen Hausrat in jedem gleichgültigen Augenblick des Lebens, sondern erinnert sich immer des Freundes im Augenblick eines würdigen Genusses.« –

Die vorstehenden Ausführungen sind auch für uns Buchdrucker beachtenswert, obwohl man im allgemeinen wohl nicht von einer Interesselosigkeit des Buchdruckers am Buch sprechen kann. Die Büchergilde Gutenberg mit ihrer dauernd zunehmenden Mitgliederzahl beweist das Gegenteil, und die Ergebnisse der vorjährigen Weihnachtszeit zeigen auch deutlich, daß man bei uns den vortrefflichen Geschenkcharakter des Buches erkannt hat. Immerhin gibt es in unseren Reihen noch genügend »Indifferente« in dieser Hinsicht. Hoffentlich finden auch sie nun ihren Weg, dessen Richtung hier angedeutet wurde. *Schriftleitung*

Hinweise

Signatur	z. 4° 6055	Stok	h
----------	------------	------	---

ES	24. 1927	Bub	AK
		Ma	h
		Titelaufn.	AKB

FK

- Buchgewerbe 17. 11. Sa.

Bio-K Bild K

SWK

Sonderstandort	Signum	Ausleihervermerk
		/

III/9/280 Id-G 80/62

SLUB DRESDEN



3 2876170